Lebenserinnerungen

und

Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1866.

Lebenserinnerungen

und

Denkwürdigkeiten.

Dritter Theil.

Lebenserinnerungen

und

Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1866.

Inhalt.

Siebentes Buch.

Reise nach Laibach 1837 und fortgesetzte ärztliche und literarische Thätigkeit.

Mannichfaltige Reisen habe ich schon gemacht! immer weislich vorbereitet, durch mancherlei Studien eingeleitet, und zu irgendeinem aus innerer Lebensentwickelung folgendem Zwecke unternommen! Es sollte nun auch einmal eine Reise ganz unvorbereitet, ganz unerwartet, und durchaus für einen äußern, obwol mir sehr nahe gehenden Lebenszweck ausgeführt werden! Eigentlich kam mir das Ganze vor wie eine Art von Ritterzug, um einen theuern von Krankheit gefangen gehaltenen König zu befreien! Einzelnes aus vielem habe ich unterwegs aufgezeichnet. Das Merkwertheste davon im Folgenden!

I.

Abreise den 31. Juli abends 8 Uhr.

Es gibt ein gewisses Gefühl der Trauer, so allein in die Nacht hinauszufahren! — Es war ein gleichgültig trüblicher Abendhimmel, späterhin schwacher Sternschimmer. Erstes Morgengrauen auf den nollendorfer Höhen. Im Thale nach Teplitz lagen dichte weiße Nebelstratus und die noch dunkeln Berge des Mittelgebirges sahen gleich Inseln über der weißen Nebelschicht hervor. Unten im Thale kalt und feuchte Luft. In Teplitz hielt eben der Eilwagen vor der Post; unten im

Hause wüstes Wesen vieler Fremden und schläfrige Gesichter der Aufwachenden. Kaum aber eine Viertelstunde, so fuhr ich zum andern Thore wieder hinaus, die Straße nach dem Millischauer zu. Dann und wann brachen Sonnenstrahlen durch das Gewölk; es kam mir die lebhafte Erinnerung an eine Spazierfahrt, die ich vor zehn Jahren mit Raabe machte, um den Millischauer zu besteigen. Wieder also zehn Jahre vorüber! wie so viel anders alles! doch im ganzen wieder ein Stück vorwärts! — Das Waldgebirge gestaltet sich nun großartiger; bei Doleslav eine sonnig unter Linden und Nußbäumen liegende Kirche mit schöner Ferne. Man ist hier ganz nache am Millischauer und die Gegend umher trägt den entschiedensten Erhebungscharakter. Nichts als schroff aufgeschobene kuppelförmige Berge! weiterhin kommt man auch an einen großen Steinbruch kugeliger Basalte vorbei. Der Boden überall roth gebrannt von altem vulkanischen Feuer! Gletscherberg, Lobositzer, Rudnitzer Berg, alle scheinen nichts als aufgehobene Wellen der Erde. Das Wetter wird sonnig. Man kommt in die Gegend von Theresienstadt; von außen und von weitem scheint es sehr unbedeutend. Man glaubt hinter sacht aufsteigenden Wiesen und Büschen etwa einen gewöhnlichen Marktflecken vor sich liegen zu sehen, kommt man aber herein zwischen die gewaltigen Mauern, über die breit und tief zwischen den grünen Flächen eingeschnittenen Festungsgräben mit ihren schroffen scharfkantigen Batterien, so ist der Eindruck durchaus imposant. Die geketteten Baugefangenen, die straffen österreichischen Kanoniere, die Brückenketten und die kellerartigen Gewölbe der Thore, es gibt den Ausdruck des höchsten Pedantismus des Lebens. Ich fahre schnell hindurch. Die Berge treten hinter Theresienstadt in die Ferne, man setzt auf einer etwas gebrechlichen Fähre nach Weltruß über und fährt auf langen schnurgeraden Chausseen, bis endlich zur rechten in der Ferne auf bergigen Boden weit hingestreckt Prag erscheint.

Bei schönem Nachmittagssonnenlicht nahm es sich bedeutend aus. Das Großartige vielfältig zusammengedrängten Menschenlebens verfehlt doch nie seine Wirkung! Ich war von dieser Seite noch nicht nach Prag hereingekommen. Erst als ich am Stadthause die alte kunstreiche gothisch verzierte Uhr wiedersah, kam mir die volle Erinnerung von meinem frühern Aufenthalt in Prag wieder. Die schöne Moldaubrücke hatte ich zuletzt um Mitternacht auf meinem Wege nach Italien überfahren, diesmal schimmerte alles im herrlichen Lichte der Abendsonne. Es wird sich in dieser Art doch schwerlich eine Brücke in Europa mit der prager Brücke vergleichen können! Die alte sonst in Ruinen liegende Maltheserkirche sah ich von außen wieder neu, doch etwas ungeschickt aufgeputzt. Eine noch sonderbarere Verwandlung einer Kirche fand ich indeß im Posthause! Auf die Pferde wartend ging ich auf der Flur des Posthauses auf und ab, als das eigene Licht des Hofs, wo die Postwagen eingeschoben waren, mich anregte einige Schritte dorthin zu thun. Was war dieser Posthof? Ein Kirchenschiff; noch sah man die Pfeiler der Kirche, oben den Gang zum Chor; was sonst zu Kapellen führte, das waren jetzt Thüren zu Expeditionen u. dgl. Das Tageslicht fiel noch von oben durch die hohen abwärts zugemauerten Kirchenfenster, daher der eigene Farbenton, der sich über diesen Raum ausbreitete. Das Ganze wäre keine üble Aufgabe für einen Interieur-Maler gewesen. Ein Kirchenschiff als Gasthof, es wollte mich fast gemahnen, wie etwa ein Liebesbrief als Wechselbrief überschrieben! Ich mußte wieder über die schöne Brücke zurückfahren, sie war gedrängt voll von Spaziergängern; eine sonderbar eigenthümlich sinnliche Physiognomie gewahrt man doch an den meisten dieser Leute. Mein Weg führt mich den steilen Berg zu der halb in Ruinen liegenden Burg hinauf, und dort oben durch die letzten Festungswerke wieder ins Freie. Eine farbige Dämmerung sinkt herab, die Luft

ist rein und kalt, ich bereite mich die zweite Nacht zu durchfahren.

Am 2. August.

Es war eine trübe Nacht. Als es eben Tag wurde, lag auf einer Anhöhe vor mir das alte Tabor, der von den Hussiten verschanzte Berg, wo sie dem kaiserlichen Heere Trotz boten, wo sie eine Stadt gegründet hatten, und, indem sie sie Tabor benannten, von ihr wieder den Namen Taboriten empfingen. Auch hier war die Metamorphose neuerer Zeit unverkennbar, einige alte Mauerthürme, von denen vielleicht Ziska einst commandirte, hatten sich's gefallen lassen müssen, daß man sie anweißte, die Mauern daneben abbrach und Gärtchen und Gartenhäuser dort anlegte. Wollte man doch nur überall begreifen, daß, so wie dergleichen, und überhaupt alles um uns her, unaufhaltsam sich verwandelt, auch der Mensch in seinem Wollen und Verneinen, Lieben und Hassen, Leben und Streben stets von Zeit zu Zeit ein anderer wird, andere Bedürfnisse hegt und andere Verhältnisse fordert! — Von hier aus über manch hügelige Landstrecke in kaltem Nebelregen unter stillen innern Betrachtungen bis gen Budweis, wo ein helles Sonnenlicht die Wolken durchbrach und das heitere Oertchen heiter erleuchtete. Es ist manches in der Baulichkeit hier, das an den Stil der Jesuiten erinnert: so der opulente hohe Brunnen auf dem Markte mit dem Simson und dem Löwen. Trotz allem Schnörkelhaften ist, was unter ihnen gebaut wurde, meistens in einem großen Sinne gethan. Den ersten Ruhepunkt eines guten und schnellen, freilich ganz einsamen Diner auf dieser flüchtigen Reise hielt ich hier! Noch während die Pferde kamen skizzirte ich ein Stückchen des Markts mit dem Brunnen, den Arcaden und dahinter sich gruppirenden Häusern, und wieder fort ging's dann über die

Höhen nach Linz hin, der Eisenbahn folgend, welche (freilich nur für mit Pferden bespannte Wagen) sich dort in Schlangenlinien an den Anhöhen hinaufzieht. Die Gegend umher ist mannichfaltig und anmuthig, und es fuhr sich in meinem leichten offenen Wagen, von mancherlei guten Büchern umgeben, ganz angenehm. Da hörte ich von weitem einen eigenen schrillenden Ton — es war eine Strohfiedel. Am Wege saß, oder vielmehr kniete ein Mann halb in Lumpen gekleidet, das Instrument gegen den Boden stemmend und spielend, nicht weit davon ein Wägelchen mit dürftigem Hausgeräth, ein Kind, eine ältliche elend aussehende Frau und neben ihr angebunden ein junges Schwein! Das Ganze nahm sich bei dem sonderbar schrillenden Klange auf der einsamen sonnigen Wiese seltsam aus, war es doch das geschlossene Bild eines ganzen kleinen menschlichen Daseins! Der Mann hatte übrigens ein hübsches mager-blasses Gesicht mit langem blonden Knebel- und Kinnbart! was hätte unter andern Umständen vielleicht aus ihm werden können!

Am 3. August.

Nur wenige Stunden hatte ich in Freistadt, nach zwei ganz durchfahrenen Nächten, dem Schlafe gegönnt, und beim ersten Morgengrauen fuhr ich durch dichte Frühnebel zwischen den bewaldeten Höhen gegen Linz weiter. Der Weg schlingt sich dann durch mancherlei Thäler zu einer Höhe hinan, und auf einmal treten die beschneiten Gipfel der Steirischen Alpen erst einzeln hervor, bis hinter Neumarkt auf einmal in herrlich reiner Morgensonne, und unter weitem blauen Himmelszelt, die ganze Kette dieser Gebirge bis zum Traunstein und weiter ins Salzburgische hinaus vor mir ausgebreitet liegt! Das Wetter hatte durch starken Schneeniederschlag in höhern Regionen eine Krisis bewirkt und sich auf lange geläutert, aller

Rasen und alle Büsche und Bäume schimmerten von Thau, munteres Landvolk in seinen breiten runden Hüten war in den Feldern schon für die Ernte thätig, und wie ich so in der reinen Luft durch alle diese Herrlichkeit im offenen Wagen hindurchrollte, da wurde mir zum ersten mal wieder recht freudig zu Sinne, und mit frischerm Muthe aller früher schon überstandenen Lebensmühen und Gefahren gedenkend, zog ich meines Weges vorwärts!

Ich konnte mich nicht satt sehen an diesen schön gezeichneten Alpen, in ihren runden, vollen, bläulichen Schatten und blitzenden Schneelichtern! Es liegt so etwas durchaus Genügendes, Klares, in diesen alten Erhabenheiten der Erde!

Noch oft erschienen sie mir, immer hinter den nähern Höhenzügen wieder auftauchend, bis endlich auf der Höhe vor Linz sich nun auch das Donauthal aufthat, auch die Donau mit ihren Biegungen und Inseln sich zu allem andern Großen gesellte, und die reiche Stadt und die Alpen zugleich im heitern Sonnenlicht dalagen!

Die Kette der linzer Befestigungsthürme, von welchen ich früher manches gelesen, machte sich schon von weitem, wie sie um die bebuschten Höhen vor der Stadt sich hinanzog, bemerklich, und bald fuhr ich nun über die lange hölzerne Donaubrücke in das Innere der Stadt ein. Wie sehr hat hier nicht alles schon ein südliches, ein italisches Ansehen! Lauter weiße hohe Häuser mit sehr niedrigen, wenn auch nicht ganz flachen, und oft maskirten Dächern, kein Glasfenster sichtbar, sondern alle Fenster mit grünen Jalousien bedeckt, an welchen höchstens einige Chassis aufgeklappt hervorstehen, an vielen Fenstern eiserne Balkone, ich glaubte mich fast in Domo=d'Ossola oder Como! Und welch gesunder, frischer Menschenschlag auf den Straßen sichtbar, einige sehr schöne Mädchengesichter (die Linzerinnen sind ja berühmt) begegneten wir schon auf der Brücke.

Auf der Post mich auf das genaueste erkundigend nach Nachrichten, ob unser König noch in Laibach verweile, hörte ich, daß alle Briefe für denselben nach Ischl gesendet würden, und so ging denn augenblicklich meine Fahrt in dieser Richtung weiter. Man kommt durch eine weite Ebene über Neubau, Wels, nach Lambach. Auch die Sonne brannte in diesen Mittagsstunden auf mehr italienische Weise, und es hielt schwer, sich gegen ihre sengenden Strahlen mit einigem Erfolg zu vertheidigen. Die Luft zitterte über den Feldern, und immer weiter zur Linken dehnte sich die blaue hohe Alpenkette, an welcher schon der Schnee zu schwinden schien, in abwechselnden Formen hinaus. In Lambach mußte ich einige Zeit auf Pferde warten und erfreute mich indeß des herrlichen Ueberblicks dieser nun auch in der Nähe wieder bergig werdenden Gegend. Im tiefeingefurchten Thale strömt unten die blaugrüne Traun dahin, drüben weite Felder und Hügel bis an den gewaltigen Traunstein hinan, der zuerst hier mit ganzer Macht in seinen prachtvollen Felsenkanten und Ecken hervortritt, und ich brauche die wider Willen gegönnte Verzögerung, um einen Contour dieser wunderbaren Formen zu nehmen.

Von Lambach aus fährt man zuerst über die Traun, und dann, in der Höhe, ihrem weiten reichbelaubten, tiefeingeschnittenen Felsenbett folgend, dem Strome entgegen, den höhern Gebirgen zu. An einer Stelle halten die Wagen gewöhnlich etwas an, in der Tiefe braust der berühmte Traunfall, und eilig stieg ich hinab, um doch auch diese wunderbare Erscheinung in mich aufzunehmen, und eine Blüte mehr dieser mir so sonderbar angewehten Reise einzuflechten. Seit Humphry Davy's „Letzten Tagen eines Naturforschers“ war ich immer begierig gewesen, diesen Fall zu sehen, und jetzt in köstlichstem Sommerwetter und doch bei reicher Wasserfülle (nach allem vorigen Regen) sollte ich ihn wirklich erreichen!

Gewiß! Die ausgenagten, enggeschlossenen Felsen, der grüne gewaltige Sturz, die bläuliche Wölbung unter den stürzenden schäumenden Wogen, die reichbelaubten Bergwände zu beiden Seiten, es war ein überaus großartiges Phänomen! Wäre nicht so viel von Mühlenwerken und Kanalbau da drum und dran angelegt, es würde freilich ästhetisch noch viel mächtiger wirken!

Als ich weiter fuhr, hatte ich noch manche Gedanken darüber! Eine entschiedene Aehnlichkeit mit einem Thale in den Vorgegenden der Sächsischen Schweiz war nicht zu leugnen. Es ist dort ein Thal, der Liebethaler Grund, und in diesem eine Mühle, die vielgezeichnete und gemalte Lochmühle mit einem kleinen Wasserfall, von schroffen Felsen malerisch genug umgeben. Die Wiederholung der einen Form durch die andere schien auffallend! aber in wie ganz anderm Stile! wie großartig diese! Dies blaue Alpengewässer, wie es sich schäumend in dieser Klarheit über die hohen moosbeschlagenen Felsen stürzt, es ist auch ein Fall, aber wie ganz anders! Wer indeß irgend auf ein reicheres Leben zurückblickt, wird dem dann nicht einfallen, wie doch so vieles, wenn überhaupt das Leben schön und organisch fortschreitet, sich da begebe, das zwar beim ersten Blick auch nur eine Wiederholung ganz ähnlicher früherer Lebensereignisse scheint, bald jedoch als ein viel anderes, höheres und bedeutenderes sich documentirt. Glücklich der, dem immer auf diese Weise das Fortleben zugleich ein Fortschreiten vom Niedern zum Höhern, ein wahrer aufsteigender Spiralgang wird, an welchem jede Windung zwar nur eine Wiederholung der vorhergegangenen bleibt, aber eine Wiederholung im höhern, schönern, reinern Sinne!

Möge auch mir das heutige Erlebniß eine Vorbedeutung für manch ähnliches künftige sein! wie ich denn, in Freude und Qual so manche Erfahrung der Art bereits gemacht zu haben hiermit dankbar und verehrend schon jetzt anerkenne!

Ich fuhr nun durch fortwährend reiche mannichfaltige Voralpengegend bis Gmunden. Immer die in der Tiefe hinziehende blaugrüne Traun einerseits und den hohen Traunstein andererseits! Die Sonne sank und gegenüber glühten die Kämme der Alpen im Spätroth. Seit zwei Jahren hatte mich ein Bild beschäftigt, wo hinter zwei mächtigen, innig verschlungenen Eichen eine im Abendroth verglühende Alpenkette sich hinzieht. Es war als sollte ich hier diese Wirkung noch einmal sehen, bevor ich das Bild vollendete! Aber was sage ich von diesem Gmunden, unter breithinschattenden Nußbäumen am Ausfluß der Traun aus dem Traunsee gelegen! Welcher Anblick, schon von dem Wege, wo man zu Stadt, und zur Brücke über die Traun herabfährt, zu diesem herrlichen Traunsee, dessen bläulicher Spiegel unter mildfarbiger Gegendämmerung zwischen schön gezeichneten Kalkalpen sich hinausdehnt! Hier wäre so ein Ort, um in schöner Jahreszeit monatelang ein erquickliches, inneres Leben förderndes, poetisches Dasein zu führen!

Der König, hieß es in Lambach, werde in Gmunden sein, um mit der Familie des österreichischen Kaisers einer großen Festlichkeit beizuwohnen, welche mit Lustfahrten auf dem See, Erleuchtungen u. dgl. begleitet sein sollte; von alledem keine Spur! und so denke ich mindestens die Nacht hier zuzubringen, um morgen früh gleich nach Ischl zu gehen, wo ja sämmtliche hohe Häupter verweilen sollen.

Schon dunkelte der Abend nieder und ich konnte nicht widerstehen, noch eine Strecke auf den See hinaus mich rudern zu lassen, um nach heißem Tage hier die anmuthigste Kühlung zu athmen, während ringsumher die Gebirge in immer tieferes Dunkel sich hüllten und über und unter mir die Gestirne sich entzündeten. Ganz eigenthümlich, ein Duodez-Neapel, liegt dies Gmunden mit seinen flachgedeckten weißen Häusern mit grünen Jalousien am Seeufer! — Die Fenster

meines Zimmers im Gasthofe gehen auf den freien Platz vor dem Hause, und dieser Platz ist wieder gegen den See geöffnet! Noch spät athme ich am Fenster mildere erquickende Seeluft, von den Alpen herab über das Wasser herüberwehend; noch immer plätschern ein paar Ruder auf dem See — die Leute plaudern vor den Thüren (auch hier ist ein feiner, wohlgebildeter Menschenschlag), und drüben von einer Landspitze am See steigen einige Raketen und romantische Lichter blitzend vor den dunkeln Bergwänden auf, während ihr Widerleuchten im See sich unter die widergespiegelten Sterne mischt.

Selbst ein naturhistorisch interessantes Abendessen trägt mir eine sehr zierliche Gmundnerin herein, indem sie mir den beliebtesten hiesigen Fisch, den Salbling (Salmo salvelinus), eine bei uns nicht vorkommende Forellenart, auf den Tisch setzt. Ist es mir zu verdenken, daß ich ungern daran denke, so schnell wieder scheiden zu müssen?

Am 4. August.

Welch köstlich reiner Morgen! Das erste Frühroth erleuchtet die Felskanten der Alpen dahinten über dem bläulichen dampfenden See! Aber noch einen Blick — und fort!

Ich fuhr bis Traunkirchen immer längs der Ufer des Sees, welche Fülle von Bildern! Leichte holzerbaute Häuser von hohen Nußbäumen beschattet, üppige Vegetation auf dem Boden bis hinunter an die schilfigen Ufer des Sees. Ein kleines Schloß auf ein paar Felsblöcke in den See hineingebaut, über welchen noch weiße Nebelstreifen sich breiten. Hinter alledem immer die gewaltigen Massen des Traunsteins und des an ihn sich anlehnenden Alpenzugs! So in steter Abwechselung fort bis Traunkirchen, wo auf einem scharfen umbuschten Felsvorsprunge die Kirche sich über das Holzwerk der Wohnungen erhebt und im See sich spiegelt.

Man schiebt meinen Wagen hier auf einen breiten Kahn, sechs Ruderer setzen das doppelsinnige Fahrzeug in Bewegung, und ich gleite in warmer Morgensonne über den grünen Spiegel des Sees bis hinüber nach Ebensee. Hier nun die ungeheuern zum kaiserlichen Salzkammergut gehörenden Salzwerke, von welchen vor ein paar Jahren ein gut Theil niedergebrannt war, die aber nun prachtvoll wieder aufgebaut werden. Als ich am Seeufer die Postpferde erwartete, stieß ein Arzt aus Ischl zu mir, der mich vor längerer Zeit in Dresden besucht hatte. Er wollte seine von Wien zur Ferienzeit heimkehrenden Söhne in Gmunden abholen, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, wie leicht, bequem und billig bis hierher die Communication eingeleitet ist; von Wien bis Linz täglich Eilwagen, von Linz bis Gmunden eine Eisenbahn, zwar nur zum Transport mit Pferden eingerichtet, aber doch ihren Zweck sehr gut erfüllend.

Was mich betraf, so fuhr ich nun der schäumend das Alpenthal herabströmenden Traun rasch entgegen und sah mich um 9 Uhr schon in dem von hohen Alpen eingeengten Ischl. Der König aber ist nicht hier! Ich verfügte mich sogleich zu der verwitweten Königin von Baiern, allwo ich auch Frau Erzherzogin Sophie antraf, und erhielt hier zuerst die officiellen Rapports des Gouverneurs von Laibach über das Befinden unsers erhabenen Kranken. Leider sah ich, daß das Ganze ohne Zweifel weit ernster gewesen war, als es die ersten nach Dresden gekommenen Nachrichten hatten glauben machen, und schickte dann sogleich wieder nach Postpferden, um die nun noch übrigen 52 Meilen möglichst schnell, Tag und Nacht fahrend, zurückzulegen.

Das Wenige, was ich im Herein- und Hinausfahren von Ischl sah, zeigte mir ein gewöhnliches, zwischen hohen mit Nadelholz bedeckten Bergwänden eingeschlossenes Oertchen, durch das neuerlich sehr in Aufnahme gekommene Bad mit vielen ganz

netten, aber alltäglichen Häusern vermehrt. Aussicht auf die höhern Alpenkämme ist natürlich soviel als keine; an einer Stelle nur sieht man den Dachsteingletscher, und bei schlechtem Wetter mag daher auch in diesem Bade die Existenz trist genug sein!

Es war wieder heiße Mittagssonne, als ich den gewaltigen, den Pferden selbst bei meiner leichten Chaise zur langen Qual gereichenden Berg gegen Aussee hinanfuhr. Man sieht den Hallstädtersee in der Tiefe liegen. Es gab ein eigenes Bild, dieser von ungeheuern Felswänden ganz eingeengte See da unten, alles das so in den bläulichen Tinten des heißesten Sommertags, durch die hier und da von hellen Schlaglichtern erleuchteten Tannen am Wege zu überblicken! — Ich dachte mir einen Adler da drüber kreisend, und hätte gewünscht, ein Studium von all diesem malen zu können.

Nach endlich gewonnener Höhe tritt man in das Thal der Enns ein und ist in Steiermark. Ein schöner Menschenschlag! als ich in Aussee beim Wechseln der Pferde in ein Wirthshaus trat, um mit einer Tasse Bouillon das übergangene Diner zu ersetzen, welch eine ausgezeichnete Mädchengestalt trat mir da entgegen, um mich zu bedienen! Voll, schön und schlank aufgewachsen wie eine junge Birke, ein Teint und eine Zartheit der Haut, die unsere Damen mit Gold erkaufen würden wenn sie sie erlangen könnten, und welch schön gezeichnetes Gesicht! mir fiel die Chocoladière Liotard's von unserer Galerie dabei ein, nebenbei so fein in ihren Bewegungen! eine wahre Huris eines mohammedanischen Paradieses! — doch vorbei! vorbei!

Der Weg führt über Mitterndorf weiter. Manch schönes Bild stellte sich in der Nachmittags- und Abendbeleuchtung noch dar! Ich finde, es macht solch schöne Wirkung, das Perlgrau der hohen nackten Kalkalpen, wenn diese, vom zarten Duft dazwischentretender Atmosphäre gemildert,

über das silbergraue Holzwerk der Häuser dieser steierischen Dörfer hervortreten, und wenn dann in dem Schatten des Holzwerks die Farben wieder durch ein saftiges Braun um so kräftiger sich heben.

Noch in später Dämmerung kam mir jetzt, in einer Ebene gelegen, das Schloß Trauenfels zu Gesicht; eine anmuthige Besitzung, eben, wie ich höre für eine große Summe das Eigenthum eines polnischen Magnaten geworden, der hier vielleicht über die fortschreitende russische Bildung seines Vaterlandes sich zu trösten versucht.

Am 5. August.

Die Nacht war klar und warm, fernes Wetterleuchten in Westen! Ein sonderbarer Contrast, als ich in Rottenmann um Mitternacht auf dem Markte stand, die frischen Pferde erwartend: über mir schimmerten die lichten Sterne so rein, gegenüber leuchtete rothtrübes Licht aus einer Taverne, und während dorther in der stillen Nacht wüster Tanzlärm herüberscholl, zog von der andern Seite eine große Heerde echt ungarisches Hornvieh mit seinen Treibern heran und drängte sich in wunderlicher Hast in dieser gänzlichen Dunkelheit durch den Ort!

Gegen Morgen wurde es kühl und der endlich bessere Schlaf führte mir statt der Morgendämmerung noch einmal eine glückliche Abenddämmerung mit Mond und Abendstern im Traume herbei.

Der Morgen war herrlich! Der Weg schlingt sich in das Thal der Muhr hinab und bietet an sich weniger Abwechselung dar, doch vor Leoben tritt noch einmal, von Wolken umspielt, ein hoher Alpenrücken, die Reiterspitz genannt, recht mächtig hervor. Bläulich dunkle Waldungen ziehen sich an diesen grauen Alpen hinan, und es sieht prächtig aus, wenn

vor den dunkeln Waldstellen über das Gestein hin (dessen Farbe ich mir unter der des angelaufenen Silbers am liebsten merken möchte) schmaltegraue Wolken aufsteigen, um in dem reinen Himmelsblau sich aufzuflocken, während hinter den Felsenkämmen hellerleuchtete Cumuluswolken liegen, welche selbst von dem sonnebeschienenen Gestein noch hell sich absetzen.

In Leoben komme ich wieder auf die allbekannte Straße per Italia! längs der Muhr hin. Sie wird mich diesmal nicht dorthin geleiten!

Was brannte doch nun wieder die Sonne und was stäubten die Wege! und so immer fort durch Kälte und Hitze, um endlich den Ort zu erreichen, wo Der vielleicht meines Rathes bedarf, dem ich die Wunderschau Italiens und so manches andere Gute verdanke!

Am meisten hat hier noch Judenburg auf seiner Höhe über der Muhr, vor Gebirgen mit Nadelwaldung sich hinstreckend, einen gewissen bestimmten Charakter. Die vielen Hammerwerke, die sich hier an der Muhr finden, sind mir von der italischen Reise her noch gar wohl erinnerlich! Alles erweckt mir die Vorstellung jener Reise wieder! Seit diesen neun Jahren, was habe ich nicht alles erlebt! zumal tiefinnerlich! In Unzmarkt bricht die Nacht herein, man spricht auf der Post davon, der König von Sachsen werde auf seiner Rückreise hier erwartet, aber wann? ist unbestimmt. Der Abend ist schwül und gewitterhaft, der Himmel bedeckt sich, und starkes Wetterleuchten flammt auf. Trotzdem immer in die dunkeln Bergthäler hinein! es war ganz unheimlich! Endlich zerstreuen sich die Wolken, und nach Mitternacht in Neumarkt auf dem Markte haltend, sah ich ein starkes Meteor nordöstlich herniedergehen.

Am 6. August.

Am klaren duftigen Morgen fahre ich dann in die gesegneten Fluren um St.-Veit herein. Umher edle Bergformen, auf den Feldern wuchern Mais, Kartoffeln und Kürbis oft auf einem Acker zusammen, Wein rankt über die Mauern, schönes Vieh wandelt auf den Triften, nur die Menschen haben in Miene, Wuchs und selbst in der ungeschickten schwerfälligen Kleidung etwas Dumpfes. Nun nach Klagenfurt. Auch hier ist der König nicht, obwol man ihn täglich erwartet, und so führt mich denn mein Weg über die breite reißende Drau zunächst dem gewaltigen Gebirgspaß des Leobel oder Leubell entgegen. Am Fuße desselben in Kirschentheuer waren diesmal jedenfalls mehr die Pferde theuer, denn es dauerte sehr lange, ehe ich Postpferde und Vorspann auftreiben konnte, da die Leute in der Sonntagskirche waren, und so wurde es denn ziemlich 2 Uhr, bis ich mühselig die Pforte erreichte, welche auf der höchsten Höhe der Straße durch den Felsen gebrochen ist und nun gleichzeitig nach Norden und Süden in die großen Alpenthäler niederschauen läßt. Das Herauffahren mit vier starken Pferden an meiner leichten Chaise ging rasch genug, die Hitze war groß, und die blauen Schatten standen den ungeheuern Berg- und Felswänden oft ausnehmend gut. Zugleich änderte sich die Flora merklich, gelbe Salvien, Cyclamen, Alpen-Huflattig und der blaßgelbe Fingerhut (Digitalis ambigua) blühten am Wege. Im ganzen fehlt indeß immer noch, namentlich auf den Thälern der Nordseite, das recht Alpenhafte, denn man vermißt die über die bewaldeten Gebirge aufragenden Gletscher und höchsten Felshörner. Nur an einzelnen Stellen lagen zwischen den obersten Klippen noch einzelne Schneefelder. Bedeutender wird alles schon auf der Südseite, dort sind die Abstürze schroffer, die grauen Felshörner (immer Alpenkalk) mächtiger, und der Hinabblick in das tiefe Thal und in die weite Ferne bis nach den Gebirgen gen Triest hin, wird sehr

großartig. Auch steigen nun die Spiralen der Weglinie scheinbar fast senkrecht hinab, und man schauert unwillkürlich, wenn man fühlt und sieht, wie der Wagen, von zwei Hemmschuhen und zwei Pferden gehalten, so rasch von einem Abschlage zum andern hinabschurrt. Unten im Thale rauscht ein starker Gebirgsbach blauen klaren Wassers, über die grauen und gelben Felsblöcke sprudelnd und schäumend, der Save zu. In Neumärktel am Wirthshaus zur Post sitzt das illyrische nicht eben anmuthige Gebirgsvolk in seiner meist schwarzen Tracht, sonntägig geputzt, zusammen, und ist in slawisch-krainischer Mundart auf fast italienische Weise laut. Auch hier eilig weiter! Ich überschreite bei Krainburg, die nun schon breit strömende blaue Save, und komme durch heiter angebautes, oft schön bewaldetes Land, die Kärntner Alpen im Rücken, bei schönster Abendröthe mit glänzendem Sichelmonde, zur Ansicht dieses endlichen Reiseziels, Laibach, welches mit seinem Castell in weiter Ebene und vor einer Reihe höherer Waldberge recht stattlich im letzten Abendsonnenstrahl daliegt! Möge hier diese Irrfahrt glücklich enden, die von so manchen andern mindestens die unerwartetste war!

Laibach, 7. August.

Es ist ein sonderbares unheimliches Gefühl, wenn ich bei mir selbst bedenke, wie ich nur so plötzlich aus allem meinen eigenthümlichen Treiben heraus und in dies ganz fremde Illyrien hinein verschlagen bin, und verschlagen auf wer weiß wie lange Zeit! Unsern verehrten König fand ich gestern noch sehr krank, er war erfreut über meine Ankunft, und, nachdem ich alles und jedes sorgfältig geprüft, und mit seinem bisherigen Arzte, Professor Dr. Zschuber, besprochen hatte, hoffe ich, vermöge längerer Kenntniß von seiner eigenthümlichen,

nicht so leicht zu entziffernden Constitution, auch hier ihm wahrhaft nützlich werden zu können.

Wie sehr übrigens der Adjutant des Königs, Herr von Mandelsloh, welcher hier, nur noch von zwei Dienern begleitet, mit dem erhabenen Kranken verweilen mußte, sich meiner Ankunft erfreute, läßt sich wol denken! Freilich ist die ganze Lage wunderbar und ängstlich genug! Der König hatte sich sehr verändert, und, obwol jetzt schon etwas gebessert, sind Rückfälle dieses Fiebers keineswegs unmöglich! Die schwere Verantwortlichkeit einer solchen Lage, unserm Lande gegenüber, läßt sich vollkommen ermessen! Auch die Königin wird erwartet! Dabei hat der Ort etwas Unerquickliches, nur Handelsmäßiges! Der ganze Ernst, ja die ganze Pedanterie des Lebens will einmal auf mich eindringen und möchte mich von dem innern Schwerpunkte eines frei und heiter auf dem Gefühl eines allgemeinen Göttlichen ruhenden Lebens hinwegdrängen! Doch hoffe ich ein Besseres!

Laibach, 8. August.

Die Tage vergehen mir hier natürlich fast ganz an der Seite meines Kranken. Ich konnte heute in das über seinen Gesundheitszustand ausführlich gehaltene Tagebuch eine wichtige kritische Erscheinung eintragen und hoffe somit auf eine baldige entschiedenere Besserung. Schon seit einigen Tagen ist der König bei den warmen Abenden zwischen 5 und 6 Uhr etwas ausgefahren, und obwol das Fieber noch nicht ganz verschwunden ist, kann man in diesem Klima eine solche Erquickung dem Kranken wol gestatten. Ich fuhr daher gestern selbst mit ihm, und fand ihn auch schon etwas heiterer als vorgestern. Ich selbst erfreute mich dieser südlichen, durch die Abendstunden angenehm gedämpften Wärme und dieser farbigern Beleuchtung. Besonders schön nahm sich, als wir zurückfuhren, das Abendlicht

aus, wie es sich über die Stadt und den Burgberg verbreitete. Namentlich war das Grün des letztern von einer Klarheit und Dunkelheit, wie grüner Sammt auf einem Bilde Tizian's. Auch die Waldung hier herum hat einen eigenen Charakter! Den niedern Pflanzen und den Bäumen nach gleicht sie unsern Fichten- und Kiefernwäldern mit all ihrem Adlerfarrnkraut, allein es hat doch schon alles ein volleres frischeres Ansehen; gute Kastanienbäume wachsen oft mitten unter den Kiefern, und die Schatten zwischen den Bäumen haben einen mildern Ton, auch fehlt die feuchte Kälte, die im Dunkel unserer Wälder, selbst an warmen Tagen, uns oft so belästigt.

So vergehen denn hier im ganzen die Tage wol zuweilen etwas peinlich, doch richtet es mich bei dergleichen immer wieder auf, wenn ich dabei der alten Ritter gedenke, welche im Kampfe gegen die Sarazenen die stille Pflicht der Krankenpflege übten, oder es fällt mir der alte Connetable von Frankreich ein, der mit Ludwig dem Heiligen im Gelobten Lande im dicksten gefährlichsten Gedränge kämpfend, seinen Gefährten zuversichtlich den Muth stählte, indem er ausrief! „Oh! nous en parlerons encore devant les dames!"

Laibach, 9. August.

Gestern Vormittag größtentheils mit dem Könige! Bald nach Mittag, und früher als wir es erwartet hatten, war in Begleitung der Obristhofmeisterin von Tümpling und des Obristhofmeisters von Minkwitz auch die Königin angekommen, und der König hatte das Wiedersehen gut ertragen. Abends fuhr ich noch einmal mit dem Kranken aus, und wir nahmen diesmal den Weg durch die Vorstadt nach der östlichen Umgegend, wo die Laibach durch umbuschte Wiesen sich hinwindend bei Kaltenbrunn über eine Felsbank einen nicht hohen, aber recht malerischen, mit mancherlei Mühlengebäuden umgebenen Fall

bildet. In prachtvoll azurnen Tönen erschienen gen Norden die Steirischen Alpen wie Meereswogen, eine Kette hinter der andern! Darüber war ein eigenthümlich mildgefärbtes gewitterhaftes Gewölk hingelagert, welches nach Westen vor der darüberstehenden Mondsichel hinwegzuschwinden schien; ein merkwürdig schöner Anblick!

In der östlichen Vorstadt Laibachs (das große wohl eingerichtete Postgebäude, in welchem der König die zweite Etage bewohnt, liegt selbst in der westlichen Vorstadt dicht am Rande der nähern Promenaden) sieht es ziemlich dürftig aus. Im Stil der Häuser erscheint ein Mittelding zwischen Deutsch und Italienisch, sie sind weiß angestrichen, ärmlich, alle, auch die kleinsten Fenster mit Jalousien versehen, eine Kirche sieht man, es ist wol zu sagen ohne allen Stil, dabei dunkelrosenroth angestrichen mit weißen Verzierungen! Das Volk zeigt großentheils stumpfe unbedeutende Physiognomien und ist von sehr ärmlichem Ansehen, die bessern Klassen in ihrem Aeußern von unsern Trachten sich nicht unterscheidend.

An diesem wie an dem vorhergehenden Morgen überzieht ein dichter Nebel die Stadt. Er kommt von den nahe gelegenen großen Sümpfen und begünstigt allerdings, nebst der Hitze des Tages (von 25—28° R. im Schatten) sehr die Entstehung von Fiebern.

Laibach, 10. August.

Der gestrige Tag brachte einmal eine reichere Mannichfaltigkeit. Früh, nachdem ich mit Professor Zschuber den König gesehen und mit Freuden mich von seiner fortschreitenden Besserung überzeugt hatte, begleitete mich Zschuber zunächst in sein Krankenhaus, das hiesige Civilhospital. Ein ehemaliges vom Kaiser Joseph II. aufgehobenes Kloster hat das Local dazu hergegeben und ist zweckmäßig vergrößert und ausgebaut.

Es gewährt zugleich der kleinen Medicinisch-Chirurgischen Akademie, welche hier besteht und an welcher Zschuber Professor der Klinik ist, die nöthigen Hörsäle und ein anatomisches Theater. Die Krankensäle sind meist hoch, geräumig, reinlich und gegen Sommerhitze und Winterkälte gut geschützt. Zweierlei Krankheitserscheinungen waren mir dort merkwürdig: die erste ein „Brand der Alten", an einer bejahrten kachektischen Frau, deren rechter Unterschenkel bereits unter heftigen Schmerzen völlig abgestorben, kaltbraun, lederartig eingetrocknet (mumisirt) war (wie sonderbar, daß wir unter unsern eigenen Augen zur Mumie werden können!), die andere und zwar noch nie gesehene Erscheinung war die bösartige, in Dalmatien und Kroatien einheimische Flechte „des Scarlievo". Man ist dort genöthigt, noch eigene Hospitäler hiergegen, wie sonst gegen den Aussatz, zu errichten, und nur unter der kräftigsten Einwirkung gelingt die Heilung. Auch viel biliose und nervöse Wechselfieber, in ihrem Gange der Krankheit unsers Königs nicht unähnlich, fanden sich vor. Im ganzen können etwa 150 Kranke unterkommen, indeß baut man noch zu. Auch Gebärhaus und Irrenhaus gehören zur Anstalt, letzteres ist ein kleines Gebäude und enthält etwa 20 Kranke, alle in besondern, durch Gitterthüren auf einen gemeinsamen Corridor geöffneten Zellen bewahrt. Unter den Irren befand sich einer, der die fixe Idee gehabt hatte, Scharfrichter zu sein, und dem daher die Lust anwandelte, mit der Axt umherzugehen und die ihm Begegnenden hinzurichten. Unter allem Dilettantismus wol der gefährlichste!

Wir wendeten uns darauf zu dem nicht weit entfernt liegenden Militärhospital, wo uns die Behörden in militärischer Parade empfingen. Auch dies ist ein aufgehobenes Kloster und noch dazu ein Nonnenkloster! Das Local ist weniger günstig, die Luft nicht überall rein, die Verpflegung mit Kost (es wurde mir davon vorgelegt) nicht uneben, bis auf den

Wein, dem ich einen andern Namen gewünscht hätte. Das traurigste Krankheitsbild gab ein junger Mensch, am Heimweh leidend und dadurch in lebensgefährlichen dumpf nervösen Zustand versetzt. Umsonst hatte man ihm nun versichert, er sei frei und solle zu seinen Aeltern zurückgebracht werden; es schien wenig Hoffnung für ihn mehr übrig! — Uebrigens glaube ich mich noch um diese Spitäler verdient gemacht zu haben durch manche Fingerzeige über Heilmethoden einiger, den Anstalten dieser Art oft zu besonderer Last gereichenden Krankheiten.

Es war ferner mein Wunsch gewesen, das laibacher, durch die Stände des Herzogthums Krain begründete Museum zu sehen. Ohne die Bekanntschaften des Professors Zschuber jedoch wäre dies schwerlich gelungen, da jetzt Ferien sind, und Graf Hohenwart, besonders um die Bereicherung des Museums verdient, nebst dessen Custos, dem thätigen Freyer, auf einer Reise in die Alpen abwesend waren. Das Museum befindet sich in dem Gebäude des Gymnasiums, und der mit der Curatel des letztern beauftragte Domdechant Jarrin ermöglichte die Eröffnung desselben.

Auch dies, jenseit der Laibach, in der eigentlichen Stadt, und unweit des Marktes gelegene Gymnasialgebäude ist ein ehemaliges Kloster, durch die vulkanische Erschütterung des kräftigen Willens Kaiser Joseph's aus dumpfem Mönchthum zur Unterrichtsanstalt auferwacht. Schon in der Vorhalle des Museums sah man verschiedene auf die alte Geschichte dieser Stadt bezügliche römische und mittelalterliche Monumente eingemauert. Sei es daher bei dieser Gelegenheit gleich mit erzählt, daß Laibach nach vielfältigen Forschungen schon einem hohen Alterthume angehört. Man sagt Jason, als er mit den Argonauten den Ister und die Save hinaufschiffte, habe es unter dem Namen „Hemone“ gegründet, und der Fluß Laibach

sei der „Nauportus" der Alten.*) Gewiß aber ist es, daß das heutige Laibach (italienisch Lubiana) die Colonialstadt Aemona der Römer war, welches durch zahlreiche Grabsteine, Lampen, Münzen u. s. w., die man hier ausgräbt, erwiesen wird. Unter den römischen Grabsteinen verschiedener Art fand sich auch ein späterer christlicher, mit hocherhabenem Brustbilde eines bärtigen Ritters, Kiesel von Kieselstein, welcher zur Zeit der Reformation, deren starker Verfechter er war, sich in diesen Gegenden um Verbesserung des Zustandes des Volks (so sagte selbst der Dombechant) mannichfaltig verdient gemacht hatte.

Man tritt übrigens zuerst in einen größern Saal, der zierlich aufgestellten Conchylien- und Mineraliensammlung bestimmt. Mich zogen vornehmlich die Ergebnisse der nahen Adelsberger Höhle an, welche ich leider doch nicht sehen werde. In sorgfältiger Auswahl fanden sich namentlich die verschiedensten Arten von Stalaktiten von dort, man sah Säulen von einer Viertelelle Durchmesser und vier Ellen Länge, und dann wieder die zartesten Krystallisationen dieses Kalksinters, gleich feinen Gewanden und Spitzenwerk, welches die Nymphen der Höhle woben, wie es uns Homer von der Grotte des Ulysses auf Ithaka erzählt. Ferner lagen da unter Glas aufbewahrt viele Knochenfragmente aus jenen Höhlen, ja auch eins von einem der größten Höhlenbärenschädel, die ich je gesehen, und in einem der folgenden Zimmer hatte man sogar den (freilich sehr unvollkommenen) Versuch gemacht, aus dergleichen fossilen Resten ein ganzes Höhlenbärenskelet zusammenzusetzen; alles Dinge, die mich in hohem Grade interessirten.

Im zweiten Saale findet man die zoologische Sammlung, in welcher von Säugethieren und Vögeln ziemlich alles zusammengebracht ist, was irgend Illyrien angehört. Die meisten

*) Vgl. Dr. Fr. Wilh. Lippich's (sprich Lippitsch) Topographie der k. k. Provinzialhauptstadt Laibach (Laibach 1834).

sind von Custos Freyer mit vieler Sorgfalt ausgestopft. Von Fischen, Amphibien und namentlich von Mollusken enthält die Sammlung noch wenig; reichlicher scheinen die Insekten gesammelt. Unter den Säugern fand ich alte und junge Bären, Wölfe, Luchse, Alpenhasen, denen sich das Heer der kleinern Nager und Fleischfresser anschloß, während unter den Vögeln ein schöner Lämmergeier, mehrere Adler, und besonders der dort zuerst gefundene mächtige weiße Kranich (Grus leucogeranos), ferner der braune Ibis, ein Heer von Wasser- und Sumpfvögeln aus den weitausgedehnten Sümpfen und Morästen von Krain u. s. w., den Blick auf sich zogen. Selbst eine Nester- und Eiersammlung war begonnen und erinnerte mich an Freund Thienemann, den ich mit den Aufsehern dieser Sammlung in Verbindung zu setzen hoffe.

Eine dritte Abtheilung enthielt volksthümliche Fabrikate Krains (zumal die eigen gemalten bunten Siebböden, welche durch ganz Deutschland gehen), aber auch Waffen und Kleidungsstücke nordamerikanischer Stämme, durch Missionäre, gebürtig aus hiesigen Gegenden, eingesendet, und außerdem manche interessante Antiquitäten und sonstige Curiosa nebst verschiedenen sehr schlechten Gemälden. Unter den Alterthümern hatte besonders das Aufräumen des Bettes der Laibach reiche Ausbeute gegeben; allerhand Waffen, zumal norische Schwerter (mit diesen wurde zur Zeit Hadrian's über Targestani, Triest, von Krain aus ein bedeutender Handel getrieben) u. dgl. forderte zu aufmerksamer Betrachtung auf. Das merkwürdigste jedoch war eine etwa in Dreiviertel-Lebensgröße gearbeitete Imperatorstatue aus Bronze, mit starker noch gut genug erhaltener Vergoldung, welche man da, wo das Forum und der Sitz des Prätors gewesen, nebst einem schönen römischen Säulencapitäl und Fragmenten eines Mosaikfußbodens gefunden hatte. Die Statue war in Senatorentracht gehalten und aus der spätern schlechten Zeit — man hält sie für eine Statue Konstantin's

des Großen. Das rundgeschnittene Haar roh gearbeitet, der Faltenwurf steif, und überhaupt von grobem Ausdruck der Physiognomie. Auch antike Glasgefäße, Grablampen u. s. w. sammelte man in ziemlicher Menge.

Es war denn noch übrig, die im selben Gebäude aufgestellte Bibliothek anzusehen, welche großentheils aus alten Klosterbibliotheken hier zusammengebracht worden ist. Der Scriptor derselben, ein Herr Castellitz, war die Gefälligkeit selbst, und ich benutzte diese Gelegenheit, um über Geschichte und Eigenthümlichkeit Krains allerhand zu erfahren und Bücher, davon handelnd, kennen zu lernen. So hatte es denn z. B. gerade hier doppeltes Interesse, einen alten auf Pergament bunt geschriebenen und gemalten slawischen Kalender vom Anfang des 15. Jahrhunderts zu finden. Das Ganze bildete ein langes etwa drei Zoll breites und zwölfmal zusammengefaltetes Band, jedes Blatt war die Bezeichnung eines Monats und die Kalenderzeichen glichen denen der nordischen Runenstäbe sehr. Ebenso enthält die Bibliothek merkwürdige alte slawonische Codices, äußerst sauber auf Pergament geschrieben, freilich die Texte nichts anderes als Gebetbücher und Postillen. Auch einige zur Zeit Luther's in Wittenberg gedruckte slawonische Bibelübersetzungen wurden mir gezeigt. Sie waren zu jener Zeit in diesen Gegenden sehr verbreitet, allein späterhin, als die Lutheraner öffentlich verfolgt wurden, suchte man sie überall auf, und ganze Wagen dieser Bibeln schleppte man nach Laibach, um sie da vor dem Rathhause zu verbrennen. Daß in neuern Wissenschaften die Bibliothek sehr arm war, läßt sich denken, indeß wurde doch noch einiges gerade für Krain Interessantes aufgetrieben, und durch die Gefälligkeit jenes Scriptors liegt denn eben ein Stoß dieser Bücher noch um mich her, worin ich beiläufig eifrig studiren und noch einiges für dies Tagebuch ausziehen werde.

Der Tag war übrigens wieder sehr heiß, und gegen Abend

fuhren nun die beiden Majestäten zum ersten mal zusammen wieder ins Freie. Die mir dadurch gewordene Muße benutzte ich zu einem einsamen Spaziergange auf den benachbarten Waldhügel, um dessen Fuß ich neulich schon mit dem Könige gefahren war. Mannichfaltige Spaziergänger strebten neben mir nach demselben Orte, wohin sie durch einen dort sehr hübsch gelegenen öffentlichen Ort gelockt werden.

Was mich betraf, so fühlte ich mich im Innern schwermüthig gestimmt. Es war so vieles da und fehlte doch so vieles! Die Gegend so hübsch sie ist, hat durchaus die Bedeutung einer Uebergangsgegend. Laibach ist die am südlichsten gelegene Stadt, wo noch deutsch gesprochen wird; ihrem Breitengrade nach (46° 2′ nördl. Br.) sollte das Klima völlig italienisch sein, aber ihre beträchtliche Höhe (912 Fuß über dem Adriatischen Meere) wirkt wieder störend ein und bedingt die vorherrschende Nadelwaldung. So ist denn die südliche Sonne da, aber Pinien, Feigen, Cypressen und Wein suchst du vergebens; der Himmel kleidet sich in mildere Farben, doch in den Gesichtern, wie in den Wohnstätten der Menschen regt sich kein Funken von Kunstsinn. Selbst die hohen Alpenzüge in der Nähe, so schön oft ihr Farbenschimmer — ihre Zeichnung stimmt nicht zu den Formen, die uns im Nahen umgeben; kurz ich fühlte mich einsam, unbefriedigt, keine Stimmung so wenig als irgendeine Lust zum Zeichnen dieser Formen wollte kommen. Erst später abends, als ich wieder auf der Galerie unsers Hauses einsam stand und über die Dächer und den fernen Waldhügel in das köstliche in reinsten Farben ersterbende Abendroth sah und mir höher oben im purpur-gerötheten Blau das blanke Gold des wachsenden Mondes leuchtete, wurde es mir heimatlicher zu Muthe.

II.

Laibach, 11. August.

Wieder ein Tag abgethan in dieser illyrischen Einöde! Die Hitze verhindert vieles Ausgehen, unser erhabener Kranker schreitet täglich etwas in der Besserung vorwärts und sein fieberhaft gereizter Zustand nimmt ab. — Ich saß daher den größten Theil des gestrigen Tages über meinen illyrischen Büchern. Ein altes wunderliches Buch in vier Foliobänden enthält hier die meisten Curiosa, doch unter einer Masse von Fabeln und Ammenmärchen auch manche interessante Notiz. Es ist des Freiherrn Joh. Weichard Valvasor „Die Ehre des Herzogthums Krain", deutsch durch Erasmus Francisci (Laibach 1689). Vom Stil gibt der Anfang des Lobgedichts am Frontispiz des Ganzen einen Begriff. Hier heißt's:

Crain wer dich kennt, dem blinkt gar schön dein Ehrenschein,
Durch manches Kleinod so Natur dir angehenket,
Durch der Regierer Glanz, so dich mit Licht beschenket.
Fällt mir dein Rittermut, und großer Fürst dann ein,
So muß Carniola ein Carneol mir seyn:
Dieweil dein Oberhaupt die Ehre zu dir lenket.

Es ist mit vielerlei Kupfern ausgestattet und erzählt tausenderlei Geschichten, sodaß unsere Novellenschreiber sich allerhand Lebensmittel dort gar wol ausbeuten könnten. Ferner beschäftigte mich des Freiherrn Anton von Steinberg „Gründliche

Nachricht von dem im innern Krain gelegenen Cirknitzer See" (Laibach 1758). Auch dieser See, als ein geographisches Wunder, da abwechselnd in ihm gefischt, gejagt und geerntet wird, hatte schon in meiner kindlichen Phantasie mannichfaltige Vorstellungen aufgeregt! Er liegt nicht mehr als vier Posten von hier entfernt und könnte zu interessanten Excursionen Veranlassung geben, gibt sie mir aber freilich nicht. — Des Buches von Lippich, des vollständigsten über die Topographie Laibach's, habe ich schon gedacht. Interessant war mir ferner: B. Hacquet, „Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrier und Slawen" (Leipzig 1801). Vieles über Volkssitten und Volksgebräuche findet sich hier vor und alles deutet auf einen gewissen rohsinnlichen Charakter dieser Stämme. Ein Beispiel ist auffallend genug, um zu zeigen, in welche ganz materielle Formen sie die erhabensten Vorstellungen zu drängen versuchen. So erzählt Hacquet, daß man, um anzudeuten, es sei die Himmelskönigin Maria die Beherrscherin aller Elemente, bei diesen Slawen zuweilen sich mit Abbildungen geholfen hat, allwo Maria nicht anders erscheint als die vogelfüßigen Sirenen auf manchen altgriechischen Darstellungen, d. i. ein Löwenleib (Erde), Adlerflügel und Füße (Luft), ein Fischschwanz (Wasser), und um das Menschenhaupt der Maria mit der Königskrone, ein Lichtschein (Feuer). Eine Abbildung dieser Art sieht man im Buche copirt; gewiß! das wunderlichste, am meisten heidnische Marienbild, welches wol irgend vorgekommen! Endlich hat mich auch noch des F. S. Metelko „Lehrgebäude der slawonischen Sprache im Königreiche Illyrien" (Laibach 1825) beschäftigt. Nebst manchen interessanten Etymologien, die man daraus lernt, ist mir eine Sammlung slawischer Sprichwörter interessant gewesen. Ich schreibe einige davon in ihrer deutschen Uebersetzung ab:

„Wen einmal die Schlange beißt, der fürchtet sich vor jedem gewundenen Seile."

„Sei nicht zu süß, damit dich nicht jemand verschluckt.“

„Die Wahrheit ist ein Thau des Himmels, dem du, um ihn aufzubewahren, ein reines Gefäß bereiten sollst.“

„Die Frauenzimmer sind von langen Haaren und kurzen Gedanken.“

„Die Ewigkeit windet um den bittern Becher des Frommen einen wohlriechenden Kranz der Hoffnung.“

Und so haben mir denn meine literarischen Excurse doch allerhand Früchte eingetragen!

Beiläufig machte ich übrigens gestern gegen Mittag auch noch einen wirklichen Excurs in die Stadt, um einiges einzukaufen. Ich hatte meine Betrachtung über die alte hölzerne Brücke, welche über die schmale Laibach zur eigentlichen Stadt führt. Sie ist, wie der Pont neuf in Paris, hüben und drüben mit kleinen Verkaufsbuden eingefaßt, gleicht aber sonst dem Pont neuf wie Laibach Paris gleicht. Am Anfang der Brücke zur Linken steht, auch, unter einer Art von Budendach, eine ungeschickt geschnitzte, halberhabene, buntgemalte Kreuzigung, an welcher die vorübergehenden Weiber unterer Klassen die Füße des Gekreuzigten zu küssen pflegen, während die übrigen meistens nur grüßend vorübergehen. Betrachte ich wieder das Innere der Stadt, so thut sich stets im Stil der Häuser etwas Ungeschicktes und Schwerfälliges hervor, die Gassen sind krumm und schlecht gepflastert und die Verkaufsläden sehen mindestens dürftiger aus, als es von einer Stadt, welche ein wichtiger Punkt auf der großen Handelsstraße zwischen Wien und Triest ist, erwartet werden sollte.

Um den Brunnen am Markte saßen eine Menge alter illyrischer Weiber, allerhand Gemüse u. dgl. feilhaltend. Ein entschieden anderer Menschenschlag! durch ein lang viereckiges Gesicht mit großem Unterkiefer und breitem Mund ausgezeichnet. Ideale zu den Phorkyaden im „Faust“ hätten in diesen alten sonnenverbrannten Gesichtern sich wol auffinden lassen.

Bei einem ähnlichen Gange, den ich heute machte, begegnete ich übrigens auch einigen sehr hübschen elegant gekleideten Frauenzimmern, meist von kurzem, üppigem Wuchse. Aber fast allemal neigte das deutsche Gesicht durch etwas stumpfe Formen sich zum slawischen; selten war eine Hinneigung zum italienischen sichtbar. Ziemlich viel italienisch hört man schon sprechen und findet italienische Inschriften, häufiger aber klingt uns das Slawonische um die Ohren.

Gestern Nachmittag machte mir der Oberarzt des Militärspitals eine Visite, mit ihm kam der kaiserliche Rath und Stabsfeldarzt Dr. Ketterer, welchem die Oberaufsicht über die Militärsanitätsanstalten in all diesen Gegenden anvertraut ist. Er war eben auf einer Inspectionsreise hier anwesend, und es gibt einen Begriff von der Ausdehnung des österreichischen Kaiserthums nach Süden und Westen, wenn dieser Mann mir versicherte, wenn er nur alle ihm anvertraute Posten besichtigen wolle, so müsse er alle Wege zusammengezählt doch etwa 400 Meilen zurücklegen. Seine Mittheilungen über den Gesundheitszustand der Armee, über die Menge von Brustkrankheiten und Schwindsuchten, die auch hier, durch den zu zeitigen Eintritt (17. Jahr) in Militärdienste, veranlaßt würden, über die bösartigen Wechselfieber der Küstengegenden, besonders in Dalmatien und bei Pola (wohin unser König von Triest aus fast auch noch gereist wäre und wo denn wol dessen Krankheit einen noch bösartigern Charakter hätte annehmen können), waren für mich von mannichfaltigem Interesse. Dieser Dr. Ketterer war übrigens ein alter gedienter Mann von recht militärisch strackem Wesen und rothem, gutmüthig jovialem Gesicht. Ich erinnerte mich gar manches Brustbild alter Offiziere aus dem Siebenjährigen Kriege, mit zugeknöpfter Uniform, weißem Haar und rothem Angesicht gesehen zu haben, zu welchem dieser freundliche Mann gesessen zu haben schien.

Gegen Abend kam Professor Zschuber, mich zu einer Promenade auf den Burgberg abzuholen, zu welcher sich noch die Herren von Minkwitz, Mandelsloh und der Gubernialrath und Polizeidirector Siccard (eine lange spitznäsige Gestalt in elegant weißen Pantalons und grünem Frack, von etwas verfänglich freundlichem Wesen) uns angeschlossen hatten. Wir traten bei diesem Wege durch die Stadt auch noch in die im 17. Jahrhundert erbaute Kathedralkirche. Das Gebäude ist ziemlich groß, bunt genug ausgemalt, und der groteske verdorbene Geschmack jener Zeit macht sich darin im ganzen Umfange geltend.

Die Aussicht vom Burgberge über Stadt und Umgegend könnte man schön nennen, besonders die nördliche Fernsicht nach den majestätischen Steirischen Alpen mit ihrer höchsten Kuppe, dem Sattelberge, und mehr westlich nach dem höchsten Punkte der Krainer Alpen, dem Mont-Terglou (Dreikopf), zumal die zart ultramarinblaue Färbung der erstern war prächtig. Dagegen sind die Linienverhältnisse all dieser Umgebungen auch von hier aus gesehen nicht so rein und schön, wie sie einem Bilde sich eignen. Hier noch mannichfaltig über Natur des Bodens und Verlauf der Laibach, wie sie am östlichen Rande dieser Ebene der Save zueilt, belehrt, lernte ich auch noch besser verstehen, wodurch diese Gegend überhaupt einen so eigenthümlichen Charakter erhält: — So gewahrt man z. B. auf den Feldern überall aufgebaute lange bedachte Gerüste, welche „Harfen" genannt werden, und in welchen das geerntete Getreide aufbewahrt wird. Eine solche Vorkehrung erhält nämlich dadurch ihre Bedeutung, daß es nach hiesiger Feldwirthschaft besonders darauf ankommt, das Getreide schnell abzuräumen, um dann den Boden gleich wieder, und namentlich mit Buchweizen zu besäen. Man schafft also auf diesen Harfen das Getreide immer nur zunächst etwas beiseite und bringt es dann erst im Spätherbst mit aller Bequemlichkeit zur Scheuer.

Was die Burg selbst betrifft, welche als weitläufiger Bau diesen Hügel bedeckt, so war sie sonst der Sitz der Herzoge von Krain, ist aber jetzt — ein Zuchthaus. Dem Gubernialrath öffneten sich sogleich die Pforten des sonst streng verschlossenen und bewachten Verhaftlocals.

Trauriger Anblick! auf dem weiten Burghofe vorn durch ein hohes eisernes Gitter von dem Wachtlocal abgesondert, wanderten eben in diesem milden Abendlichte die aus ihren Zellen und Arbeitssälen gelassenen, aber immer geschlossenen Gefangenen, zu zwei, vier oder sechs auf und ab, damit ihnen die nöthige Lüftung und Bewegung zutheil werde! Ich dachte an Fidelio! Aber der schöne Chorus der Gefangenen fehlte freilich, sowie ein Fidelio selbst! Ein Blick in die Schlaf- und Arbeitssäle dieser Unglücklichen, welche, wie ich höre, auch hier gewöhnlich schlechter aus dem Zuchthause hervorgehen, als sie hineinkamen, war trübselig genug, trotzdem daß Ordnung, Lüftung, Reinlichkeit nicht zu verkennen war. Selbst das Kirchlein, ausgemalt mit den Wappen aller frühern Gouverneurs, so hier befohlen hatten, als dies noch der Sitz der Regierung war, sollte nicht unbesucht bleiben, dann aber verließen wir diese Kerkermauern und wendeten uns nach dem südlichen Ende des Burgberges, wo noch manche Ruinen älterer Befestigungsmauern und Thürme stehen. Der Ort war recht geeignet, um einen vollständigen Ueberblick der sonderbaren Umgebungen Laibachs zu nehmen. Südwestlich von hier aus streckt sich eine Ebene von vier Quadratmeilen hin, auf welcher nur wenig einzelne Häuser und Bäume sichtbar sind. Diese Ebene, von Höhenzügen eingefaßt, nimmt deren Gewässer auf, und hat wahrscheinlich in früherer Zeit einen See gebildet, aus welchem, als Abzugskanal, die Laibach nach der Save zu sich ergoß. Erde und verwesende Pflanzenstoffe, seit Jahrtausenden von den Höhen herabgeschwemmt, haben endlich hier wie an so viel andern Orten den See ausgefüllt, und eine

grenzenlose Versumpfung hat platzgegriffen, begünstigt namentlich dadurch, daß unterhalb Laibach (da wo, wie früher erwähnt, die Laibach einen Wasserfall bildet) sich Riffe von Thonschiefer, aus welchem auch dieser Burgberg besteht, querüberziehen, und größere Senkung des Flußbettes verhindern. Die Versumpfung würde sich jedoch noch weiter ausgedehnt haben, wäre nicht schon unter Maria Theresia ein Abzugskanal geführt worden, welcher indeß immer noch kaum zureichen will, um der fortschreitenden Torf- und Morastbildung Einhalt zu thun. Hier und da wird zwar auf jener Strecke ein Torfstich regelmäßig betrieben, und man findet den Torf oft 9 Fuß mächtig; anderntheils aber brennt man das Moos und die Riedgräser der Ebene immer von Zeit zu Zeit ab und gewinnt dadurch mehr und mehr auch etwas Boden zu Feldbau, stets jedoch ist der Landstrich für den Schnepfenjäger mehr als für den Landmann geeignet. Uebrigens erkennt man sofort leicht, wie hauptsächlich drei Uebelstände aus all diesem den Bewohnern Laibachs erwachsen: erstens das so häufige Ueberziehen der Gegend mit feuchten Nebeln, zweitens daß oftmals, wenn der Wind aus Südwesten kommt, der Rauch der angezündeten Morastvegetation und Torflager über die Stadt sich breitet, und drittens daß das langsam sich fortwindende Wasser der Laibach, doch zu tausenderlei Dingen den Einwohnern nöthig, nie rein, sondern mit Infusorien überhäuft und immer etwas brakisch sein muß. Schon gestern Abend bei Sonnenuntergang lagen lange weiße Nebelstrecken über diese Ebene gebreitet, und eine Quelle fortwährend sich erzeugender Fieber, sowie Nahrung für die im vorigen Jahre hier stark herrschende Cholera, ist in solcher Localität natürlich nicht zu verkennen. Tröstend stand auch über dieser Nebelform das klare Licht des Mondes, und vollendete die in dunklerm Blau gefärbten Berge des Hintergrundes, mit dem Ganzen zu einem stillen ernsten Bilde.

Erst in tieferm Dunkel des hier gegen die Heimat schon merklich früher sich herabsenkenden Abends, kamen wir über die feuchten Wiesen und an der langsam hinschleichenden Laibach auf einem andern Wege zu Hause.

Laibach, 12. August.

Endlich leuchtet ein Gestirn, welches wieder nach Norden deutet! Die bedeutend fortgeschrittene Besserung des Königs erlaubt daran zu denken, morgen zu reisen, und läßt erwarten, sich etwa den 23. Aug. wieder in Dresden zu finden.

Der gestrige Vormittag führte mich noch zur Besichtigung des anatomischen Theaters, welches unter der Direction des Professors Melzer steht oder vielmehr liegt, denn es war das schlechteste, so ich noch gesehen! und gegen Abend sahen wir dann die große, in der östlichen Vorstadt gelegene, durch eine treffliche englische Dampfmaschine betriebene Zuckerraffinerie. Zwei Raffinerien dieser Art, die andere auf dem Wege nach Wien gelegen, gehören einem Handelshause und fertigen zusammen jährlich ohngefähr 60000 Ctr. Zucker aus westindischem Rohzucker. Wir stiegen zuerst zu der Wohnung des Directors. Eine Tochter desselben empfing uns in einem eleganten Zimmer. In Mähren geboren, voll und kräftig mit weißer Haut und schwarzem langlockigen Haar, mit nur halbösterreichischem Dialekt, stellte sie eine eigenthümliche Nationalität sehr gut dar.

Die Fabrik selbst war in vieler Hinsicht interessant und gab mir zuerst den vollen Begriff, wie von dem Zustande des rohen, halb mehl-, halb sandartigen Materials, welches unappetitlich genug noch mit Knochenkohle vermischt wird, durch Kochung, Filtrirung, Abrauchung und Krystallisirung der Zucker von gröbern bis zu den feinsten Sorten sich vollendet. Die Dampfmaschine war natürlich mit ihren hunderterlei Dampf-

und Wasserröhren, welche das hohe Gebäude durchzogen, das eigentlich schlagende Herz dieses ganzen Organismus.

Der heutige Tag verging mir unter mancherlei Vorbereitungen zur Abreise. Früh wanderte ich noch einmal zu Professor Zschuber's Hospital, um den Kopf eines hier erschossenen türkischen Räubers anzusehen, welchen jener gute College für mich den Criminalbehörden durch seine Connexionen abgedrungen hatte. Er hatte einem echten Bosniaken gehört, dunkelfarbig, glattgeschoren mit einem langen schwarzen Haarbüschel auf dem Wirbel und einem schwarzen Knebelbarte, war er charakteristisch genug; er soll mir, sauber skeletirt, nachgesendet werden und wird eine gute Bereicherung meiner Sammlung abgeben. Uebrigens merkt man doch an solchen Zeichen schon sehr, daß man hier der türkischen Grenze ziemlich nahe ist, und das Ueberstreifen solcher türkischer Räuber mag denn auch an den noch mehr genäherten Orten unbequem genug sein!

Abends nahm ich noch Abschied von der laibacher Gegend durch einen einsamen Spaziergang auf den bewaldeten Thurmberg. Auch mein erhabener Kranker ist von seiner Abendspazierfahrt sehr heiter zurückgekommen, und in mein ärztliches Tagebuch konnte ich heute die besten Aussichten eintragen.

Endlich wurde mir auch noch an ebendiesem Abend durch die Gefälligkeit des Apothekers am Ort (Dr. Graf, als Botaniker nicht unrühmlich bekannt) ein für diese Gegend beziehungsreiches Geschenk zutheil, welches ich als Trophäe dieser Reise mit nach Hause zu bringen gedenke, nämlich ein lebender Proteus anguinus Schon früher waren zwei dieser Bewohner der geheimnißvollen Gewässer in der Adelsberger- und Magdalenengrotte, nach Wien für Professor Czermak bestimmt, uns zur Ansicht gebracht worden, als nun unmittelbar an mich dieses besonders große und muntere Exemplar gelangte. Die nöthigen Vorkehrungen, um es im Wagen sicher unterzubringen,

waren bald gemacht, und so ist der Comitat, mit welchem wir morgen reisen, abermals um ein Geschöpf größer geworden.

Krainburg. Auf der Rückreise, 13. August mittags.

Bei reinster Morgensonne haben wir Laibach heute früh 8 Uhr verlassen. Der Weg, dessen Schönheiten ich diesmal ruhiger als bei der Herreise genoß, bietet mannichfaltige Abwechselung dar, und als ich so im offenen Wagen, mit den Gedanken nach der Heimat voraus, bequem dahinrollte, an den grünen Abhängen und Eichenwäldern und Dörfern vorbei, immer die schönen Steirischen Alpen in ihren unbegreiflich zart duftigen Farben, von Wolken umspielt, zur Rechten, fühlte ich mich ganz behaglich. Wir machen heute nur eine kleine Tagereise und bleiben mittags in Krainburg liegen, um die Hitze vorüberzulassen. Ich machte da noch einen Weg durch dies arme Oertchen; wie dürftig alles! welch häßlicher Menschenschlag! Auch hier die phorkyadenähnlichen alten Weiber mit ihren weißen Kopftüchern um die sonntägig geöffnete Kirche kauernd! Nur die Aussicht über die schön blaue Save und die grünbewachsenen Berge, dort vom Ende des Städtchens, wo wahrscheinlich einst Burg und Burgkapelle auf dem Felsen gestanden haben, ist zierlich genug und nahm sich in dem hellen italienischen Mittagslicht gut aus, indeß! doch auch nur, wie jener Pater dem die Lage seines Klosters rühmenden Fremden sagte: „Transeuntibus!“

Neumarktel, 13. August abends.

Wie schön war von Krainburg hinaus zur Rechten des Wegs die Alpenkette mit den sie umspielenden Wolken! Die Farbe des angelaufenen Silbers mit ultramarinblauen ins Violett ziehenden Schatten, bezeichnet immer das Phänomen

am gegenständlichsten! Wenig Schnee sieht man in den Furchen! Ueberhaupt ist die Gegend sehr bedeutend; fast zu reich zur künstlerischen Nachbildung. Das gewaltige tiefe Thal der Save mit den schönen Eichen an den Abhängen, diese malerischen Dörfer mit hoch und weit verbreiteten Nußbäumen, diese stracken schlanken Bauerburschen mit hohen Hüten mit breiten silbernen Schnallen, in rothen Westen und blauen Tuchjacken, alles stattlich mit Silberknöpfen besetzt, wie sie heute, Sonntags, zu Dutzenden die sehr nationale Staffage des Weges bilden, wohin sie der stäubende Zug unserer Wagen bringt, und hinter alledem die Vorgebirge der Alpen und die Alpen selbst, es gäbe dem Maler einen überreichen Stoff!

Uebrigens erscheinen diesen Abend die Berge des Leubelpasses ganz ernsthaft! Schwere dunkelblaue, gewitterhafte Wolken zogen von Norden herauf, und als ich hier noch die engen berganſteigenden Gassen über die Brücke des durch das Städtchen brausenden Gebirgsbaches hinanging gegen die Kirche, und mich an den hoch oben vorragenden Klippen ergötzte, begann zuerst ein erquickender Gewitterregen, und noch bis spät in der Dunkelheit entlud sich das Gewölk in starken Donnerschlägen!

Kirschentheuer, 14. August mittags.

Der gefürchtete Leubelpaß über diesen hohen Kalkalpenzug liegt hinter uns! Noch einmal habe ich das Maestuoso dieser Natur in mich lebendig und mit ruhigem Bewußtsein aufgenommen! Früh war der Himmel noch umwölkt, die Luft abgekühlt und im Thale hinauf bildete das stürzende, blaulichschäumende, klare Gebirgswasser über den gelbgrauen Kalkfelsen die prächtigsten Effecte. Als es aber dann gegen die schroffern Höhen hinanging, die höchsten grauen Alpenklippen mit einzelnen Schneeresten und den gewaltigen Widerlagen abgestürzter Bergtrümmer hervortraten, als dunkelblauliche

Gewitterwolken zwischen den Klippen hindurch und hervor sich wälzten und einzelne Donnerschläge durch die Berge hallten, während die Höhe des Leubelpasses in klarem Sonnenlicht vor uns lag, da fühlte ich mich zum ersten mal so recht vollkommen von den Phänomenen befriedigt.

Auf der Höhe des Passes, da wo die weite Pforte mit ihren beiden, den Ruhm der Ausführung dieser Straße verkündenden Obelisken, die letzte Felsmauer durchbricht, hielten die Wagen, um den Vorspann zurückzusenden. Ich überzählte die Pferde und die Menschen, welche als Fuhrleute oder als mitlaufende Wagenhalter hie und da auch wol als nur scheinbar Geschäftige durch unsern Zug in Bewegung gesetzt waren. Es ergaben sich für unsere vier Wagen 26 Pferde*) und 24 Leute, die Dienerschaft abgerechnet! Lange stand ich in meinem Wagen rückwärts gekehrt, und übersah noch einmal dieses großartige Thal mit seinen Vorsprüngen, Felsen, Wäldern und fernen Bergrücken bis gen Laibach hinaus, wie es in duftiger Morgenbeleuchtung unter schwerem Gewölk vor mir sich ausbreitete! ich nahm wieder einmal Abschied von einem Theile des südlichen Europa, der diesmal unerwartet und unerwünscht sich mir eröffnet, doch aber mit einem glücklichen Resultat und manchen neugewonnenen Anschauungen mich entlassen hatte! Ein kalter Lufthauch wehte uns entgegen, sowie wir in die nördlichen Thäler hinabfuhren, bald klangen die Donner stärker, und unter gießendem Regen kamen wir hier an.

Den 15. August.

Heute früh noch ein schöner Abschiedsblick auf die Alpen. Schon gestern, als wir über die Drau fuhren und auf

---

*) Gerade ebenso viel Pferde waren es, welche 22 Jahre später, bei dem das Tirol durcheilenden Leichenzuge eben dieses gütigen Königs, den ich damals als einen Genesenden begleitete, sich in Thätigkeit gesetzt fanden.

Klagenfurt zukamen, leuchtete der Mont-Owir (bekannt durch seine Bleiminen) als nackter hoher Alpenkegel im Abendlichte, und weiter zurück, zwischen ihm und dem Singerberge, war eine Kette höherer Alpen sichtbar, deren ätherisch gelbliche Lichtkanten mit den ultramarinblauen Schatten wunderschön aussahen. Ich machte in der Dämmerung noch einen Spaziergang durch Klagenfurt, wo wir übernachteten. Die Stadt sieht sich ganz wohlhabig und symmetrisch an, besonders zeichnet sich das Landhaus — ehemals war es ständisch, jetzt*) wo von Landständen in Oesterreich nicht mehr die Rede ist, kann man das Wort Landhaus mehr im Sinne von Villa gebrauchen — durch eigenthümlich italienischen Stil und zwei mit blankem Blech gedeckte schlanke Thürme aus. Nicht weit davon stand eine alte gothische Kirche, und es machte sich romantisch genug im einbrechenden Dunkel das große Crucifix zwischen zwei Fenstern derselben durch zwei angezündete Lampen erleuchtet, und daneben eine auf Siege über die Ungläubigen deutende Säule mit einer Kugel, über welcher ein Sichelmond und darüber wieder ein Kreuz! — Auch auf dem Markte erregte ein ungeheuerliches Kunstwerk meine Aufmerksamkeit, ein steinerner plumper Lindwurm auf einem Brunnen, davor Hercules mit reitermäßigem Schnurrbart, das Unthier, welches früher Wasser gesprudelt haben mag, eben zu erschlagen bereit.

Früh als wir abfuhren standen wieder wie in Neumarktel eine Menge Gaffer auf den Straßen, ich aber freute mich noch einmal der hinter der Stadt im Morgenlicht auftauchenden Alpenkette von Wolken umspielt! — Diese Sonnenblicke auf den gelblichen senkrecht ablaufenden Felskanten, dazwischen die blauen Schatten, und neben einzelnen Schneefeldern die großen dunstigen Schattenmassen, ich will es dem Gedächtniß

---

*) Nämlich 1837.

wohl einzuprägen suchen. Das Thal, welches wir am heutigen Tage durchstreifen, war mir theilweise von früher bekannt, mit Ausnahme von Friesach, einem alten sonst stark befestigten Besitzthume der Fürstbischöfe von Salzburg. Auf der Hinreise war ich hier in der Nacht durchgekommen, aber ich erinnerte mich der romantischen reichumgrünten Burg- und Kirchenruinen auf der Anhöhe über dem Orte noch von meiner zweiten italienischen Reise. Wir machten hier Mittag in der Posthalterei, welche mitten in die alten Mauern eines Stiftes hineingebaut, sehr zierlich eingerichtet und mit Corridors, Lustgarten und hübschen Zimmer angenehm eingerichtet ist; dabei sahen die verfallenen Thüren und Mauern drüben vom Berge so geisterhaft herüber! die wunderlichsten Geschichten müßten sich hier auffinden oder erfinden lassen! Man servirte uns ein treffliches Diner (der König speist noch allein) und dabei war viel von der sehr schönen Frau des Postmeisters die Rede, welche dem Orte zu nicht geringer Zierde gereiche. Tirolerin von Geburt, stand ihr noch jetzt der hohe grüne Hut über den dunkeln zu beiden Seiten des Gesichts herabfallenden Locken sehr gut, und schwer ließ man sich überzeugen, daß sie (die freilich mit funfzehn Jahren geheirathet hatte) sich zweier Söhne von siebzehn und neunzehn Jahren rühmen könne. — „Gute Gesundheit und ein ruhiges Gemüth erhalten den Menschen gar lange frisch", meinte sie, und mag recht haben! Sie setzte sich zu mir; ein ärztlicher Rath, den ich ihr ertheilen konnte, wurde dankbar angenommen und ein treuherziger Handschlag und ein kleiner Blumenstrauß zum Andenken begleiteten den schnellen Abschied!

Eisenerz, 16. August abends.

Der gestrige Abend hatte mich noch ergötzt durch einen schönen Mondesaufgang über den Bergen vor Judenburg, wo

wir übernachteten. Auch gab es ein hübsches Bild, als wir in die Vorstadt einfuhren und vor einer von Bäumen beschatteten immer erleuchteten Kapelle betendes Landvolk versammelt sahen, während von der andern Seite der klare Vollmond die Gruppe beleuchtete.

Was den heutigen Tag betrifft, so erwartete ich eigentlich von ihm gar nichts als Hitze und Staub, denn das Wetter erscheint seit dem Gewitter von Kirschentheuer unverwüstlich. Ich las im Wagen abwechselnd in Plinius, in Goethe, in Dante, und eine Stelle im „Purgatorio“ war mir gerade für meinen Zustand so schlagend, daß ich sie sofort memorirte. Sie heißt:

E gia per gli splendori antelucani,
Che tanto son ai peregrin piu grati,
Quanto, tornando, albergan men lontani,
Le tenebre fuggian da tutti i lati.

Der Mittag in Leoben hatte nur das Merkwürdige, daß wir einen trefflichen steirischen Wein von Eisenschür an der kroatischen Grenze kennen lernten und von neapolitanischem Porzellan speisten, welches Murat gehört hatte; wie denn überhaupt hier, wo Napoleon lange sein Hauptquartier hielt, das Andenken der österreichisch-französischen Kriege noch sehr lebhaft ist.

Nachmittags aber ging es nun in einem langen Thale hinauf, welches an einem Gebirgszuge endigt, welcher das Flußgebiet der Mur hier von dem der Donau scheidet. Anfangs wieder wie vormittags grimmige Hitze und Staub; aber dann höher hinauf, nachdem ich zweimal schon die Empfindung des Aufgehens des Bläschens in der Eustachischen Röhre in beiden Ohren gehabt hatte (die Höhe war also etwa 2000 Fuß über Leoben), da gewann dieses Thal eine Schönheit der Zeichnung, eine Mannichfaltigkeit von Felsvorsprüngen, Alpenwiesen und Fichtenwaldungen, überragt von mächtigen Klippen

des Alpenkalks, und zwar dies alles in Zartheit abendlicher Beleuchtung, sodaß ich mir sagen mußte, ich habe wol kaum je etwas Schöneres gesehen.

Wer lernen will was Zeichnung in Gebirgsformen und Schönheit der Linien heißt, der komme hierher und studire! Dann folgte jetzt ein jäh niedergehendes Thal nach Eisenerz; wie prächtig öffnet es sich nicht mit seinem tiefen Dunkel, mit seinen bläulichviolett aufragenden hohen Alpenklippen, und den hintereinander sich einsenkenden bewaldeten Bergrücken unter einer glühenden Abendröthe und einzelnen dunkel aufquellenden Gewitterwolken! Die hohen Fichten im Vordergrunde schlossen all dies zu vollendeten Bildern! Ich ging zu Fuß die Höhe hinab und fand am Wege noch manche Pflanze, die auf eine eigenthümliche Flora deutete; besonders häufig stand die zierliche Parnassia umher. Auch das Geognostische möchte zu denken geben, denn es lehnt sich hier der Thonschiefer mit einem mal hoch auf und bildet den Kamm, welcher die Thäler von Leoben und Eisenerz scheidet, während hüben und drüben der Kalk vorherrscht und gerade an jener Höhe ungeheuere Lager von Eisensteinen zu Tage kommen, welche dort durch große Schürfarbeiten ausgebeutet werden. Selbst die Fauna will an Interesse nicht zurückstehen, denn neben vielen Rehen, nährten diese Höhen eine nicht geringe Anzahl von Gemsen. Wie interessant müßten sich so einige Tage in dieser Gegend verleben lassen!

Den 17. August abends in Steier.

Die Fahrt dieses Morgens in das Thal der Enns immer tiefer hinein, war ebenfalls interessant genug! Gewaltige Felsen, hohe tannenbewachsene Berge, und drüber aufragend schroffe Kalkalpenspitzen! Man konnte dies wol eher eine Schweiz im Kleinen nennen, als wir unsere sächsischen Sandsteine!

Dann auf lauter Schlangenwegen um schroffe Felsenecken dahin! tief unten die brausende Enns, sodaß es fast Schwindel erregte. Schön war es nicht immer, aber durchgängig bedeutend! Von der Mittagsstation fuhr ich bis Lossenstein voraus, um dort noch auf der heutigen starken Tour von 15 Meilen, für den König einige Erfrischungen zu bestellen. — Uebrigens erträgt der Genesende die unabweisbaren Beschwerden der Reise vollkommen gut und gewinnt offenbar immer mehr an Kräften und Heiterkeit. Dies Lossenstein auf einer Höhe über der Enns, liegt mit den darüber aufragenden Felsen und der alten, dort schon im 15. Jahrhundert verwüsteten Burg, sehr romantisch, und das selbst fast burgmäßig gebaute Posthaus, mit Weinranken umzogen, machte mit der dahinter aufragenden Ruine ein nie genug zu lobendes Bild. Von da ging es durch Nacht und Gewitter noch bis hierher, wo wir erst nach 10 Uhr ankamen. Das Gewitter begann auf eigene Weise. Ich fuhr lange noch im offenen Wagen um es besser zu beobachten. Der Himmel war mit lockern Cumulostratus-Gewölk bedeckt, zwischen welchem fortwährend blendendes Wetterleuchten zuckte. Oft war dies Wetterleuchten fast gerade über mir, doch hörte man durchaus keinen Donner, und ich überzeugte mich diesmal noch deutlicher, daß ein solches Leuchten gewiß vom eigentlichen Blitz unterschieden werden muß, daß es gleichsam ein zuckendes und schnell verschwindendes Nordlicht, ein flammendes, plötzliches, nicht funken-, sondern strahlenartiges Entladen von Elektricität an sehr hohen Wolken zu nennen ist. Nach und nach schienen die Wolken massiger zu werden und in tiefere Regionen herabzusinken, nun erst erhob sich Sturm, dann ergoß sich Regen, endlich aber kamen dann eigentliche Blitze mit Donner, und die ganze Scenerie gewöhnlichen Gewitters entwickelte sich.

Damit es denn auch nicht an einem Abenteuer fehle, blieb an einer etwas steilen Anhöhe, wo der Regen den Boden

schon erweicht hatte, des Königs Wagen stecken, ich hörte das Schmähen der Dienerschaft auf die Postillons, Herr von Minkwitz springt aus dem Wagen, man zündet Fackeln an, die Pferde werden angetrieben, schon will man die andern Pferde ausspannen, um sie dem Wagen des Königs vorzulegen, der Regen und Sturm verlöscht die Fackeln! Endlich werden die Pferde noch einmal angetrieben, der Wagen folgt, alles kommt ins Gleis und wir finden uns im erleuchteten Hotel. Die Majestäten sind zu Bett, wir aber gehen halb zwölf Uhr zum Souper, als befänden wir uns auf einem Balle!

Linz, 18. August abends.

Früh noch einen Blick auf Steier und die wegen unsers Abzugs an Thür und Fenster versammelten Bewohner des Ortes. Das Südliche thut sich deutlich hervor in der Luft an bunten Malereien der Häuser und Kirchen, in den grünen Jalousien aller Fenster, in den lebhaften Kleiderfarben und den goldenen helmartigen Hauben der Frauen, sowie in den eigenthümlich hübschen pikanten Gesichtern der Mädchen. Die Stadt liegt am hohen Ufer der hier schon mit starken Fahrzeugen befahrenen Enns, und über eine weite, noch hoch liegende und allmählich der Donau sich zusenkende Fläche kommt man über Enns, einen wenig bedeutenden Ort, nach Linz. Bei Enns ergießt sich der Fluß gleiches Namens in die Donau, und es war mir merkwürdig, somit den ganzen Lebenslauf dieses Flusses von seiner Entstehung, über Eisenerz durch die gewaltigen Felsthäler bis Steier, und dann durch die weite Ebene bis zur Donau verfolgt zu haben. Erkennt man doch in allem Wiederholung desselben Lebensprincips! erst der lustig schäumende Gebirgsbach, dann die Schlangenlinien des muthig und schlank durch Felsen sich Bahn brechenden Flusses, welcher später in breiter Allmählichkeit sein Aufhören

im großen Strome, und zuletzt sein Verschwinden im Meere findet, wer sähe hier nicht das Vorbild zu den Spiralgängen eines in sehr ähnlicher Fortschreitung sich bewegenden Menschenlebens! Der Weg hierher, auf glättester Chaussee und in der wohlthätig durch das gestrige Gewitter gekühlten Morgenluft, gab mir denn auch genügenden Raum zum Niederschreiben von allerhand in mir aufsteigenden Gedanken!

Hier in Linz sollte nun für den Nachmittag Rasttag gehalten werden. Die Erzherzogin Sophie ist von Ischl eingetroffen, um unser Königspaar noch einmal zu sehen, und so hielten wir mit dieser so liebenswürdigen Fürstin und ihrer Begleitung (jedoch immer noch ohne den König) ein ganz angenehmes Diner. Ich saß neben dem alten Grafen Sahlis, einem bewährten österreichischen General, der sich schon im französischen Kriege auszeichnete und jetzt den Reisemarschall der Frau Erzherzogin macht, und verdankte ihm Aufschluß über die wunderlichen Befestigungsthürme, welche Linz umgeben, und welche ich nun erst verstehe, seit ich weiß, daß sie nicht die Stadt zu einer eigentlichen Festung erheben sollen, sondern daß sie nur die Bedeutung haben, einen großen, mit 20—30000 Mann besetzten Ort in ein mächtiges befestigtes Lager zu verwandeln.

Ueber Tisch war beiläufig auch auf meinen stummen Reisegefährten, den Proteus, die Rede gekommen, und ich konnte somit nicht umhin, denselben nachmittags in einem klaren Wasserbecken zu allgemeiner belehrender Betrachtung vorzuzeigen. Später benutzte ich eine Stunde zu einem Wege durch die Stadt über die Donaubrücken und auf die höhern Wälle, wo man einer ergötzlichen Fernsicht in das Donauthal gen Wien und auf die im Süden wolkenhaft sich hinlagernden Alpen von Ischl genießen kann. Abends gewann ich sogar noch Muße, eine halbe Stunde das hiesige Theater zu besuchen, wo ich etwas volksthümlich Komisches zu sehen hoffte, denn

das Stück hatte den Nebentitel „Wie sieht es in Linz aus“; allein ich fand das elendeste Mittelgut, das man sich denken kann, und mußte am Casinoplatze noch schnell mit etwas Eis mich erfrischen, um so schales Zeug schnell zu vergessen!

Gegen 9 Uhr saß ich endlich mit Herrn von Minkwitz eben an der Wirthstafel, um einen delicaten Fasan zu verspeisen, als mit einem Fremden ein Gespräch sich anknüpfte, welcher, wie es sich ergab, eben die Donau herauf über Wien von Konstantinopel angelangt war. Es war ein Baron Würzburg, früher in sächsischen Diensten, jetzt Adjutant des Königs Otto von Griechenland, ein schlanker tüchtiger Mann und fast selbst griechisch-gelblichen Angesichts, und brachte ganz interessante Mittheilungen aus jenem Orient.

Die Anstalten zur morgenden Abreise und das erquickliche Einsaugen anmuthig gekühlter Nachtluft im Strahl des eben über gegenüberliegende Häuser aufsteigenden Mondes beschlossen den heutigen Tag!

Schloß Krummau, 19. August abends.

Wie wunderbar wechseln die Lebenslagen des Menschen, zumal auf Reisen, und zumal wenn man mit einem Könige reist! Vorgestern im heftigsten Gewitter nach Steier, gestern schöner Mondscheinabend im Gasthof zum Stuck in Linz, nebenbei ein seltenes Nachtwächterlied, als hörte man den Priester die Litanei absingen, heute Mittag reiches Diner bei geistlichen Herren in einer Abtei, und heute Abend hier im fürstlich Schwarzenberg'schen Schlosse zu Krummau, prächtig mit Fackelreitern empfangen, und jetzt, nach opulentem Souper, im Zimmer mit Gobelintapeten und im rothdamastenem goldbesetzten Himmelbette liegend und schreibend!

Es war diesen Morgen 7 Uhr geworden, ehe die fürstlichen Personen sich trennen konnten, und wir, aber diesmal

in einer andern Ordnung, von Linz abfuhren. Unser großer Landauer Wagen (da wir eine ungewöhnliche, nicht mit Posthaltereien versehene Straße auf Budweis einschlagen) wird nebst zwei Kammerfrauen auf der gewöhnlichen Straße vorausgeschickt, der Kammerwagen der Königin nimmt die Obristhofmeisterin und eine Kammerfrau auf, und Geheimrath von Minkwitz fährt mit mir in meiner leichtern Chaise. Der Morgen war prächtig, und wir kamen zuerst ein anmuthiges reichbelaubtes Thal hinauf, am Schlosse Wildberg, einer Besitzung des Grafen Starhemberg, vorüber, und durch Leonfeld, über ziemlich gleichgültiges hügeliges Land, bei mehr und mehr sich bewölkendem Himmel nach der Abtei Hohenfurt, einem altbegründeten, reichdotirten und schon in Böhmen an der obern Moldau liegenden Cistercienserkloster. An einem Abhange, hübsch von Wasser umgeben, in einer anmuthigen, reichbelaubten und auf ihren Anhöhen mit Nadelwaldung überzogenen Gegend liegen die weitläufigen Klostergebäude und die Kirche der reichen geistlichen Herren, bei denen sich für heute unsere Majestäten den Mittagstisch hatten ausbitten lassen.

Wir wurden sehr artig im Hofe empfangen, und was mich betraf, so wurde mir als Abtretezimmer die sogenannte Bildergalerie angewiesen, in welcher jedoch nur eine Menge alter tapentenhafter verstaubter Malereien aufgehangen war, die ich wol mit mehr Recht zum Feuertode verdammt hätte als geistliche Herren in früherer Zeit die Ketzer! Geschmackvoller bei weitem als diese Bilder war das Diner und waren die Weine, welche bald darauf in Gesellschaft des Herrn Abtes, dem die Königin den Platz neben sich anwies, uns vorgesetzt wurden. Dieser Abt war ein gemüthlich freundlicher, wohlbeleibter Herr, und als er mir über Tische erzählte, daß ihnen bei ihrer Abtei die Leitung der philosophischen Studien in Böhmen und die Besetzung der dahin einschlagenden Lehrstühle

am Gymnasium zu Budweis und der Universität Prag obliege, so fühlte ich mich freilich zu einigen mephistophelischen Aeußerungen über eine so vertretene Philosophie versucht. Gleich nach Tisch entfernte sich die Königin, ich aber setzte mich noch mit dem Herrn Abt zu einer Tasse Kaffee, und als ich dann um Wasser bat und das Wohlthätige des Wassertrinkens früh und nach dem Kaffee anpries, meinte der Herr Abt ganz behaglich und vertraulich: „Kann's nit auch ä Bier sein?" Ich bestand aber auf dem Wasser!

Wir alle, auch der König, machten nachher noch einen flüchtigen Besuch auf der elegant aufgestellten, ziemlich großen Bibliothek, und besahen dann die Kirche, welche, in einem spätern gothischen Stil nach einem Brande wieder aufgebaut, eben nicht viel Besonderes enthielt. Ein einziges sehr altes Marienbild, durch besondere jungfräuliche Zartheit an die besten Bilder von Michel Wohlgemuth erinnernd, hielt meine Aufmerksamkeit länger fest. Von der Geschichte des Klosters kam bei diesen Betrachtungen übrigens noch manches zum Vorschein; die Grabsteine einiger Herren von Rosenberg, durch welche sonst äußerst mächtige böhmische Familie die Abtei gestiftet worden war, wurden gezeigt und beim Abschied wurde uns noch der Abdruck eines Gedichtes von Karoline Pichler mitgetheilt, welche diese nicht ganz unebene poetische Production, als Gastgeschenk für eine längere Zeit einst hier genossene freundliche Verpflegung und Beherbergung, in der Abtei zurückgelassen hatte. Erzählt wird darin wie Ritter Vuk Rosenberg, Marschall des Königreichs Böhmen im Jahre 1259, zur Kapelle reiten und durch die Moldau setzen will, wie ihn ein Ungewitter überfällt und er beinahe in diesen Fluten seinen Tod findet, doch aber wunderbar gerettet wird und so die Gründung von Kirche und Kloster am Moldaustrand gelobt und ausführt.

Es war über 4 Uhr geworden, ehe wir mit den Rossen

der geistlichen Herren wieder abfuhren, zuerst die Moldau ein Stück verfolgten (welche eine halbe Stunde oberhalb des Klosters über eine Granitbank einen schönen Wasserfall bilden soll), dann aber auf durchregnetem lehmigen Boden (ein Gewitter hatte sich nämlich während unsers Diner entladen) über Höhen und Tiefen gegen Krummau uns hinwendeten.

Solange nun die Anhöhen nicht zu steil waren, ging alles trefflich, aber am ersten bedeutenden Berge gefiel es den geistlichen wohlbeleibten Rossen nicht mehr zu ziehen, und der Wagen des Königs blieb stecken. Das Königspaar mußte die Anhöhe zu Fuß hinaufgehen, und nach einer bessern Zusammenspannung kam denn auch der Wagen nach. Allein am zweiten höhern Berge wiederholte sich die Scene; alles Antreiben, Peitschen und Schmähen der Dienerschaft half nichts, und wir vermochten endlich die Herrschaften, sich in meinen kleinen mit zwei tüchtigen Bauerpferden bespannten Wagen zu setzen, und ließen sie vorausfahren, während von Minkwitz sie ein Stück begleitete, um nach dem fürstlich Schwarzenberg'schen Vorspann zu sehen, der in kurzem eintreffen mußte. Da stand ich nun mit der bejahrten Frau Obristhofmeisterin neben den beiden großen Wagen und den widerspenstigen Rossen in dem tiefen Hohlwege bei niedersinkendem Abend und hatte meine Betrachtungen über das ziemlich Komische der ganzen Situation. Zum Ueberfluß wurde noch einer von den Leuten des Königs von einem Pferde geschlagen, daß man mit dem Stillen des Blutes zu thun hatte, kurz die Verwirrung war groß. Glücklicherweise traf ganz zur rechten Zeit der Vorspann ein, wir setzten uns in den Reisewagen des Königs, an welchem nun vier stattliche Pferde vorgelegt waren, ebenso wurde auch der Wagen der Frau Obristhofmeisterin in Gang gebracht, und so kamen wir denn durch das nebelerfüllte felsige Thal der Moldau gegen 9 Uhr hier an, wo alles festlich erleuchtet, das Grenadiercorps des Fürsten aufgestellt ist und wir auf

das trefflichste aufgenommen sind, obwol niemand von den fürstlich Schwarzenberg'schen Personen hier ist, und überhaupt diese herrliche Besitzung nur selten von ihnen besucht wird. Dies Schloß liegt auf einem Felsen über der Moldau und über der daran hingebreiteten Stadt, welche 6—7000 Einwohner fassen soll. Noch spät sah ich hinab von dem an den Speisesaal stoßenden Balkon in das tiefe dunkle Thal und die sternhelle Nacht, welche eben vom aufgehenden Monde erhellt wurde. Dann in mein Zimmer! und wenn ich mich hier unter den alten Familienporträts und den Gobelins umsehe, so hat mir diese ganze Existenz geradezu etwas Feenhaftes! „In die Traum- und Zaubersphäre sind wir, scheint es, eingegangen!“

Budweis, 20. August mittags.

Dieser Morgen auf dem Schlosse zu Krummau gewährte noch manche hübsche Scenerie! Zuerst erzähle ich wie überrascht ich war, als ich auf meinem Zimmer bei dem herrlichen Morgen am offenen Fenster das Frühstück nahm, und, nachdem ich an dem weiten Thale mich ergötzt hatte, nun gerade hinabsah und unten, tief unter meinem Fenster am grünbewachsenen Burgberge sechs bis acht Damhirsche anmuthig weidend erkannte. Brocken zarten Weißbrotes zum Fenster hinabgeworfen, verfehlten nicht den zierlichen Geschöpfen zugute zu kommen, so senkrecht stürzt hier der Fels ab. Durch die weiten Säle wanderte ich dann nach dem östlichen Flügel des Schlosses, wo mich die Aussicht von einem andern Balkon auf das lebhafteste bewegte! Man steht auch hier fast senkrecht über der Moldau, welche sich unten an dem Felsen vorbeikrümmt und in einem Halbkreise das Städtchen umschließt, zu beiden Seiten dehnt sich das mächtige Schloß mit hoher kuppelförmig gedeckter Thurmwarte aus, unten die Brücke,

das mittelalterliche hochgiebelig gebaute Städtchen mit seiner gothischen Kirche, und ringsum die felsigen Anhöhen, alles in duftigen breiten Schattenmassen unter der blendend hellen Morgensonne; es war ein reizender Anblick!

Von hier wanderte ich in Begleitung des Directors der Schwarzenberg'schen Besitzungen, eines ältlichen Herrn Kutschera, nach der Bildergalerie des Schlosses, wo in kurzem auch beide Majestäten zu uns stießen.

Eine Menge Familienporträts gaben zu mancherlei Vergleichungen und Anekdoten genugsame Gelegenheit. Eins dieser Porträts in ganzer Figur ist das einer verwitweten Frau von Lichtenstein, geborenen von Rosenberg, welche hier unter dem Namen der „Weißen Frau" bekannt ist. Sie hatte gegen Ende des 15. Jahrhunderts gelebt, war in Dürftigkeit gerathen und hatte nichtsdestoweniger die Kinder ihres Bruders mit vieler Liebe und Sorgfalt erzogen, auch durch Kenntniß mancherlei Kräuter und Steine sich um Behandlung von Kranken verdient gemacht. Von ihr geht die Sage, daß sie umgehe und bei Familienereignissen oftmals als warnender Geist erschienen sei. Ihr Bild ist offenbar hier erst Anfang des 17. Jahrhunderts gemalt und zwar im weißen Kleide mit einem Zauberstabe und innerhalb eines gezogenen Kreises von Charakteren stehend. Ist sie nach irgendeinem vorhandenen Original gemalt, so war sie damals eine anmuthige schlanke Frau. Ein anderes merkwürdiges, und offenbar älteres Bild, etwa aus Anfang oder Ende des 16. Jahrhunderts, enthält eine ganze Geschichte. In der Mitte hält auf einem Burghofe ein großer Reiterhaufen, darunter stehen ein alter und sechs junge Ritter in goldenen Rüstungen, welche etwas zu verhandeln scheinen. Ferner aber sieht man drum herum sechs kleinere Reiterhaufen, mit Wappenfähnlein der Rose, nach verschiedenen entfernter oder näher liegenden Burgen fortziehen, und jedes hat wieder einen goldgeharnischten Ritter an der

Spitze, sodaß man bald sieht, es seien dies dieselben Ritter, die zuerst auf dem mittlern Burghofe versammelt waren, und eine doppelte Handlung werde sonach auf einem und demselben Bilde vorgestellt. Darüber erfuhr man nun Folgendes: Ein Ulrich von Rosenberg habe im Anfang des 14. Jahrhunderts die Herrschaft Krummau nebst manchen andern böhmischen Herrschaften besessen und sei Vater von sechs Söhnen gewesen. Im hohen Alter berief er diese Söhne und eröffnete ihnen, wie er seine Besitzungen in sechs gleiche Theile getheilt unter sie zu vertheilen die Absicht habe. Einer von ihnen jedoch wäre außer der Ehe erzeugt, und er frage sie jetzt, ob er diesen, der keiner ehelichen Geburt sich erfreue, nennen und ausschließen solle? Jeder nun, befürchtend vielleicht, daß ihn dies Los treffen könne, oder auch wol aus echter Liebe gegen die andern, erklärte, „er wolle keine Kunde davon", und so wurden die sechs Söhne allesammt gleich betheiligt, wie es denn auch jenes alte Bild bezeichnet. Nichtsdestoweniger soll späterhin verrathen worden sein, welcher Stamm von Bastardnatur war, und wirklich wurde dieser nach und nach von den übrigen hintangesetzt, allein bei alledem mag seine Dauer besser begründet gewesen sein, denn die Rosenberge, welche noch jetzt in Böhmen leben, sollen eben nur vom letztern Stamme sich herleiten.

Von hier ging es ferner durch lange auf Bogenstellungen ruhende Galerien hinüber nach dem Schloßgarten. Auch dort alles großartig und reich! Zuerst ein weiter Freiplatz mit prächtigen Linden umgeben und zur Reitbahn trefflich eingerichtet; dann Orangerieanlagen, von welchen man im verflossenen Jahre allein 2000 Citronen geerntet hatte, und mitten in demselben eine Cascade mit viel Bildhauerarbeit und spritzenden Wasserstrahlen, alles im altfranzösischen Geschmack. Der Weg führte dann nach dem Obst- und Küchengarten, und am Ende desselben fanden wir uns unter einem

pilzartigen Schirm auf hoher Felswand wieder über der Moldau, und erfreuten uns abermals der vollen Uebersicht über Schloß und Stadt und Fluß in köstlicher Morgenbeleuchtung. Noch so manches einzelne wurde dabei uns bemerklich gemacht; wie das Schloß so nach und nach aufgebaut und vergrößert worden sei, und wie da unten in der Stadt noch ein großes altes im Quadrat aufgeführtes Gebäude liege, in welchem zur Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts die da regierenden Herren von Rosenberg ein Zeughaus für 30000 Mann (!) stets unterhielten, dergestalt, daß selbst die verwüstenden Züge der Hussiten diese Gegend Böhmens aus Scheu vor der großen Macht solcher Herrscher vermieden hätten. Wieder nach dem Schlosse uns wendend, trafen wir dann noch auf die großen Gewächshäuser, vor welchen dicht am Felsrande ein niedliches blumenumgebenes Refuge uns die vorige Aussicht noch einmal, doch wieder mit verändertem Standpunkte darbot.

Endlich blieb nun im Schloß selbst noch einiges zu betrachten; zuvor jedoch gingen die Majestäten heute, Sonntags, zur Messe in die geräumige Schloßkapelle, während ich noch die alten Bilder und Gobelins in den Sälen musterte; dann aber führten die unermüdlich gefälligen Beamten uns theils in das geräumige im altfranzösischen Stil verzierte Schloßtheater, auf welchem manchmal noch jetzt Dilettanten spielen, zu wohlthätigen Zwecken (wie sie sagen), theils in den großen Ballsaal, an den Wänden mit einer gemalten Maskenversammlung bunt, aber geschickt genug decorirt, und nun zum Schluß in die Gewehrgalerie, woselbst, unter einer Anzahl von Jagdgeräthen und Gewehren, noch einige im 17. und 18. Jahrhundert den Türken abgenommene prächtig verzierte Musketen sich befanden. — So war denn endlich alles betrachtet, die Wagen sind aufgefahren, eine Menge Menschen, sonntäglich geputzt, haben sich versammelt, und, von den trefflichen

fürstlichen Pferden gezogen, rollten wir fast zu schnell aus dem Portal und durch den Hof des Schlosses.

Der Morgen war klar und heiß, die Wege stäuben, und nach schnellem Pferdewechsel in Gosen kommen wir zu Mittag hier an, wo der residirende Bischof und die Stadtbehörden den König am Gasthause empfangen.

Uebrigens rückt nun Dresden in der Vorstellung schon immer näher! Eine Stafette vom Minister von Lindenau, welcher seine morgende Ankunft in Prag ankündigt, traf uns heute unterwegs. Morgen Abend werde ich also doch wol von dem, was mich jetzt bei den Meinigen am meisten beschäftigt, Kunde erhalten!

Auf der Straße zwischen Prag und Teplitz, 22. August.

Ich hatte nicht geglaubt, daß ich nun noch irgendetwas Interessantes von den letzten Tagen dieses Rückwegs aufzuzeichnen haben würde, indeß ist es doch so!

Sonntags den 20. waren wir noch abends spät nach Tabor gekommen, um daselbst zu übernachten. Von dort brachen wir gestern früh zeitig auf und kamen schon um 2 Uhr nach Prag in den eleganten Gasthof zum Schwarzen Roß, wo kurz zuvor Minister von Lindenau angekommen war und mir zugleich einige beruhigende Zeilen von Dresden übergab. Eilig hatte ich dann zu Corda, den Custos des naturhistorischen Theiles vom ständischen Museum, gesendet, um mindestens noch einiges Merkwürdige hier zu sehen. Er hatte die Güte, alsbald mich aufzusuchen, und, indem ich mich bei der Königin nach der Hälfte des Diner beurlaubte, gewannen wir einige Stunden Zeit, um nach dem Museum zu fahren und die dortigen Schätze etwas zu mustern.

Das schöne große Gebäude dieses Museums liegt auf dem Hradschin unweit der Kathedrale, und die erste Abtheilung

desselben, die wir durchwanderten, war die Gemäldegalerie. Sie ist seit 1792 begründet, wird durch das Zusammenhalten reicher Böhmen vermehrt, und enthält viele Gemälde, welche noch das Eigenthum einzelner Familien sind, aber dort hingegeben wurden, um das Museum zu zieren und von mehrern gesehen zu werden. Im ganzen enthält die Galerie des Ausgezeichneten wenig. An besonders bemerkenswerthen Bildern konnte ich etwa folgende aufzeichnen: 1) Treffliches Mondscheinbild von van der Neer, sehr gut erhalten und dem schönern dresdener ähnlich, aber noch größer und frischer. Es liegt eine wundersame Gegenständlichkeit in diesen Mondscheinfarben! es ist ganz der Mondschein selbst — dabei aber gar nichts von dem, was er uns bedeutet. Auch ist merkwürdig, mit wie wenig Mitteln es diesem Maler gelungen ist, das eigentliche Imbrunare della notte und die tiefe Ruhe eines echten Mondabends auszudrücken, sowie in den Bäumen alles anzudeuten, was im Mondesschatten da ist und doch nicht da zu sein scheint. 2) Ein ganz ausgezeichnetes Bild von Everdingen, trefflich erhalten und von großer ernster Wirkung. Ein flacher Wasserfall, Fichten, Tannen, hellgraubedeckter Himmel, das sind die einfachen Elemente, mit welchen, bei klarer unbefangener Behandlung, diese bedeutende Wirkung erreicht ist! und wie verschieden ist das Erreichen einer solchen Wirkung von dem, was man Effectmachen nennt! 3) Perin del Vaga, eine heilige Familie, in welcher der ernste Rafaelische Ton, die klare unschuldvolle Behandlung und einige schöne Köpfe sehr zu loben sind. 4) Ein großes Bild, ein jugendlich schöner heiliger Sebastian, dem ein paar Jungfrauen die Pfeile auszuziehen bemüht sind, von Francesco Mola. Man gewahrt zwar im ganzen einen spätern etwas luxuriosen Stil (ich hatte den Heiligen anfangs für den verwundeten Adonis gehalten), aber die Schönheit des Fleisches bleibt doch höchlich anzuerkennen! 5) Wieder ein großes Bild, Hiob mit seinen Freunden von Seggers,

ganz im niederländischen Stil, aber doch sehr vorzüglich. Offenbar war es hier eine Hauptaufgabe des Künstlers, das welke, vertrocknende Fleisch des Hiob recht natürlich darzustellen. Andere würden anderes beabsichtigt haben. 6) Ein merkwürdiges sehr gut erhaltenes Bild des Lukas Cranach. Zwei Jungfrauen in damaliger Tracht (wahrscheinlich Porträtfiguren) und lebensgroß, knien sich gegenüber in freier Landschaft, zwischen ihnen ein Blatt mit geistlichen Hymnen. 7) Von Holbein trefflicher kleiner Porträtkopf einer hübschen, kokett geputzten Frau. 8) Von ebendemselben zwei Seiten einer Altartafel grau in grau gemalt. Die Geschichten Christi, welche vorgestellt sind, enthalten manch trefflich und sinnig aufgefaßte Figur. 9) Von Hans Burgmayer ein großes farbenreich und sorgfältig ausgeführtes Bild, Kaiser Heinrich den Heiligen und seine Gemahlin Kunigunde darstellend. 10) Von Altegreffer ein merkwürdiger auf Holz gemalter Christus, halbe Figur, lebensgroß, übrigens so peinlich ausgeführt wie seine Kupferstiche, aber mit viel Kraft der Färbung. 11) Ein ziemlich großes merkwürdiges Bild von einem Maler Hinz in Hamburg, 1666 gemalt und nichts als das Fachwerk eines Schrankes vorstellend, worein man allerhand Curiositäten aufbewahrt. Da standen schön geschnitzte Elfenbeinwaaren, in der Mitte ein großer Elfenbeinbecher nebst anderm kleinen Geräth, da lagen schön glänzende Nautilen unter andern Conchylien und Korallen, da hingen sauber eingelegte Pistolen u. s. w. Das Ganze war gewiß kein Kunstwerk, vielmehr ein ästhetisches Kunststück, aber doch mit großer Fertigkeit und Kenntniß der Lichtwirkung gemalt. 12 und 13) Zwei schöne Bilder von Weenix, das eine, eine todte Trappe, das andere ein todtes Rebhuhn. Beides hinsichtlich des Machwerks ausgezeichnet. 14) Von Ravenstein trefflicher Porträtkopf einer Frau. 15) Von Bega eine ausgezeichnet beleuchtete Bauerstube. Zuletzt wurden mir nun auch hier mehrere ältere böhmische

Maler bekannt; so ein gewisser Heintsch, von welchem aus dem Jahre 1692 ein großes Bild vorhanden ist, auf welchem man den Transport der Leiche des heiligen Wenzel erblickt. Man sieht indeß freilich, wie sehr sich alle diese Künstler nach den spätern italienischen Malern gebildet haben. Ebenso Theodor von Prag mit einem schönen Kopfe Karl's IV. Kurz es gäbe wol unter alle diesem die Möglichkeit, eine interessante Auswahl zu treffen und eine Art von Tribüne zu bilden, die zu öftern Besuchen jedenfalls einladen würde, da in diesen nackten Sälen, auf hellgrau (!) angestrichenen Wänden, die einzelnen bessern Bilder wenig sich ausnehmen und die Masse des Unbedeutenden zu groß ist. Ein besonderer Saal ist der modernen Kunst gewidmet, Führich's sterbende Madonna ist eins der bedeutendsten dieser Bilder, von den meisten aber kann man sagen wie Dante: „Dove il tacere é bello."

Auf die Galerie folgte die Bibliothek, welche indeß nur theils vaterländischen Erzeugnissen, theils naturwissenschaftlichen Schriften bestimmt ist. Ich fand dort den um Böhmens ältere Literatur sehr verdienten Bibliothekar Hanke und verdanke ihm die Vorzeigung manches Merkwerthen. So ließ er mich sehen: theils einen eigenhändig geschriebenen theologischen Anschlag von Huß, theils einen ebenfalls unzweifelhaft eigenhändigen Tagesbefehl des Hussitenfeldherrn Ziska. Dann eins der ältesten gedruckten Bücher, für Böhmen vielleicht das älteste, nämlich von 1460, eine Art von Roman, enthaltend die Geschichte des trojanischen Kriegs. Ferner sehr alte Pergamente mit Handschriften, wahrscheinlich aus dem 9. Jahrhundert, auch schöne Miniaturen aus alten Chorbüchern des 14. Jahrhunderts und ähnliches mehr!

Endlich traten wir in das für mich interessanteste, in das Naturhistorische Museum. Namentlich der großen Thätigkeit von Corda verdankt man hier den schönen Anfang einer zoologischen Sammlung. Ein großer Saal enthält Vögel,

Säugethiere, eine Menge Versteinerungen, eine Reihe Skelete und den erst kürzlich angeschafften Gipsabguß des ungeheuern Schädels vom Deinotherium. Letztere höchst wunderbare Form, die aus den Abbildungen von Kaup bisher für mich nicht vollständig zu entziffern gewesen war, bot mir hier zu den vielfältigsten Betrachtungen Gelegenheit dar. Namentlich wurde es mir nun alsbald klar, daß nur von der ganz paroxen Richtung der Schädelwirbelsäule aus, alles sonstige Paroxe und Ungewöhnliche in dieser Bildung sich erklärt. Hat nämlich sonst diese Säule der Wirbelkörper des Kopfes die Neigung, wenn sie von horizontaler Richtung einmal abweicht, sich nach oben convex und unten concav zu verhalten, so ist es hier gerade umgekehrt, und die Convexbiegung geht hier abwärts an der Basis, das Concave ist an der obern Fläche, und natürlich drehen sich nun sogleich alle Verhältnisse mit um; der Schädel ist oben nicht nur platt, sondern eingedrückt und die Basis nicht nur nicht hohl, sondern abwärts sich hervordrängend, endlich aber kehrt sich selbst das Verhältniß der Gliedmaße des Kopfes, das ist des Unterkiefers um, und die Zähne sind nicht nur nicht mehr aufwärts gekrümmt, sondern abwärts und einwärts gebogen. Noch niemand hatte mir bisher von diesem sonderbaren Verhalten auch nur eine Vorstellung gegeben, obwol in ihm gerade das Merkwürdigste des ganzen Fundes liegt! Natürlich! diese Leute sind ja immer noch weit entfernt, von der organischen Bedeutung des Schädels als Wirbelsäule überhaupt eine lebendige Vorstellung zu haben! Ihre Geistesaugen sind nun einmal für dergleichen geschlossen, und so schalten sie den Sehenden einen Phantasten, ganz wie eine blinde Menschenmenge den mit Leibesaugen Sehenden, Phantast nennen würde, wäre er allein der Bevorzugte.

Auch sonst fängt an eine gutgeordnete Reihe von Skeleten sich zu bilden, und nicht ohne Interesse sah ich

darunter das Skelet eines erst kürzlich in der Nähe von Prag geschossenen großen Wolfs.

Wir gaben uns dann noch an die Betrachtung der oryktognostischen und geognostischen reichen Sammlung. In Suiten stehen hier die Producte aller Gebirgszüge Böhmens wohl geordnet beisammen, und eine Menge Schränke werden außerdem durch die zum Theil von dem würdigen Grafen Kaspar von Sternberg beschriebenen Versteinerungen aus dem Kohlensandstein Böhmens erfüllt. An vielen dieser versteinerten räthselhaften Stämme hatte Corda die Structur genauer untersucht und zeigte mir Stücke davon unter der Lupe vor, wo denn der Bau entschieden auf eine Art Sagopalme (Cycas) deutete. Diese Säle sind recht geeignet, den großen Reichthum und die Mannichfaltigkeit der tellurischen Producte Böhmens, namentlich auch in vulkanischen Bildungen, erkennen zu lassen! —

Selbst der Luftkreis hatte das Seine dieser Sammlung beigesteuert! denn es finden sich hier die meteorischen Eisenmassen von Stannern, die mehr erdigen Massen von Lissa und (jedoch nur als Abguß) die größte in Böhmen niedergefallene Eisenmasse dieser Art, der sogenannte verwünschte Burggraf von Ellenbogen. Einige Fragmente dieser drei Massen aus dem Privatschatze des Herrn Corda, wurden mir bei dieser Gelegenheit als eine werthe Erinnerung an Prag verehrt.

So fuhr ich nun, da es zu dunkeln begann, mit diesem jungen thätigen Manne nach unserm Gasthause zurück, wo derselbe bei einer Tasse Thee mir noch sein neues Werk über Schimmelvegetationen vorlegte und verehrte, dann mich aber auch eine Reihe großer, prächtig gezeichneter und gemalter Tafeln durchsehen ließ, auf welchen er die auf verwesenden Pflanzen, auf Brot u. dgl. vorkommenden Schimmelpflänzchen einzeln unter starken Vergrößerungen, als wären es Pflanze

gewaltiger Größe, mit den feinsten Zergliederungen dargestellt hatte. Hier erst kam zur klaren Anschauung, welche Pracht an Formen und zuweilen selbst an Farben auch in diesen kleinsten vegetabilischen Werken erscheint! Eine Erkenntniß, für welche es zwar bei dem Wissenden keines besondern Beweises bedarf, welche aber hier auch dem Laien auf eine schöne Weise vor Augen gelegt wird. Uebrigens wird es freilich auch in Zeichnungen dieser Art kaum irgendjemand Herrn Corda gleichthun. Einige Blätter waren so vortrefflich, daß ich sie noch unserm für Botanik sich so lebhaft interessirenden Könige hinabtrug, und so auch ihn dieser Freude theilhaftig machte.

Mögen diese Blätter bald eine würdige Veröffentlichung erfahren! Bisjetzt hat der Verfasser bei gegenwärtig herrschender Richtung unserer Literatur wenig Aussicht dazu.*)

Noch blieb mir nun übrig, mich dem auch von mir so hochverehrten Minister von Lindenau, welcher in der Nacht noch abreiste, zu empfehlen und ihm einige vorläufige Begrüßungen nach Hause mitzugeben. Der König fährt von hier über Weltruß und das Mittelgebirge. Ich im großen sechsspännigen Landauer ganz allein, gefolgt von dem Kammerwagen, fahre die Straße über Schlan, welche der König nicht liebt und auf welcher doch irrthümlich nun einmal die Postpferde bestellt waren.

Diese einsame Fahrt in solchem weiten bequemen Wagen und durch ziemlich gleichgültige Gegenden bei kühlem etwas windigem Wetter kommt mir übrigens ganz gelegen, um noch einmal diese ganze Reise zu überdenken und die Bemerkungen über den gestrigen Tag einzutragen.

---

*) Glücklicherweise gelang es mir später doch, meinen alten trefflichen Gerhard Fleischer für dies Werk zu interessiren, und so ist es denn wirklich unter dem Titel „Prachtflora europäischer Schimmelbildungen" in Folio mit ausgemalten lithographischen Tafeln erschienen (Leipzig 1839).

Man durchfährt hinter Laun und vor Bilin ein über eine Stunde im Durchmesser haltendes Ringgebirge, aus dem recht in der Mitte zwei Bergkegel, ein höherer und ein niederer, sich erheben. Das Vulkanische der Bildung (ganz nach Art eines Mondringgebirges) ist nicht zu verkennen, und es erregt zu gar seltsamen Betrachtungen, wenn man nun durch diesen weiten, jetzt nur Felder einschließenden Kreis, in welchem früher in der Urzeit das furchtbarste Walten feuriger Erdlebenprocesse sich bethätigte, ja durch diese Ebene, welche später wieder von wüthenden Fluten überschwemmt und dadurch mit mächtigen Kieslagern ausgefüllt worden ist, kurz durch alle diese Phänomene, welche an die erhabensten Vorgänge des tellurischen Lebens mächtig erinnern, nun so ganz prosaisch die ordinäre Poststraße sich hindurchwinden sieht, und bedenkt, von wie viel Tausenden diese Straße jährlich überfahren und übergangen wird, welche durchaus keine Ahnung haben von den Documenten so großer Erscheinungen, die unter ihren Füßen liegen! Und gehen nicht viele so durch das ganze Leben, ohne von dem Tiefsinn desselben einen irgend deutlichern Begriff zu erlangen!

Auch mir schließt übrigens sich jetzt wieder ein Kreis plötzlich und gleichsam vulkanisch heraufgeschobener Lebensereignisse, und wieder wende ich mich dem ruhiger dahingleitenden gewöhnlichen Lebensgange zu! Möge sich in diesem nun wie bisher ein stilles Fortbilden des Innern thätig bewähren, ja dem ganzen Dasein einst ein reiner und glücklicher Abschluß gegönnt sein!

Den 22. Aug. 5 Uhr fand ich mich schon in Teplitz. Das Königspaar war etwas früher bereits glücklich angekommen, und nur der mir folgende Kammerwagen wurde länger

vermißt, da ein Pferd vor demselben gestürzt war. Prinz Johann mit Gemahlin und Prinzessin Amalie waren von Dresden angekommen, um den König zu begrüßen, und immer lebhafter wurde das Drängen und Treiben um diese Herrschaften.

Was mich betraf, so erquickte ich mich in den klaren angenehm warmen Wellen eines teplitzer Bades und wanderte später noch ein Stück durch den Park, um zugleich im Clary'schen Palais noch Gräfin Chotek aufzusuchen, welche mich in Angelegenheiten einer Kranken zu sprechen gewünscht hatte.

Den 23. morgens fuhren wir bei nebeligem Wetter von Teplitz. Ich sah noch am Wege das bald beendigte eiserne Monument für die bei Kulm gefallenen österreichischen Krieger, und zwar nach etwas trivialer Vorstellung ausgeführt (ein geflügelter Engel hält ein Schild, auf dem die Inschrift sich befindet) — wanderte dann die Nollendorfer Höhe zu Fuß hinan und sah endlich, wie an der sächsischen Grenze, bei aufgestellter Communalgarde, Jägerei und Schuljugend, unter einem Ehrenbogen der König festlich empfangen wurde. Auf einer Anhöhe vor Zehista traf ich jetzt auch die Meinigen als liebe Wegelagerer, und, nachdem ich mich den hohen Reisegefährten schon früher für diesmal empfohlen hatte, wurde mir noch die Freude, als ich mit den Meinen im eigenen Wagen nun weiter fuhr, kurz vor Dresden meiner ältesten Tochter, für die ich unterdessen so viel gefürchtet hatte, heiter und wohl mit den Ihrigen auf der Chaussee zu begegnen. Dergestalt alle zumal glücklich vereint, zogen wir jetzt in die festlich bekränzte Thür meiner Villa wieder ein, allwo ich denn auch meine Aeltern umarmen, und bei gemeinsamem Mahle von den mancherlei gehabten Schicksalen auf diesem unerwarteten Ausfluge erzählen konnte.

III.

So war denn also diese wirklich etwas abenteuerlich begonnene Fahrt doch glücklich vollendet und als Fortsetzung dieses Glücks betrachtete ich es mit Recht, daß nun erst am 28. Aug., dem Tage, der uns allen ja des Guten und Großen schon genug gebracht hatte, die Niederkunft meiner geliebten Tochter erfolgte, und daß sie dabei einen wackern Knaben ans Licht brachte, der denn natürlich ebenfalls mit dem Namen Wolfgang benannt worden ist.*) Auch die nächste Zeit brachte noch manches Gute! — so unter anderm führte sie mir im September mehrere merkwürdige Fremde heran. Die Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher war nämlich diesmal in Prag gewesen, und schon das war Veranlassung genug, viele reisende Gelehrte durch Dresden zu bringen. Ich gedenke hier namentlich zweier Männer, deren persönliche Bekanntschaft in jeder Beziehung mir interessant sein mußte. Der erste war der als Naturforscher, Physiolog und Zootom mit Recht sehr geschätzte Sars aus Schweden, ein kleiner, lebendiger Mann mit feinen Zügen und scharfem Blick, welcher so manche Monate und Jahre seines Lebens

---

*) Ich hatte später die Freude, ihn am Tage, als man das funfzigjährige Jubiläum meiner eigenen Promotion feierlich beging, selbst als neupromovirten Medic. Doctor zu begrüßen.

an den schwedischen Küsten zugebracht hatte, um namentlich das Leben der Seethiere, insbesondere der Medusen und Mollusken, zu studiren, und treffliche Beobachtungen und Zeichnungen darüber mir vorlegte. Der andere war der berühmte amerikanische, vorzüglich aber afrikanische Reisende Dr. Burchell, dessen höchst interessanten Mittheilungen ich zuerst einen lebendigen Blick in die Natur der Südspitze von Afrika, ihre Hochebenen, ihre Antilopenheerden und die Menge ihrer gewaltigen Pachydermen verdankte. Er aß bei uns, und auch die Meinigen waren erfreut von dem lebhaften, kleinen, untersetzten Mann, mit eigenem festen, trockenen Wesen, in echtem Anglo-Französisch sein Leben unter den Hottentotten schildern zu hören. Auch Freund Otto aus Breslau brachte wieder ein paar Tage in Dresden zu und kam gerade recht, um in unserm hübschen Saale an einem schönen Musikabend theilzunehmen, den wir der Schröder-Devrient und Klara Wieck zu verdanken haben sollten. Der erstern, deren größte Zeit in diese und die nächstfolgenden Jahre fiel, und deren mächtiger dramatischer und musikalischer Wirkung in diesen Blättern schon oftmals gedacht worden ist, war ich jetzt durch einige ärztliche Berathungen näher getreten, und sie freute sich ebenso der aufrichtigen Bewunderung, welche ihr in meinem Hause zutheil wurde, wie des schönen Klanges ihrer eigenen Stimme in unserm akustisch so günstig wirkenden Saale. Die letztere betreffend so war sie nun schon als Pianistin zu verdientem, seitdem immer noch sich steigerndem Ruhme gelangt, und hatte alle die Hoffnungen erfüllt, welche man schon damals von ihr hegen durfte, als sie (wie früher erzählt wurde) vor einer Reihe von Jahren als zehnjähriges Kind uns zum ersten mal die größte Theilnahme abgewann. Neben all diesem Schönen und Merkwürdigen vollendete sich endlich auch in diesem Spätherbste der Druck der dritten Ausgabe meiner „Gynäkologie“, und sollte der Druck des ersten Bandes meines „Systems der

Physiologie" beginnen. Das Leben also war bewegt genug in jedem Sinne, und mitten in all diesem Treiben nahte uns endlich ein seltenes Fest heran, welches an sich wol hätte den Anschein geben können, als sollte von nun an unser Familienleben auf den äußersten Gipfelpunkt gehoben werden, hätte nicht schon das nächste Jahr uns tief in Schmerz und Trauer getaucht!

Dies Fest war die Goldene Hochzeit meiner Aeltern, und um sogleich das Ganze (nebenbei als ein Zeitbild solcher Feierlichkeit) festzuhalten, füge ich geradezu die Abschrift eines Briefes hier ein, in welchem ich damals an Regis darüber berichtete:

„Dank für Ihren Brief vom 2. Nov., es ist auch Ihrer am 1. viel gedacht worden, und zwar namentlich von meinen Aeltern, welche, wie es sich auswies, am 1. Nov. getraut waren, während wir und meine Tochter am 2. getraut sind. Es ist aber Ihr Wunsch allerdings in Erfüllung gegangen! Der Hofprediger Käuffer, ein sehr wackerer und wahrhaft gemüthvoller Mann, hat die Aeltern zum zweiten mal eingesegnet. Die Sache war so: — früh 6 Uhr ein Choral von Blasinstrumenten im Hofe vor den Fenstern der lieben Alten, dann gemeinsamer Kaffee im Parterrezimmer nach dem Garten, während nebenan im Saale die Musiker die Ouverture aus der «Zauberflöte» und ähnliche gute ältere Sachen aufführten. Dann um 12 Uhr Versammlung von einigen dreißig Freunden und Verwandten.

„Im obern Saale war ein kleiner Altar errichtet, wo der Prediger die Jubilare erwartete: Paar und Paar zogen nun die schöne Treppe hinauf. Ich mit der Mutter voran, meine Frau mit dem Vater folgte. Angelangt, setzten sich die beiden Alten vor den Altar, im Nebenzimmer Gesang von Schülern: «Auf Gott und nicht auf meinen Rath», dann die Rede der Einsegnung, dann allseitige Glückwünsche, wobei denn auch

natürlich der Urenkel auf den Armen der Mutter nicht fehlte. Nun wieder Paar und Paar die Treppe hinab in den blumenbekränzten Saal, wo das Diner bereit stand, während ein Musikchor im Garten mit heitern Klängen den Klang der Gläser begleitete. Es versteht sich, daß mancherlei Gedichte und Toaste dabei zum Vorschein kamen und die gute Stimmung noch zu steigern nicht verfehlten, bis man endlich gegen 6 Uhr auseinanderging. Es hatte die guten Alten wol etwas angegriffen, doch sind sie uns auch in den folgenden Tagen heiter und wohl verblieben!"

Von dem Rest des Jahres wüßte ich etwas Besonderes nicht aufzuzeichnen, dafür tauchte sich aber gleich der Anfang des neuen (1838) in die Farbe der Trauer.

Prinz Maximilian, der Vater Königs Friedrich August II. und des Prinzen Johann, welcher schon aus Florenz, wo er einige Monate gelebt hatte, unter der Aegide meines Collegen, des Dr. von Ammon, kränkelnd zurückgekommen war, verfiel am 1. Jan. in ein Gefahr drohendes Leiden. Kreysig und Franke waren die ihn behandelnden Aerzte, doch sah ich, der ich seine jugendliche Gemahlin, eine Prinzessin von Lucca, mehrmals berathen hatte, ihn ebenfalls dreimal des Tags, und sah genug, um zu wissen, daß hier, bei so hohen Jahren und solchem Erkranken, keine Hülfe mehr möglich sein werde. In Wahrheit kam es so! Am frühen Morgen des 3. Jan. war ich eben durch Beethoven'sche Harmonien erfreut worden, und als ich dann halb neun Uhr wieder zur Consultation fuhr, fand ich den Prinzen schon todt und alles in tiefer Trauer. Gedankenvoll und still fuhr ich wieder nach Hause, und selbst manche schöne Liebesgaben, die indeß für mich ausgebreitet worden waren, sowie ein reicher musikalischer Abend, welcher noch folgte, konnten den schneidenden Contrast nicht ganz überwinden.

Hervorheben muß ich aber doch, daß die musikalische

Pointe des Tages diesmal vorzüglich auf dem merkwürdigen Pianisten Henselt ruhte, der seit einem Jahre etwa bei uns eingeführt worden war und einer aus der Dreizahl geblieben ist, deren Flügelspiel mir insbesondere zu echtem und wahrem Flügelrauschen der Muse geworden ist; als die beiden andern müßte ich dann noch Mendelssohn und Chopin nennen. Die Meinigen konnten es ja nie vergessen, wie dieser Henselt zuerst als junger svelter Mann einst durch heiße Sonne und Staub zu uns nach Pillnitz kam und da, auf sehr mäßigem tafelförmigen Piano, nachdem er sich nur etwas erholt hatte, Weber'sche Ouverturen mit einer volltönenden Harmonie und mit solchem Schwunge musikalischer Phantasie hören ließ, daß diese Werke in voller Leibhaftigkeit vor uns traten und alles mit Bewunderung und Theilnahme den angegriffenen nervösen jungen Mann umstand, der nach den letzten Takten erschöpft und überreizt aufs Sofa sank. Und wie sehr hatte er seitdem nun noch gewonnen! und wie viel treffliche eigene Sachen haben wir dann immer noch weiter von ihm gehört! Gedenke ich aber hier eines so bedeutenden Musikers, so bringt mich dies sogleich dazu, auch einen großen bildenden Künstler, den damals durch die Trauernden Juden und den Jeremias auf den Trümmern Babylons schon in jungen Jahren so berühmt gewordenen Bendemann aufzuführen, der bereits im vorigen Jahre uns besuchte und in diesem wieder nach Dresden kehrte, um bald ganz hier sich niederzulassen, allwo er denn auch mir und den Meinigen stets ein lieber und getreuer Freund geblieben ist, ja bald dann auch seinen Schwager Hübner nachzog, welcher mit ihm, wie ich eben erwähnte, ein neues Kunstleben hier anbahnte und gleich ihm uns ein werther Freund geworden ist. Als ich Bendemann kennen lernte, war es vorzüglich die weiche feine Künstlernatur in ihm, die mich rührte, aber das, was in seinen Werken uns auch ferner so innig anzog, kann man vielleicht nie besser ausdrücken, als es

einmal sinnig und fein von unserer Königin Maria bezeichnet wurde, indem sie mir einst sagte: „Wenn man von andern Werken oftmals hört: Das spricht mich an, so möchte ich von Bendemann's Sachen immer sagen: Das singt mich an!"

So verging denn also der erste Monat des Jahres 1838, trotz des lugubren Anfangs, noch ganz heiter; aber schon in der zweiten Hälfte des Februar zog die erste schwere Wetterwolke von denen herauf, welche nach und nach so schmerzliche Lücken in den reichen Kreis unsers Familienlebens reißen sollten. Gegen Ende des März schrieb ich an Regis: „Seit bald fünf Wochen ist mein Haus in peinlicher Unruhe über meine Charlotte Rietschel. Sie liegt krank an einem schleichenden Fieber, und noch ist die Gefahr nicht vorüber. Ich habe schwere Tage gehabt und kam mir hier als Arzt oft vor wie Tell, wenn er vom Haupte des geliebten Kindes den Apfel schießen soll, ohne das theuere Haupt zu treffen, ja meine Lage war die noch schwierigere und quälendere! Jetzt kommt Kreysig mit hin, aber der alte Mann wartet auch fast mehr auf Rath von mir, als ich von ihm!" Bei alledem kamen doch wieder Zeiten, wo ich aufs neue zu hoffen begann, dann zog mich wol die Arbeit an meiner „Physiologie", deren erster Theil bereits gedruckt wurde, ehe der zweite vollendet war, wieder etwas ab, ich wurde auch durch Sorge um andere Kranke abgelenkt, und selbst unser Hof verstreute mitunter meine schweren Gedanken etwas, da ich im Kreise der königlichen Familie zuweilen aus meinen Erdlebenbriefen und Aehnlichem abends vorlas. Dafür aber drohte mir freilich auch von da eine, sonst wol mit Freuden zu begrüßende Reise, indem der König sich auf einen Ausflug nach Dalmatien vorbereitete,

wohin ich ihn begleiten sollte, was nun jetzt, da mein geliebtes Kind so schwer erkrankt war, mich mit Schreck und Besorgniß erfüllen mußte. Kurz! ich durchlebte die qualvollsten Wochen!

Die Abreise des Königs war auf den 1. Mai festgesetzt, und als in der zweiten Hälfte des April einmal wieder ein Schimmer von Besserung sich zeigte, glaubte ich jedenfalls erklären zu müssen, daß ich bereit sei Sr. Maj. zu begleiten und somit vor allem Das zu thun, was die Pflicht meiner Stellung von mir forderte. Bald darauf empfing ich indeß ein Billet, welches mich tief rührte und als ein theueres Andenken immer von mir aufbewahrt worden ist. Der König schrieb:

„Schon gestern hat der peinliche Kampf, in dem ich Sie sah, mich wahrhaft bekümmert, und ich hatte auf das Vergnügen, Sie zu meinem Reisebegleiter zu haben, schon ganz Verzicht geleistet. Unerwartet theilte mir nun heute Mittag Geheimrath Minkwitz Ihren Entschluß mit, mich dennoch zu begleiten, ohne noch den gestern beschlossenen ärztlichen Ausspruch zu erwarten.

„Ich kann unter diesen Umständen nichts anderes thun, als Sie selbst zu ersuchen, mich nicht zu begleiten. Ich kann es unmöglich auf mich nehmen, Sie in diesem Augenblick Ihrer Tochter zu entziehen, wo, wenngleich Ihre Hoffnung wieder gestiegen ist, doch immer noch für so viel Besorgnisse Raum bleibt. Ich bitte Sie, dies als einen Befehl anzusehen und sich mit diesem Gedanken selbst zu beruhigen und jeder Verantwortung für überhoben zu achten. Ich wiederhole es Ihnen nochmals, daß auch mir der Entschluß schwer wird, aber ich bin mit mir einig, daß ich unter diesen Umständen Ihre Abreise nicht gestatten darf.

Ihr wohlgeneigter Friedrich August."

Man versetze sich ganz in das Qualvolle meiner Lage, und man wird empfinden, wie schön, erhebend und erleichternd

diese Worte auf mich wirken mußten. Ich eilte dem Könige meinen Dank zu bringen, mein neuer, erst seit vorvorigem Jahre angestellter College, von Ammon, trat an meine Stelle als Reisegefährte ein, und die Reise wurde denn auch, während wir zu Hause den härtesten Verlust erfuhren, auf das glücklichste vollendet.

Wir hatten das liebe Kind, das in den letzten Wochen, gleich der erlöschenden Lampe des armen Klärchen, noch einmal mit Hoffnung uns etwas erleuchtete, aus Rietschel's Wohnung wieder zu uns gebracht. Ich selbst fuhr sie in meiner Batarde, eingehüllt in Decken und in meinen Armen, wieder in unser Haus. Alles, was nur umsichtigste Pflege schaffen konnte, wurde aufgeboten, einmal noch athmete sie Frühlingsluft und Sonne in meinem Garten, dann sanken die Kräfte mehr und mehr, und am 12. Mai abends gegen 10 Uhr, als eben ein duftig geröthteter Vollmond über den Bäumen erschien — verschied sie.

Früh hatte am klarsten Morgen ein Frost so manche junge Pflanze in meinem Garten getödtet, die schönste Blume aber welkte erst abends.

Es bleibt mir unvergeßlich, wie nach einigen wilden trüben Phantasien an ihrem letzten Lebenstage eine ganz wunderbare Verklärung sich über ihr Antlitz verbreitete. Ein tiefer Frieden ruhte da auf den feinen blassen Zügen, und sie sprach noch milde wohlbewußte Abschiedsworte, bevor der letzte endlich in Tod übergehende Schlummer sie umfing.

Die Krankheit hatte in ihrem eigenen geheimnißvollen Gange*), der, dunkel und problematisch, wie er mir und Kreysig stets blieb, aller wohldurchdachtesten Heilversuche spottete, auch

---

*) Die Leichenöffnung zeigte eine sehr eigenthümliche Melanose mehrerer Abdominalorgane und vollkommene Erweichung der Substanz des linken Ovarium.

mich tief erschüttert und auf lange allen frischen Lebensathem vernichtet. Ende Mai brachte ich mit Mariane meinen Albert wieder nach Leipzig zu Fortsetzung seiner Studien, sah dortige Anstalten und Sammlungen wieder durch, suchte meine alten Bäume im Rosenthal wieder auf und ging später im Juni nach Eger, wo Prinzeß Johann in Franzensbrunn nach meiner Anordnung Bäder brauchte, und wo ich dann selbst nicht verfehlte, in den so erquickenden Quellen mich etwas wieder zu kräftigen.

„Denn was verschmerzte nicht der Mensch!“ Es traf sich sonderbar, daß ich in Franzensbrunn noch die dringende Aufforderung meines Freundes Professor Stark aus Jena erhielt, die schwerkranke Gemahlin des großherzoglichen Oberstallmeisters von Bielka in Weimar zu besuchen, und wirklich, nachdem ich mir hierzu den Urlaub unserer Prinzessin erbeten, fuhr ich bei schönem Sommerwetter durch das weite fruchtbare thüringische Land da hinüber, und hatte dort nach Krankenexamen und Verordnung nur eben noch so viel Zeit übrig, um abends einen Spaziergang unter den Bäumen jenes schönen Parks zu machen, den ich, seit ich das letzte mal bei Goethe war, nicht wieder betreten hatte. Was war seit jener Zeit nicht alles anders geworden! Ich fuhr, um mit Stark noch zu consultiren, über Jena zurück, und auch an diesen Ort knüpften sich die mannichfaltigsten Erinnerungen aus früher Zeit.

Als ich dann wieder nach Franzensbrunn zurückgekommen war, trat eines Morgens ganz unerwartet Leopold von Buch bei mir ein, indem ich gerade mit mikroskopischer Untersuchung der zierlichen vorweltlichen Bacillarienschalen des dortigen Kieselguhr beschäftigt war. Der berühmte Geolog befand sich wieder auf einer seiner vielen Geniereisen, die er in altem Frack und Schuh und Strümpfen auszuführen pflegte, und eben das Schadhaftwerden dieser Fußbekleidung hatte ihn hier einen Tag aufgehalten, um „einen Wundarzt für alte

Schuhe" in Anspruch zu nehmen. Meine Untersuchungen waren ihm sehr willkommen, und der neu durchgrabene Kammerbühl gab denn auch zu manchen sonstigen interessanten Besprechungen Anlaß. Schon nachmittags wanderte er weiter. Da es der Prinzessin vollkommen gut ging, so reiste auch ich, nachdem ich abermals mit dem würdigen Grafen Kaspar von Sternberg zusammengetroffen war, wieder nach der Heimat ab, hatte aber diesmal die Meinigen veranlaßt, mir nach Teplitz entgegenzukommen, wo wir denn den 6. Juli, nach so viel überstandenem Elend, in der heitern Gegend und warmen Luft uns möglichst erheiterten und wiederherstellten. Merkwürdig war mir dort auch noch das Zusammentreffen mit dem bejahrten Generalstabschirurgen der preußischen Armee Rust, der, mir von früher her als kräftiger Operateur und durchgreifender Führer preußischen Armeemedicinalwesens wohlbekannt, ja mir insbesondere geneigt (hatte er doch einen Band seines „Archiv" mir gewidmet und denselben mit meinem Brustbilde verziert), jetzt hier als Erblindeter mir entgegentrat. Er versicherte mich, daß, obwol er durch vierzig Jahre schon seinen Schülern die Lehre von der Cataracta (Grauen Staar) vorgetragen habe, er doch nie geglaubt hätte, daß das Uebel mit so rasender Schnelligkeit sich entwickeln könne. Er war nämlich früh bei hellem Tage erwacht und hatte seinen Diener heftig ausgescholten, „warum er die Fensterladen nicht geöffnet habe, es sei ja stockdunkel"! Er hoffte von dem Gebrauche der Bäder eine günstige Vorbereitung für die künftige Operation, hat jedoch seine Erblindung nicht sehr lange überlebt.

Auch Alexander von Humboldt war in Teplitz, und ich verfehlte nicht, ihm mein Zusammentreffen mit Leopold von Buch und dessen Veranlassung, zu besonderer Erheiterung mitzutheilen, wie sich denn auch sonst wieder mancherlei interessante Gespräche ergaben.

Wieder in Dresden eingetroffen, zogen wir im August

nach Pillnitz, und der dortige stille Aufenthalt kam dem Ausarbeiten des zweiten Bandes meiner „Physiologie" sehr zu statten. Ich erhielt damals über die Grundgedanken und Ausführung des ersten Bandes einen sehr frischen und anerkennenden Brief von Regis, und wie mir die ganze Arbeit selbst am Herzen lag, geht so deutlich aus meiner Antwort hervor, daß ich nicht unterlassen darf, hier einiges davon mitzutheilen. „Möge diesen meinen Betrachtungen", heißt es da, „noch viel solch treues Anschließen von außen gegönnt sein! Ich glaube ich darf hinzusetzen, daß sie solche Theilnahme verdienen; denn mein Wahrheitsgewissen sagt mir, daß ich, nach weiten und breiten Bestrebungen in diesen Feldern, vielleicht das Beste und Angemessenste gegeben habe, was sich im ganzen, menschlicherweise, darüber geben läßt. Wer freilich, wie hier jetzt so viele, beim Leben mit dem Tode anfängt, der wird schwerlich weit kommen! Auch zeigt es sich mir jetzt, daß ich mit dem ersten Theile einen guten Grund gelegt habe, denn auf diesem Boden wächst nun der zweite Theil recht frisch und kräftig gleichsam von selbst hervor, und es ist merkwürdig, wie mir nun dabei so viel über inneres Leben klar wird, was ich zuvor wol im Materiellen gewußt, aber nicht im Zusammenhange eingesehen habe."

So diente also diesmal dieses Landleben theils der Wissenschaft, theils der Ausheilung der Seele nach schweren Erfahrungen! und als ich wieder zur Stadt kehrte, fühlte ich mich denn auch wieder empfänglicher für die gesammte immerfort sich ändernde Bewegung täglichen Lebens. Zunächst sah ich meinen jungen Medicus nach seinem ersten Examen als Baccalaureus von Leipzig zurückkehren, und bald darauf führte der Graf Baudissin (Tieck's Freund), welcher nach dem Verluste seiner Gemahlin im Orient Beruhigung gesucht hatte, den Dr. Bulard, bekannt durch seine Arbeiten über die Pest und Verbesserungen des Quarantänewesens, aus Konstantinopel

mir zu. Die Bekanntschaft des letztern war mir sehr merkwürdig, denn da er lange in jenen Gegenden und mitten unter Pestkranken gelebt hatte, auch ein lebendiger, leicht und klar sich aussprechender Mann war, so gelang es mir, aus seinen Conversationen ein sehr deutliches Bild dortiger Zustände zu entnehmen, an welchem es bis dahin mir gänzlich gefehlt hatte. Leider hatte der Mann bei diesen seinen Forschungen sich selbst den Keim des Todes geholt. Er litt an schwerer Verbildung der Leber, welche späterhin Wassersucht nach sich zog und ihn endlich noch in Dresden, trotz all unserer Hülfsleistung, zum Tode führte.

Auch die Kunst gelangte nach und nach wieder zu ihrem alten Rechte. Bendemann arbeitete jetzt seine ersten Entwürfe aus für die großen Säle des königlichen Schlosses, auf welche ich noch später mehrfach zurückkommen werde, und gab mir dadurch viel zu denken und manches zu besprechen. Das Theater führte außerdem die großen Werke von Meyerbeer, „Robert der Teufel" und „Die Hugenotten", uns vor, und im letztern war es wieder namentlich die Devrient, welche in außerordentlicher Wirkung glänzte. Damals schrieb ich wieder von ihr: „Es ist im großen Sinne eine culture européenne in dieser Frau! Könnte man sie stereotypiren, sie würde der Weltliteratur angehören!" Dabei leitete mich der Charakter dieser Musik zu manchen neuen Betrachtungen. „Es ist merkwürdig", schrieb ich, „wie auch die echteste Kunst immer genöthigt ist, ihr Antlitz zu ändern mit der Zeit. Wie weit ist Shakspeare von Sophokles, und wie unrecht, wollte man erstern in der Form nach letztern messen. Die Franzosen freilich, albern genug die Alten deutend, fanden einst Shakspeare abscheulich, weil er nicht antik war, und kamen dadurch in ihrer eigenen Poesie auf arge Irrwege! Ist es doch freilich auch immer so gar schwer, über das, was in unserer Zeit selbst entsteht oder doch weit in sie hereinreicht, ein ganz reines Urtheil zu

haben. Das echte Kunstwerk muß erst auch in anderm Sinne zeitlos werden, um ganz seinem Werthe nach gewürdigt zu sein."

Neben allem Uebrigen ging denn auch die Betrachtung des Dante jetzt ihren Weg weiter. Im December lud Prinz Johann, nebst Tieck und Förster, auch mich abends zu sich ein und las uns die große Skizze der Psychologie des Thomas von Aquino vor, welche er aus den Quellen für das „Purgatorio" (den zweiten Theil seiner Uebersetzung) bearbeitet hatte, und lehrte dadurch eben mich selbst erst verstehen, wie doch noch von Aristoteles her in diesen alten Kirchenvätern zum Theil eine bessere und tiefere Anschauung von dem Wesen des menschlichen Geistes enthalten ist als in so vielen Neuern; indem dort recht deutlich hervortritt, daß alles das was späterhin so oft unter dem Namen der Lebenskraft von der Seele getrennt wurde, hier noch geradezu als Theil des Seelenlebens selbst, d. i. als qualitates vegetativae angesehen wird. Der Prinz gewährte mir damals schon eine Abschrift des von ihm entworfenen Schema jener Gliederung der Seelenvermögen, und ich habe denn auch nicht verfehlt, dasselbe sowol im Schlußkapitel der „Physiologie" als späterhin in meiner „Psyche" dankbarst aufzuführen. Der erste Theil dieses übersetzten Dante war übrigens in jener Zeit unter dem Namen „Philalethes" längst ausgegeben und hatte bereits große Anerkennung gefunden, doch wurde das Spätere immer vollendeter und in den Noten immer reicher, wie wir dies aus den fortgesetzten Lesungen in dem erwählten und schon früher erwähnten Comité mit wahrem Genügen fortwährend anzuerkennen die reichste Gelegenheit hatten.

Und so eilte denn auch dies Jahr, das so Schweres mir gebracht hatte, zum Schlusse, und ließ nur in den Christtagen noch die schöne Gabe eines neugewonnenen Freundes zurück, indem Bendemann, dessen junge Frau ich glücklich durch

schwere Krankheit geführt hatte, mir damals eine seiner besten Zeichnungen verehrte, das große Blatt: Pilger in der Wüste verirrt, an welchem seitdem viele Künstler und Kunstfreunde bei mir sich erfreut haben, eine Gabe, an welche dann mit Anfang des Jahres 1839 die mir von Rietschel zum 3. Jan. verehrten Büsten des kolossalen olympischen Jupiter, des Apollo von Belvedere und der altgriechischen Pallas Athene sich anschlossen, welche noch jetzt die schöne Treppe meines Hauses in so würdiger Weise verzieren.

Die Hauptaufgabe meiner wissenschaftlichen Arbeiten blieb übrigens fortwährend der neue specielle Theil der „Physiologie". Was den ersten allgemeinen betraf, so kamen mir von den verschiedensten Seiten Beweise der Anerkennung zu Händen, sowie es andererseits allerdings auch an Widersachern nicht fehlte, ja ich die entschiedenste Verneinung desselben insofern erfuhr, als man in Galizien ihn bereits unter die verbotenen Bücher gesetzt hatte, was ich freilich im Sinne der dortigen geistlichen Herren eigentlich keineswegs inconsequent nennen konnte. Eine Art von Entschädigung dafür, sowie für das frühere Nachdrucken meiner „Gynäkologie" in Oesterreich, wurde mir indeß doch gegenwärtig dadurch zutheil, daß, nachdem ich die im vorigen Jahre erschienene dritte Ausgabe der letztern nach Wien an den Kaiser eingesendet hatte, mir von dort ein werthvoller Brillantring zukam, was denn zumal den Meinigen zum besondern Vergnügen gereichte.

Man kann nun denken, daß neben jener Arbeit und, neben einer, allein schon reichliche Lebensaufgaben bietenden Praxis, das Umsehen in sonstiger Literatur sehr beschränkt hatte bleiben müssen, indeß erinnere ich mich nichtsdestoweniger zweier Schriftsteller, welche doch auch damals, nicht ohne einen gewissen Eindruck hinterlassen zu haben, an mir vorübergegangen sind; es war einmal der Angelus Silesius, und dann Dickens in seinen „Pickwickiern". Auf den erstern, den alten

Leibmedicus Kaiser Ferdinand's III. aus dem 17. Jahrhundert, hatte mich Regis aufmerksam gemacht, und die Ausgaben desselben, welche von Fr. Horn und Varnhagen besorgt worden waren, gaben eben denn auch hier die bequeme Uebersicht des wirklich Bedeutenden, indem sie das Ungenießbare klüglich abschnitten. Man könnte diesen Angelus vielleicht am besten mit jenen Pflanzen der Alpenwelt vergleichen, die in rauher Luft und auf steinigtem Boden hervorbrechen und dabei doch oftmals eine große Feinheit und eigene Süßigkeit sich bewahren. Eine ganz entgegengesetzte Wirkung machte mir dagegen Dickens, in welchem eigentlich mehr das überwuchernde Unkraut moderner Geselligkeit caricaturmäßig sich verkörpert, sodaß nun freilich bei manchem scharfen und kecken Federzuge auch wieder auf lange der Leser durch bedeutende Steppen hindurchgeschleppt wird.

Ferner darf ich nicht übergehen, daß dieses Jahr das erste wurde, welches eins der größten Phänomene aller Neuzeit, das Eisenbahnwesen, mir nahe brachte und verdeutlichte, indem die Bahn zwischen Leipzig und Dresden (nächst der Fürth-Nürnberger die erste Deutschlands), von welcher ich voriges Jahr in Leipzig nur ein kleines Stück durch eine Probefahrt kennen gelernt hatte, nunmehr dem öffentlichen Verkehr übergeben worden war und nach und nach ihre Wunder entwickelte. In Wahrheit! die jüngere Welt wird es bald gänzlich vergessen haben, wie sonderbar, fremdartig und geradezu dämonisch dieses große Verkehrsmittel damals ins Leben trat! — Hatten doch sonst ganz tüchtige Staats- und Finanzmänner jener Zeit ein Unternehmen wie das der Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden, seiner Nützlichkeit und Rentabilität nach, noch sehr in Zweifel gestellt und durchaus keine Ahnung gehabt von den ungeheuern Resultaten, welche Werke dieser Art dereinst und in der Folge gewähren würden. Wirklich! Diese Erfindung trat hervor wie Hercules, in der

Wiege schon Schlangen würgend, und machte mit Riesenschritten nach allen Seiten sich Platz. Was jedem Kinde jetzt bekannt ist, die Einfachheit der Signale, die Zweckmäßigkeit der Waggons, die Phänomene des Fahrens selbst, das alles war damals wunderneu und erregte die mannichfaltigsten Besprechungen; und doch dauerte es lange, ja es mußten erst die großen Reisen durch Dampf möglich werden, bis die ganze Tragweite von Phänomenen überblickt werden konnte, welche nach und nach auf sämmtliche Angelegenheiten des Lebens so durchaus umgestaltend einwirken sollten.

In diesen Osterferien sendete ich jetzt meinen jungen leipziger Medicus nach Breslau, wo Freund Otto ihn in alles ärztlich Sehenswerthe einführte, und als er von da nun zu uns zurückkehrte, gab es mir doch eine neue und gute Empfindung, jetzt zum ersten mal von dem eine wissenschaftliche Berichterstattung zu hören, auf den ich ja am meisten und liebsten einen Theil meiner erworbenen geistigen Güter zu vererben wünschte.

Fast um dieselbe Zeit beschäftigte es mich auch zuweilen eine Stunde in Rietschel's Atelier zuzubringen, allwo eben die Büste der gefeierten Sängerin, der Schröder-Devrient entstehen sollte. Ich hätte es gar zu gern gesehen, wenn auch ihre Statue dort hätte ausgeführt werden können! war doch in dieser Frau eine Plastik der Gestalt, wie sie selten gesehen worden ist, und es hätte da gewiß ein Werk hervorgehen können, welches an die Frauenstatuen des Phidias am Parthenon erinnern durfte! Allein der Gedanke, eine solche Statue späterhin an oder in dem neuen Theater aufzustellen, welches man jetzt eben aufzuführen begann, wurde, so angemessen es jedenfalls gewesen wäre, damals abgeworfen, und so blieb es freilich bei der Büste, welche indeß auch so ein um so trefflicheres Kunstwerk genannt werden muß, je mehr sie an ein außerordentliches, naturwüchsiges und Geisteswerk

überall erinnert. Sie selbst war jetzt wieder im vollen Besitz ihrer Stimmittel und in frischester Gesundheit, was denn alles oft eine gewisse übermüthige Laune in ihr hervorrief, bei welcher allerdings von vorsichtiger Lebenskunst nicht immer viel die Rede blieb. Ich erinnere mich, daß ich sie einmal in solcher Stimmung über Mozart's „Don Juan" sprach, für den natürlich auch sie schwärmte. „Wissen Sie, was ich da möchte?" rief sie plötzlich aus. „Die Rolle des Don Juan möchte ich geben, ließe sich's nur singen! Sie sollten sehen, was mir da gelingen müßte!" und dabei schüttelte sie ihre blonden Locken und das Auge strahlte so blendend übermüthig, daß es eine Lust war hineinzusehen.*) Und all solche Wildheit verband sich wieder in ihr mit großer Gutmüthigkeit, fast übermäßiger Wohlthätigkeit, und dem Talent eines vollkommenen Ordnunghaltens in ihrem Hauswesen, das, wenn ich mitunter bei ärztlichen Besuchen einen Blick hineinwerfen konnte, mich wahrhaft überraschte.

Wieder brachten wir dies Jahr den größern Theil des Sommers in Pillnitz zu, und die großen Feierlichkeiten, mit welchen am 3. Juni das dreihundertjährige Jubiläum der 1539 unter Herzog Heinrich dem Frommen in Dresden eingeführten Reformation begangen wurde, berührten uns daher nur ganz von weitem. Die Eisenbahn hatte indeß hierzu 400 Studenten von Leipzig nach Dresden gebracht, und unter ihnen auch unsern jungen Medicus, sodaß denn doch der Familie von der allgemeinen Heiterkeit wenigstens etwas mit zutheil wurde; wie es mir denn überhaupt noch recht gut im Gedächtniß geblieben ist, daß von Pillnitz aus an jenem schönen Juniabend, gerade unter dem hellstrahlenden Hesperus, die Illumination der Stadt und namentlich die im Scheine der tausend

---

*) Wem daran liegt, ein vollständigeres Lebensbild von ihr zu haben, dem kann man das kleine Buch von Klara von Glümer vorzüglich empfehlen.

Lichter und Lampen röthlich leuchtende Kuppel der Frauenkirche sich sehr gut ausnahm.

Uebrigens wurden unsere Dante-Lektüren selbst durch den Landaufenthalt nicht unterbrochen. Es finden sich in dem verschlossenen Theile der königlichen Gärten in Pillnitz einige Pavillons, von denen diesmal den einen östlich gelegenen, im japanischen Stil verzierten, der Prinz Johann gewählt hatte, um dort das kleine Dante-Comité auch ein paar mal im Sommer zu versammeln. Freund Tieck fuhr dazu mit Graf Baudissin in den warmen Vormittagsstunden heraus, und da saßen wir denn in dem altmodisch verzierten bequemen Gartenzimmer, welches wol noch nie dergleichen poetische Zusammenkünfte gesehen hatte, jeder mit seinem Dante bewaffnet, vor uns die sonnigheitern Blumenbeete, und hörten von Tieck's sonorer Stimme aufmerksam die von einem Fürsten verdeutschten Verse des Dichterfürsten vortragen, einzig unterbrochen von einer leichten Collation, bei welcher dann eine meist mit gutem Humor geführte Conversation erfrischend umkreiste. Eine Sitzung dieser Art dauerte gewöhnlich von 11 bis 3 Uhr, und meist fuhr dann Tieck mit zu meinem Hause, wo denn auch wol einige von seiner Familie angekommen waren, um bei uns zu essen, und dann, nachdem er in möglichst heißer Sonne (einer besondern Leidenschaft dieses Freundes) sich recht durchwärmt hatte, pflegte er oft den Nachmittag noch mit Lesung einer kleinen Novelle zu beschließen.

Nebenbei war dieser Sommer in unserm Pillnitz sehr belebt durch die Anwesenheit vieler hohen Häupter; wir sahen da die verwitwete Kaiserin von Oesterreich und die verwitwete Königin Karoline von Baiern, sowie die Zwillingsschwester der Prinzeß Johann, die Kronprinzessin von Preußen, welche längere Zeit hier wohnte, und später durch ihren Gemahl, den spätern König von Preußen, abgeholt wurde. Letztgenannte hohe Frau hatte bei dieser Anwesenheit den Unfall,

plötzlich wieder von einem Leiden heimgesucht zu werden, welches sie früher schon einmal genöthigt hatte, sich einer schmerzhaften Operation zu unterwerfen. Diesmal gelang es mir, der ich rechtzeitig zur Hülfe aufgerufen wurde, ein solches Unheil zu verhüten, und nach einigen Wochen, bevor noch ihr Gemahl von Marienbad eintraf, hatte ich die Freude, sie als völlig hergestellt betrachten zu dürfen. Am 12. Aug., als alle die obengenannten Herrschaften dort versammelt waren, wurde eine große gemeinsame Partie in die Umgegenden veranstaltet, zu welcher ich mich ebenfalls eingeladen fand, und welche ich hier noch mit ein paar Zügen aufzeichne, damit auch ein Bild solcher Art unter den mannichfaltigen andern Bildern diesen Blättern nicht fehle:

In einer ziemlich langen Wagenreihe also fuhr man zuerst vormittags von Pillnitz nach dem Königstein, um dort die Festung zu besichtigen und eine Collation einzunehmen. Es war das erste mal, daß ich diesen seltsamen Ort auf seinen ungeheuern Felsmauern, mit seinen gewaltigen Bastionen und Eingangsthoren, im Innern sah, und wie weit war man damals noch davon entfernt zu denken, daß nur zehn Jahre später das gesammte königliche Haus genöthigt sein würde, gegen einen Theil ihres eigenen Volks hier Schutz zu suchen! Alle Sehenswürdigkeiten der Festung öffneten sich natürlich jetzt den hohen Gästen. In den Kasematten, wo die Munitionsvorräthe geordnet, gewogen und bewahrt werden, stand unter andern auch eine Schnellwage in Form eines bequemen Armsessels, auf welchen Herren und Damen zum Scherz sich setzten, um ihr Bruttogewicht (und zwar diesmal in aufrichtigen Angaben) zu erfahren, und ich erinnere mich unter anderm, daß es den Kronprinzen von Preußen sehr amusirte, als ihm der Offizier, welcher die Gewichte ablas, berichtete, daß gegen seine frühere Schwere gegenwärtig sein Gewicht um volle 30 Pfund weniger betrage, welches denn als ein Triumph der

marienbader Cur sofort rühmend allen hohen Verwandten erzählt wurde.

Besonders schön waren an diesem Tage die Fernsichten über die Höhen der Sächsischen Schweiz, und als nun die Kanonen donnerten und der Widerhall durch die Thäler fernab rollte, gab diese Musik einen schönen Rahmen um das weite großartige Gebirgsbild. Auch abwärts wurde mit kleinern Geschützen nach einem, am andern Ufer auf den Wellen der Elbe aufgelegten Bretboden, welcher ein Schiff vorstellen sollte, gefeuert, und es war interessant zu sehen, wie selbst in dieser gewaltigen Entfernung, die Kugeln doch immer ganz nahe um das nur kleine Ziel herum ins Wasser einschlugen.

Nach beendigter Schau und eingenommenen Déjeûner dinatoire, stieg man durch das dunkle Gewölbe des Eingangs wieder hinab, die Wagen fuhren vor, und man begab sich nun nach dem Bilaer Grunde, wo in der Nähe der sogenannten Schweizermühle, zwischen Tannenwald und Felsen, die Gesellschaft im schattigen Grün unter dem blauen Himmel sich erging, und dann an zwei im Freien improvisirten Tafeln sich versammelte, um dort, während in den nahen Büschen nach und nach die ländliche Jugend zahlreich zusammenlief, ein luxuriöses Diner einzunehmen.

Nach Tisch lustwandelte man endlich noch ein Stück das Thal hinauf, bis da, wo jene grotesken Felsen aufragen, von denen man jedesmal glaubt man sähe sie zum letzten mal, weil sie nothwendig nächstens zusammenstürzen müßten, obwol sie doch schon lange das ganze Heilige Römische Reich überdauert haben; dann jedoch wurden abermals die Wagen bestiegen, auf welchen man gegen das Städtchen Königstein durch anmuthige Waldwege hinabrollte, bis zum Einschiffungsplatze unter den letzten Häusern dieses stillen Oertchens, welches damals sich auch noch nichts davon träumen ließ, daß anderthalb Decennien später auch hier auf gewaltigen Steindämmen

Locomotiven mit Tausenden von Fremden hindurchsausen würden. Nach den umsichtigen Dispositionen unsers, mit allen Reizen dieser Gegend so ganz vertrauten Königs fanden sich jetzt hier theils die verzierten und bedeckten Gondeln des Schlosses von Pillnitz, theils einige offene Kähne vor, auf welchen sich nun die Gesellschaft sogleich vertheilte, wobei denn mich das gute Glück traf, mit dem Könige und Prinzen Johann sowie dem Kronprinzen von Preußen nebst wenigen Begleitern auf solch offenem Kahne mich zu befinden, allwo denn auch bald genug die heitersten Gespräche sich entspannen. Es war ein schöner milder Sommerabend, die kleine Flotille schwamm langsam auf dem breiten Spiegel des noch nicht von Dampfern beunruhigten Flusses hinab, bald klangen Waldhörner aus den Gebüschen am Ufer, und ein Kahn mit Sängern folgte uns von weitem, sodaß die langgehaltenen Töne gutgestimmter Quartetten über den Wellen dahinzitterten und wünschen ließen, der Abend möchte zum vollen Tage sich ausdehnen. Als es anfing tiefer zu dämmern, gerieth ich noch mit dem königlichen Gaste in ein langes Gespräch über unsern Tieck, erzählte von den Aristophanes-Abenden, und erregte ihm so viel Verlangen, dergleichen denn auch ausführlicher selbst zu erfahren, daß, als nur wenige Jahre später, von ihm, nach erfolgter Thronbesteigung, der Ruf an Tieck erging, Dresden mit Berlin zu vertauschen, ich zuweilen fast noch eine Nachwirkung dieses Gesprächs darin zu erkennen wähnte. Prinz Johann erbot sich allerdings, dafern sein hoher Gast noch den folgenden Tag bei uns verweilen könnte, sogleich eine Lesung jener Art zu veranstalten; dringende Geschäfte machten es jedoch dem Kronprinzen damals unmöglich, dieser Einladung zu folgen, und habe ich freilich auch später zu meinem wahren Leidwesen in Erfahrung gebracht, daß man in Berlin und am dortigen Hofe niemals dazu gekommen ist, die großartige Weise Tieck's in Vorträgen dieser Art jemals bewundern zu können.

Unsere Wasserfahrt die Elbe herab ging übrigens nur bis Pirna, wo bei eintretender Dunkelheit höchst zweckmäßig dafür gesorgt war, daß Hofequipagen bereit standen, welche endlich, unter dem Leuchten lodernder Fackeln die Gesellschaft rasch durch die angenehmen Waldwege nach Pillnitz zurückbrachten, gewiß nicht, ohne daß bei allen der reiche Tag eine angenehme Erinnerung zurückgelassen hätte.

Schließlich muß ich nun doch noch erzählen, daß am andern Morgen nach dieser hübschen Partie der Kronprinz von Preußen Pillnitz nicht verließ, ohne noch mich in meinem kleinen Hause besucht zu haben, als wohin ihn eine seltsame Naturmerkwürdigkeit zog, welche diesen Sommer schon vielfach am Hoflager hatte von sich reden machen, auch bereits von den meisten Gliedern unserer königlichen Familie bei mir in Augenschein genommen worden war. Diese Seltenheit bestand in einem Wespennest von der Größe etwa einer starken Mannesfaust, welches die arbeitsamen Geschöpfe nach und nach im Laufe einiger Monate hinter der immer uneröffnet gebliebenen Jalousie des einen Stubenfensters unsers Familienzimmers, von außen dergestalt an eine Fensterscheibe angebaut hatten, daß man von innen nicht nur den ganzen merkwürdigen Zellenbau, sondern auch das Herumwandern, Ordnen und Aufspeichern der Bewohner des kleinen Königinnenthums überblickte. Was man bei der Bienenzucht gewöhnlich nur unvollkommen erreicht, wenn man Glasfenster an den Stöcken anbringt, um die innere Oekonomie des Zellenbaues zu beobachten, indem da die fleißigen Thierchen das Glas oft mit Wachs zu überziehen und dadurch es undurchsichtig zu machen pflegen, das hatte sich hier ganz von selbst gemacht, und zwar vollkommener, da das papierartige Material des Nestes wol am Glase festsaß, aber überall so, daß der Einblick in die Zellenräume völlig freiblieb. Wie oft machten wir uns da am Tage oder auch abends, wenn Thee und

Lektüre beendigt waren, das Vergnügen, leise an das Fenster zu pochen und nun Achtung zu geben, wie sogleich alles im Reiche lebendig wurde, die Wächter herbeiliefen, ihre Kiefern zum Biß aufrissen, und als Besatzung dieser Festung kampffertig sich aufstellten! Auch von all diesem war nun auf jener Kahnfahrt die Rede gewesen, und der Kronprinz, nach seiner lebhaften Art, wollte denn durchaus jetzt auch dieses Curiosum selbst sehen, kam, sah, klopfte an, beobachtete den dadurch entstehenden Aufruhr, und, als ich dabei erzählte, daß ein solches Nest eigentlich durch ein Wespenweibchen geschaffen werde, als welches die ersten Zellen selbst baut, Eier dareinlegt, so sich Arbeiter erziehe u. s. w., verfehlte er nicht, diesen Staat sofort mit England zu vergleichen, ja ihn über England zu setzen, da Königin Victoria doch nicht in dieser Vollkommenheit die Stelle einer wahren Landesmutter ausfüllen könnte. *)

In diese Zeit fällt es denn auch, daß ich zum ersten mal die für Unterhaltung bestimmte Zeitschrift eines Literaten durch einige Beiträge unterstützt habe. Es handelte sich nämlich um Hefte, die unter dem Namen „Der Freihafen" von Mundt in Berlin herausgegeben wurden, auch, wie es immer heißt, „zur Hebung und Bildung der Welt" beitragen sollten, jedoch bald wieder eingingen. Da nun dergleichen Unternehmer für den Anfang ihrer Blätter gewöhnlich irgendeinen bekannten Namen zu gewinnen suchen, so war denn auch ich um einige Beiträge ersucht worden und hatte diese Bitte erfüllt. Jene Aufsätze waren indeß wirklich dort so gut als verloren, und nachdem ein solcher Fall sich später noch einigemal wiederholt

---

*) Im Winter, als alles Leben des Stocks erstorben war, ließ ich den Fensterflügel ausheben, das Feld des Glases mit einem Stück Rahmen ausschneiden, und bewahre so das merkwürdige an das Glas geheftete Nest noch jetzt in meiner Sammlung.

hatte, kam ich nebenbei zu einer deutlichern Einsicht in dieses literarische Treiben und mußte auch wol noch die Erfahrung machen, wie eben dieselben Unternehmer, welche höflichst um Beiträge baten, solange man ihnen zu Willen sein konnte, alsbald unsere Werke zu schmähen suchen, wenn ihnen Weiteres versagt wird; worauf ich mich denn möglichst gehütet habe, wieder in solche Berührungen zu gerathen.

Im September machten wir einen Besuch auf der leipziger Kunstausstellung und erfreuten uns fast mehr noch als an den Bildern an der Erfahrung, daß es jetzt möglich blieb, in Einem Tage sich dorthin zu versetzen, zu promeniren, zu speisen, Gemälde zu betrachten und am selben Abend wieder hier zu sein; eine Aufgabe, wozu früher etwa fünf Tage nothwendig gewesen wären. Ich hatte damals selbst noch ein Bild zur Ausstellung gesendet — eine altdeutsche Stadt im Frühlicht, wenn zwischen 4 und 5 Uhr die Glocken läuten und Dohlen um die Thürme fliegen. Das Bild ziert noch heute ein Zimmer meines Hauses, und sah auch damals unter den andern Sachen ganz tüchtig aus, ist indeß doch ziemlich das letzte gewesen, das ich so zur Oeffentlichkeit ausgesetzt habe, denn am Ende hatte dergleichen allerdings zu wenig von irgendeiner Folge.

IV.

Was meine wissenschaftlichen Arbeiten betraf, so wurde in diesem Sommer der Abschnitt über das Nervenleben in meinem „System der Physiologie“ ziemlich vollständig abgeschlossen. Ich las Otto, der mich von Breslau besuchte, ein gut Theil davon vor, sendete auch sechs Aphorismen über Nervenleben zur diesjährigen Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Pyrmont, da ich nicht selbst hinging, und hatte doch damals schon auf eine im allgemeinen selten richtig erfaßte Bedeutung jenes großen Phänomens aufmerksam gemacht, welches in den von Marshall Hall zuerst angestellten Versuchen sich hervorthut. Indem nämlich hierbei die obern oder hintern Wurzeln der Rückenmarksnerven allerdings als die sensitiven, die untern oder vordern dagegen als die motorischen, (d. i. die Bewegung leitenden) sich darstellen, so wird dadurch in den erstern eine centripetale, in den letztern eine centrifugale Regung der Nervenfasern sehr entschieden dargethan, und das ideelle Gleichniß von Venen- und Arterienströmung des Blutes ist daran somit in Wahrheit so vollkommen documentirt, daß daraus manche Folgerungen sich ergaben, von denen man zwar gegenwärtig, gerade ihrer Einfachheit wegen, fast überall sich abwendet, welche aber nach und nach ihr unleugbares Gewicht sicher behaupten werden, ja behaupten müssen. Erinnere ich

mich hierbei überhaupt der vielen Widersprüche und Anfeindungen, welche gerade die einfachsten und von einer gesunden Philosophie geleiteten Ansichten über Gegenstände der Lebenslehre unter uns zu erfahren pflegen (wie heftig wurde früher selbst Harvey über seine entdeckte Blutströmung angegriffen), so muß ich freilich darin oft mehr die Aeußerung der fieberhaften Unruhe einer Zeit anerkennen, welche eben nicht befriedigt sein will, als daß ich es blos der Unfähigkeit zuschreiben sollte, jene Einsicht selbst zu erreichen. Gewiß! Der Freude an einem reinen Schauen des Urphänomens sich hinzugeben, dann mit stiller Liebe und Ausdauer zu verfolgen, welche Reihen von secundären Phänomenen sich hieraus weiter entwickeln, und alles dies endlich durchaus als auf dem sichern Boden eines ewigen Göttlichen begründet zu fühlen, dazu gehört ein eigenthümliches Talent, eine eigene Ruhe und Sammlung des Geistes, wie sie dem gegenwärtigen Geschlecht vielleicht nun einmal weniger angehört als den meisten frühern! — Sei dem aber wie ihm wolle! von der Ueberzeugung, daß hier doch eigentlich der Lichtpunkt geistigen Lebens, und der gesündeste Quell aller wahrhaft nachhaltigen Productivität in Wissenschaft und Kunst liege, wird mich niemand abbringen!

In künstlerischer Beziehung haben in diesem Herbste zwei Dinge mächtig auf mich gewirkt, und zwar sehr verschieden! Das erste war das Werk von Passavant über Rafael, das andere waren die Abgüsse der Elgin'schen Marmors, welche durch die geschickten Unterhandlungen unsers Ministers von Lindenau in diesem Sommer für Dresden erlangt wurden.

Dem Passavant verdankte ich namentlich die Einführung zum tiefern Verständniß der Entwickelungsgeschichte jenes großen Künstlers von Urbino. Mit umsichtigem Geist findet man hier alles gesammelt, was über seine Jugend und jene Hofhaltung ein helleres Licht verbreiten kann. Man erfährt da, wie reich doch eigentlich, mitten in einer im ganzen bar-

barischen Zeit, das Leben dort sich gestaltete, wie fein die Unterhaltung geführt wurde, und wie lebensfrisch und gesund die Geistesblüte in diesem Kreise sich erschloß. Vieles, was mir an Rafael sonst fast als ein Wunder erschien, ist mir seitdem klar geworden, und zu manchem, was uns in neuerer Zeit die Glanzperiode von Weimar gezeigt hat, wird nun in der Schilderung des Fürstenhofes von Urbino und ähnlicher, ein würdiges Vorbild gegeben. Dabei enthält das Buch die bis dahin vollständigste Aufzählung Rafaelischer Werke, gibt interessante artistische Beilagen und überblickt treu und klar die große und vielseitige Thätigkeit eines Lebens, das an sich so kurz war, und doch auf so ungeheuere Zeiten hinaus seine Wirksamkeit ausdehnte; kurz ich hatte mich für einige Zeit völlig in das Studium desselben vertieft.

Nach einer ganz andern Seite dagegen weiteten die Elgin'schen Abgüsse meinen Geist aus! Es war eigentlich, als träte nun zum ersten mal die Antike mit ihrer großen und ganzen Macht dicht an mich heran. Und gewiß! es ist ein ungeheuerer Schritt, wenn man bisher die Kenntniß antiker Plastik fast allein dem Laokoon, dem Apollo vom Belvedere und der Venus der Mediceer entnommen hatte, und nun auf einmal an die Werke des Phidias unmittelbar herankommt! Ich werde nie den Eindruck vergessen, den es mir machte, als ich zum ersten mal in jenen Pavillon des Zwingers eintrat, wo man damals diese großen Werke vorläufig und allein aufgestellt sah! Ich fühlte, daß für Verständniß der Plastik jetzt ein neuer Sinn mir aufging! Und nicht blos daß diese Art, die menschliche Gestalt an sich zu behandeln, so groß und bedeutend war, auch wie die Gewandung dem Stein aufgeprägt ist, erschien mir durchaus neu. Man weiß, daß jene großen Frauengestalten des Giebelfeldes in weiches vielgefaltetes Zeug gekleidet dargestellt sind, und es war mir merkwürdig, welche Bewegung der Künstler ohne alle minutiöse Ausführung auch

darin erreicht hatte. Sah man eine Zeit lang weg und dann wieder fest darauf hin, so war es immer, als habe indeß ein Luftzug oder ein Rücken der Gestalt den Faltenwurf geändert, obwol Beleuchtung und alles dasselbe geblieben war.

Ja! Phidias und Rafael haben manches in ihrer Lebensstellung Verwandtes gehabt, obwol der letztere schneller und glücklicher endete, aber am meisten gleichen sie sich doch beide darin, daß jeder für seinen Theil und in seiner Kunst für alle künftige Zeiten die leuchtendste Epoche bezeichnet.

Bei all diesen Studien, bei so manchen interessanten Berührungen, und bei viel liebevoller Theilnahme, die mir im einzelnen zutheil wurde, fühlte ich indeß doch oftmals sehr ein Isolirtsein meiner Stellung und einen Mangel an Austausch von Gedanken mit gleichgesinnten und Gleiches Anstrebenden, sodaß ich dann nicht selten wieder diejenigen beneidete und pries, die, an Universitäten thätig, soviel mehr die Wirkung von dem erfahren, was der Perser meint, wenn er sagt: „Ein Messer wetzt das andere, und ein Mann den andern.“ — Schrieb daher auch damals davon: „So wird der Mensch je tüchtiger er an sich arbeitet und sich auferbaut, auch allmählich immer mehr isolirt und auf sich selbst verwiesen, sodaß es denn allerdings um so nöthiger erscheint, bei zeiten schon die Citadelle seines Daseins so zu verproviantiren und so zu zieren, daß, wenn wir uns zuletzt wirklich ganz einsam dahin zurückziehen, wir mit Wohlgefallen darin verweilen mögen, auch dabei doch eine freie Umsicht ins weite Land uns offen erhalten.“

Seltsam war es nun, daß, bald nachdem ich jene aus dem Bedürfniß nach geistiger Mitwirkung hervorgegangenen Zeilen geschrieben hatte, mir durch das, was der Mensch einen Zufall nennt, eine Individualität näher gebracht wurde, welche späterhin so vielfältig an meinen Bestrebungen theilgenommen hat, und in Wahrheit mehr als irgendeine das

Heranwachsen besonders meiner psychologischen, ästhetischen und selbst der philosophischen Arbeiten durch Wechselrede, Verständniß und innige Theilnahme und Anerkennung gefördert hat. Es war eine Frau, welcher ich früher bei Tieck und in der obengedachten Löwenstern'schen Familie oft begegnet war, und deren tief- und umfassend gebildeten Geist jener Freund mir ebenso sehr gerühmt hatte, wie von anderer Seite ihre schmerzlichen Verluste mehrerer Kinder und ihre langen eigenen körperlichen Leiden mir vielfach erzählt worden waren.

Es war aber eben der 18. Oct., und in manchen betrachtenden Erinnerungen des gewichtigen Tages verloren, wartete ich im Vorzimmer des Schlosses auf das Eintreten des Königs, als in gleicher Absicht der Gemahl jener Dame, der Intendant des königlichen Theaters, Geheimrath von Lüttichau, eintrat und sogleich mich dringend bat, baldmöglichst nach seinem Hause zu kommen und der Gesundheitspflege seiner schwerkranken Frau mich anzunehmen, welche vor kurzem erst ihren langjährigen Arzt, meinen dritten alten Collegen Hedenus, durch den Tod verloren hatte. Natürlich entsprach ich diesem Wunsche sogleich und um so mehr, da mir schon lange das ganze Sein dieser ausgezeichneten Persönlichkeit das höchste Interesse eingeflößt hatte. Ich fand allerdings eine sehr schwer Kranke, einen jener verwickelten Fälle, wo es nur nach und nach dem Arzte durch sorgfältigste Benutzung aller und jeder Berichte und Symptome gelingen kann, das richtige Bild der Wesentlichkeit des Zustandes sich zu entwerfen, und wo er gewöhnlich nur durch einen auf Jahre berechneten größern Curplan dahin gelangen wird, die Gesundheit zurückzugeben. Ich darf sagen, daß denn auch allmählich alles erreicht wurde, was möglicherweise in einer sehr unterminirten Constitution gelingen kann, um ein besseres Befinden herbeizuführen, und wenn ich dabei und dafür die dankbarsten Gesinnungen der ganzen Familie nicht genug rühmen durfte, so wurde mir

zugleich dadurch das Glück, in eine der edelsten weiblichen Seelen und einen mit den Blüten ältester sowol als neuester Literatur reich genährten Geist tiefer zu blicken. Hatte daher früher Tieck, dem sie schon so manches Jahr eine treu theilnehmende Freundin gewesen war, mir oft versichert: „Wenn irgendeine, so sei diese Frau eigentlich berufen und berechtigt gewesen, als Schriftstellerin aufzutreten und als solche nachhaltig zu wirken, nur daß die feine Fühlung ihres Wesens ihr selbst überall dergleichen untersagt habe", so ist es dann mir selbst, nachdem sie unter meiner Pflege allmählich soweit als möglich hergestellt, und dabei auch den Meinigen überall eine liebevolle Freundin geworden war, immer vollkommener aufgegangen, welch feines Urtheil und welch durchaus tief und schön entwickeltes Gemüth hier gegeben sei, und könnte ich deshalb alle den Einfluß schildern, den ihre Entgegnungen und Zustimmungen, wenn ich ihr späterhin manche meiner Arbeiten im Manuscript vorlas, auf diese letztern gehabt haben, so hätte ich darüber jedenfalls die längsten Commentare zu schreiben.*)

---

*) Bei dem bedeutenden Einflusse, den diese ausgezeichnete, auch von der königlichen Familie so hochgeschätzte Frau durch die Stellung ihres Gemahls, unter welchem Dresdens Hoftheater eine nie so dagewesene, und vielleicht sobald nicht wiederkehrende Höhe seiner Leistungen erreichte, während einer langen Reihe von Jahren gehabt hat, kann es vielen nur erwünscht sein, theils einige nähere, mir nach und nach bekannt gewordene Umstände ihres Lebens, theils auch wol späterhin einige ihrer von Ludwig Tieck wie von Friedrich von Raumer so oft bewunderten brieflichen Aufsätze hier mitgetheilt und treulich aufbewahrt zu finden. Da übrigens unter den vielen an Tieck gerichteten und von Holtei herausgegebenen Briefen gerade die ihrigen fehlen, und demnach so wenig aus dieser Feder bekannt geworden ist, so hoffe ich um so mehr, daß das, was ich hier sammeln konnte, um so dankbarer aufgenommen und erkannt werden wird. — Zuerst also Lebensumstände betreffend:

Ida von Knobelsdorf war geboren, wie sie selbst auf ihrem von Vogel 1846 gezeichneten und durch eine damalige gemeinschaftliche

In Wahrheit war übrigens, daß mir gerade jetzt in einer so tief geistigen Persönlichkeit ein neues belebendes Element aufgehen sollte, um so mehr für mich als ein Glücksfall zu

---

Freundin mir zugekommenen Porträt eingeschrieben hat, am 30. Mai 1800 zu Sellin in der Neumark, als älteste Tochter des königlich preußischen Oberstallmeisters von Knobelsdorf. Ihre Mutter, eine geborene von Röpert, war vor dieser Ehe mit einem Baron von Mühlheim verheirathet gewesen, und so lebte unserer Freundin noch lange ein Bruder dieses Namens, welcher zuletzt wie sie auch plötzlich apoplektisch verstarb. Man sagte, Herr von Knobelsdorf habe schon früher leidenschaftlich diese seine spätere Gemahlin geliebt, und Ida war die erste Tochter dieser Ehe, welcher dann noch eine zweite Tochter, Rosalie (später an einen Herrn von Bojanowski verheirathet) folgte. Beide Schwestern erhielten die ausgesuchteste Erziehung. Eine Italienerin war die erste Gouvernante Ida's, welcher sie ein treffliches Italienisch verdankte, so einer folgenden Französin ein ebenso correctes feines Französisch, dem übrigens auch ihr Englisch nicht nachstand. Musik und Malerei übte sie in großer Vollkommenheit, in der erstern standen ihr vollendete theoretische Kenntnisse zu Gebote, sie sang früher sehr schön und spielte ebenso vollendet die Harfe wie den Flügel, auf welchem letztern ihr auch späterhin das Schwerste geläufig blieb. Dorow in seinen „Memoiren" gedenkt noch ausführlich der beiden schönen Fräulein von Knobelsdorf, denen er auf der dresdener Gemäldegalerie begegnete, wo sie Copien in Miniatur ausführten, und noch jetzt habe ich zwei solcher Studien nach Mengs und Rubens, von der Künstlerin selbst mir verehrt, vor mir, welche dem Besten gleichkommen, was in der Art gemacht ist. Ida von Knobelsdorf wurde siebzehn Jahre alt mit Herrn von Lüttichau verheirathet, welcher späterhin, wie ich bereits erwähnte, so lange die Intendanz des dresdener Hoftheaters verwaltet und durch das Ritterliche seines Charakters sowie die Einsicht und Treue seiner Amtsführung ein höchst ehrenvolles Andenken sich erworben hat. Seit dem Jahre 1823 verband sie eine langdauernde Freundschaft mit Ludwig Tieck. Vielfältige Leiden, langes Erkranken, Verlust mehrerer Kinder, am meisten aber eigener tiefgehender Geist und Sinn, zogen sie zu vielfachen Studien der historischen, philosophischen selbst theologischen und psychologischen Literatur und wendeten sie von Welt und Hof meistens ab, obwol sie auch in diesen Regionen sich mit feinster Grazie bewegte und allgemein dort hochgeschätzt wurde. Vieljähriger, meist einsamer langer Sommeraufenthalt in dem stillen Ulbersdorf (einem Gute des Herrn von Lüttichau in der Sächsischen Schweiz), hatten ihren Studien

achten, als ich damals von sich zudrängenden Aufgaben des Arztes, wie von wissenschaftlichen Arbeiten im höchsten Grade in Anspruch genommen wurde, und dabei auf andern Seiten, und namentlich in dem mich sonst oft so erfreuenden dresdener Kunstleben allmählich vieles sich dergestalt geändert hatte, daß es die Erheiterung und Erfrischung wie früher mir nicht mehr zu bieten vermochte. Die alten mir zum Theil nahe befreundeten Elemente waren fast gänzlich geschwunden, die neuen aber mir doch großentheils noch ziemlich fremd, und so schrieb ich darüber im December 1839 an Regis:

„Was Friedrich betrifft, so lebt er zwar jetzt leidlich genug, jedoch vom Schlage gelähmt und ohne zu arbeiten oder geistigen Umgang zu gewähren. Seine Tochter ist an einen braven Elbfischer verheirathet — Freunde haben eine Unterstützung für ihn selbst zusammengebracht, deren er wohl bedurfte. Es ist aber seltsam, wie doch jene ganze Kunstperiode, in welcher Friedrich, Matthaei, Vogel, Rößler, Klengel und Hartmann thätig waren, jetzt schon so ganz untergegangen, oder durch die neu aufgehenden hier sich fixirenden Zweige

---

breiteste Gelegenheit und ihrem Geiste seltene Reife gegeben. Nur seit dem Jahre 1841 zog sie Pillnitz vor, dessen weiche Luft ihrer Gesundheit so lange heilsam blieb, und wo ich denn so manchen schönen Sommer theilweise neben ihr zu verleben das Glück hatte. Viele Zeichnungen und auch Oelbilder sind nach ihr gemacht worden, keins aber gibt ganz ihr hochgeistiges und doch so anmuthvolles Antlitz wieder. Als die Ristori hier auftrat in der Rolle der Maria Stuart, wo sie hellbraunes Haar auflegt und sich etwas älter macht, sagten viele: „Sie allein ist das vollkommene Abbild in Antlitz und Haltung von Ida von Lüttichau!“ Erst nach ihrem Tode hat Rietschel im Auftrag von Herrn von Lüttichau eine Marmorbüste von ihr ausgeführt, welche zwar ein feines und bedeutendes Kunstwerk geworden ist, allein von der wahren Eigenthümlichkeit dieses schönen Antlitzes doch nur eine mäßige Erinnerung gewährt. Am schärfsten ihre Individualität festhaltend bleibt vielleicht immer eine kleine Bleistiftzeichnung ihres Profils, welche ich einst (1847) in Pillnitz ausführte und die sie selbst einigemal für ihre Kinder copirt hat.

düsseldorfer Schule weit zurückgedrängt ist! — Da meine Kunstbestrebungen selbst noch mehr in dieser frühern Zeit wurzelten und immer mit denen Friedrich's so nahe verwandt waren, so macht dies mir oft einen eigen wehmüthigen Eindruck. Es ist wol schon ein paar Monate, daß ich keinen Pinsel angerührt habe. Ich fühle mich in meinem Innern noch so jugendlich, und doch merkt man an dem Vorübergehen solcher Perioden so sehr, wie das Alter herankommt."

Uebrigens beschäftigten sich nichtsdestoweniger gerade damals wieder zwei Künstler mit meinem eigenen Angesicht. Es war bei den Kunsthändlern Nachfrage nach meinem Porträt gewesen, und so zeichnete zuerst Vogel, der früher mein Bild schon seiner großen Sammlung von Zeitgenossen eingefügt hatte, mich abermals zum Behuf einer Lithographie, während Hanfstängl es dann ablehnte, eine fremde (diesmal allerdings auch nicht besonders gerathene) Zeichnung auf den Stein zu copiren, sodaß ich mich also entschließen mußte, auch ihm wieder zu sitzen, wodurch denn das ziemlich bekannt gewordene Blatt desselben zu Stande kam, an welchem jedoch alle mir Näherstehende ebenfalls gar Vieles auszusetzen hatten.

Noch ein schönes harmonisches Phänomen war mir dafür gegen Ende dieses Jahres beschieden, nämlich an der trefflichen Pianistin, Madame Pleyel aus Paris, bei welcher man mich einführte und welche denn die Güte hatte, einen unserer Musikabende durch ihr anmuthvolles Spiel zu verschönen. Sie war durch und durch eine reizende Erscheinung! und sie beherrschte den Flügel mit einer Feinheit, man hätte sagen mögen: „als ob es ein Geliebter gewesen wäre!" Ich erinnere mich immer noch, wie sie an jenem Abend (es war der 11. Nov.) in unsern ziemlich gefüllten Saal trat und aller Augen nach ihr sich wendeten! In schweren schwarzen Sammt gekleidet, Arme und Schultern frei, nur ein einfaches Diamantenstirnband durch das schöne dunkelbraune Haar gezogen,

zeichnete sie sich (Französin von Geburt, aber spanischer Abstammung) durch Grazie und feine Haltung eigenthümlich aus. Dabei hörte man nur gute Sachen von ihr — Beethoven und Hummel waren ihre Lieblingscomponisten — und alles trug sie mit tiefem Gefühl und höchster Fertigkeit vor. Ich sah und hörte sie dann noch einigemal, und weiß, daß sie uns allen in jenen grauen Tagen des einziehenden Winters als ein rechter Glücksstern erschien; in späterer Zeit ist sie mir dann nie wieder vorgekommen.

So kam nun das Jahr 1840 herauf und brachte ebenfalls gleich an seinem Beginn allerhand musikalische Schätze mit. Denn nicht nur, daß der Morgen des 3. Jan. durch Gesang verschönt wurde, welchem die sonore Altstimme von Tieck's zweiter Tochter diesmal einen besondern Reiz verlieh, sondern der Abend dieses Tages führte mir zum ersten mal Sebastian Bach's großes Concert D-moll (für drei Flügel mit Quartett von Streichinstrumenten) heran, eins der wunderbarsten Werke, das dieser Wunderbare geschrieben hat. Graf Wolf Baudissin, meine liebe Mariane und unser guter Krägen waren es, die die Flügel beherrschten, während Mitglieder der königlichen Kapelle das Quartett ausführten. Viele Freunde zwar hörten das große Werk mit an, doch hätte ich es gern noch weit mehrern gegönnt, denn merkwürdigerweise sind es gerade all dergleichen tüchtige ältere Sachen, welche in ihren schwarzen symbolischen Zeichen fast fortwährend tief vergraben liegen, und selten nur hier und da einmal zur Auferstehung geweckt werden.

So war ich nun mit classischer Musik hinreichend genährt, bald darauf kam aber auch Liszt nach Dresden und spielte mehrmals öffentlich, sodaß denn zugleich das Allermodernste der Musik gehört werden konnte. Ich schrieb damals über ihn: „Dieser Liszt ist nun wol der Sterbliche, der es im Pianismus (wie man das jetzt zu nennen beliebt) am weitesten

gebracht hat, ja denselben eigentlich zum Fortismus (damit das Neue durch ein neuestes Wort bezeichnet werde) treibt. Sie werden wol von ihm gelesen haben! Er ist keiner von den größten Tondichtern, aber in seiner Seele kocht ein Vulkan von Tönen, welche sich denn wol oft in wundersamsten Strömen ergießen.“ Das Concert, worin ich ihn hörte, gab er eigentlich ganz allein mit der Devrient! kein Orchester, nichts weiter! und nahm doch den Abend bei dem brillantesten Auditorium über 1000 Thlr. ein. Sein Kopf wurde damals in Gips abgeformt und fehlte natürlich späterhin nicht in meiner kranioskopischen Sammlung, wo er freilich nicht zum Beleg jenes sogenannten Organs für Musik im Gall'schen Sinne gebraucht wird, immer aber doch den Bau des irdischen Gehäuses für einen intelligenten, willenskräftigen, und mit entschiedenem Vorwalten des Hörsinnes begabten Geist darstellt.

Diese musikalischen Genüsse gaben mir übrigens auch nach anderer Seite zu denken, indem ich gerade in jenen Tagen für den Schluß meines „Systems der Physiologie“ mich viel mit der Lehre von den Sinnesorganen beschäftigt, und namentlich die großen weitgreifenden Sinne des Gesichts und Gehörs bearbeitet hatte, wobei denn natürlich zugleich die akustischen Lehren und die Theorie der Musik nicht fehlen durften. Blicke ich jetzt, nach so langen Jahren, auf diese Arbeiten zurück, so muß ich allerdings sagen, daß die Aufschlüsse, die mir damals über die Lehre vom Sehen kamen, noch bedeutender, und mehr neu waren als die über das Gehör. Die Ansicht, „daß das Sehen ein zwar höchst flüchtiger, aber doch wahrhaft daguerreotypischer oder photographischer Vorgang der Netzhaut sei, welcher, indem sich das Licht in die Substanz derselben stets für den Moment einlebt, ebendadurch die Empfindung des Sehens hervorbringe“, hatte entschieden noch niemand vor mir ausgesprochen, und so vielfältig sich dieselbe auch seitdem mir bestätigt hat, und so gewiß sogar nur sie ausreicht, alle

Erscheinungen unsers Auges vollkommen zu erklären, so finde ich doch immer noch, daß sie verhältnißmäßig nur erst von wenigen begriffen, und von noch wenigern ihrer ganzen Bedeutung nach erfaßt worden ist. Durchdringen muß sie aber doch dereinst, denn am Ende gibt es eben keine andere echte!

Im Monat April erlitt das einfache gleichmäßige Familienleben meines Hauses eine angenehme Unterbrechung durch den Besuch mehrerer französischer Naturforscher und Künstler, welche, unter Anführung von Gaimard, von einer auf Kosten der Regierung ausgeführten naturwissenschaftlichen Expedition über das Nordcap und Spitzbergen zurückkamen. Gaimard selbst, der „Président de l'expédition du Nord", wie er sich nannte, war ein angenehmer lebendiger Mann, der uns bereitwilligst viel von der Ausbeute seiner Reise, namentlich an landschaftlichen Zeichnungen und Porträts, vorlegte, auch nicht ruhte, bis er von einem seiner beiden Maler meinen sowol als Tieck's Kopf flüchtig hatte entwerfen lassen, um damit seinen Reiseatlas zu bereichern. Die ganze Gesellschaft aß am 7. April bei mir, und ich bewahre noch in einem Album von dem Landschaftszeichner Giraut eine kleine, höchst flüchtige, aber dabei sehr geistvolle Skizze, die er nach Tisch mit etwas Graphit, Baumwolle, Stift und geschicktem Auffsetzen der Lichter mittels Hinwegnahme des aufgeriebenen Graphits durch ausgeschnittene Stückchen Papier, in wenig Minuten vollendete. Natürlich fühlte man indeß doch, daß es mit der Bewunderung solcher Skizze gerade so war wie mit dem ganzen Interesse, was man an dieser echtfranzösischen „Expédition du Nord" nahm; d. h. man amusirte sich daran, ohne beiden gerade ein besonderes und recht nachhaltiges Vertrauen entgegenbringen zu können.

Im Mai gelangte ich endlich dahin, den dritten und letzten Band meiner „Physiologie" zu beschließen. Ueber die philosophischen Grundgedanken des Ganzen, welche in dem

Schlußkapitel, dem Abriß einer Seelenlehre, nothwendig wieder schärfer zum Durchbruch kommen mußten, hatte ich damals noch mit Professor Chalybaeus (einem schon früher genannten Freunde, welcher mit Beifall im Winter vorher seine lehrreichen, später durch den Druck bekannt gewordenen Vorlesungen über die neuern philosophischen Systeme gehalten hatte) mannichfachen Verkehr. Es war mir immer eine Beruhigung und Festigung, wenn ich meine Gedanken in einem andern klaren und geübten Geiste spiegeln konnte, zumal da dieser vollkommen empfänglich für das, recht aus dem Innern der Naturanschauung hervorgegangene Philosophiren sich gehalten hatte. Auch Tieck und seinem Freunde von Raumer aus Berlin, welcher letztere regelmäßig einige Zeit bei ihm in Dresden verbrachte, las ich jenes ganze Schlußkapitel vor, und erfreute mich größtentheils ihrer Zustimmung, obwol der letztere namentlich alles, was feinere und eigentlich höchste Geistesanschauungen betraf, in seiner derben berliner Weise mitunter seltsam genug auffaßte, sodaß ich einmal ebenfalls in Pantgruel'scher Weise dem Rabelais-Ueberſetzer darüber schrieb: „Himmel! wie knollig nimmt doch dieser Raumer das schon im ersten Bande der «Physiologie» dargelegte Zustandekommen der Welterscheinung aus Idee und Aether! Ich habe ihm erwidert, «daß in so schwierigen Dingen alles darauf ankomme, im Geiste des Lesers einen guten Willen und ein eigenes Entgegenkommen zu finden»; denn freilich, wenn sich jemand die Idee als Darm und den Aether als hineingestopftes Fleisch vorstellt, um so zu dem Begriffe der Welt im Sinne eines Aristophanischen Wursthändlers*) zu gelangen, so kann er sich immerhin in seinem eigenen Riemen aufhängen lassen."

Einen Freund, aber allerdings einen bereits längere Zeit

---

*) Vgl. die Lustspiele des Aristophanes: „Die Ritter."

mir halb Todten, nahm dieser Mai nun auch hinweg, meinen alten Friedrich! er hatte so viel Kirchhöfe gemalt — er muß sich ganz heimisch dort vorgekommen sein! — Seine Bilder werden doch in später Zeit noch mannichfaltige Anerkennung finden! Einen neuen Freund verband ich mir dagegen bei meinem diesjährigen Sommeraufenthalt etwas fester; es war der Geheimrath von Langenn, damals als Erzieher des Prinzen Albert in Pillnitz stationirt, und ein Mann, dessen feste historische Bildung und, was mich an einem so einflußreichen und grundgelehrten Juristen besonders freute, dessen gleichzeitiges treues Interesse für Ergebnisse der Physiologie der Menschheit, wie für alle echte Poesie, nicht hoch genug angeschlagen werden konnten. Da auch ihm ein wahres Familienleben weit über glänzendes Hofleben zu gehen pflegte, so sahen wir ihn ziemlich oft; ich las ihm gern aus den ersten Kapiteln meiner „Physiologie" vor, und er ist uns denn auch fernerhin ein edler und treu theilnehmender Freund geblieben, wenn ihn auch seine später überkommene Stellung als Präsident des höchsten Gerichtstribunals von Sachsen allerdings den Freunden seltener, als erwünscht war, gegönnt werden ließ.

Ich habe es nun unterlassen, in der Schilderung der nächst vorausgegangenen Jahre wieder einmal meiner praktischen Thätigkeit als Arzt ausführlicher zu gedenken, und nur weil es vielleicht beim Hervorheben so vieler andern Vorkommnisse und wissenschaftlichen oder künstlerischen Lebensaufgaben scheinen möchte, es wäre jene Seite dabei nach und nach mehr zurückgetreten, muß ich doch hier noch ausdrücklich bemerken, daß im Gegentheil gerade diese und die nächstfolgenden Jahre meine umfassendste und vielfältigste ärztliche Wirksamkeit enthalten haben. Dresden war damals namentlich für die von Osten her aus Polen und Rußland kommenden Fremden nicht blos, was es jetzt fast allein noch ist, ein Durchgangspunkt, sondern ein Ort halber Niederlassung und mindestens längern

Verweilens. Viele Kranke waren unter ihnen, und deren viele wendeten sich zu mir; Schweden und Dänemark sendeten gleichfalls ihre Contingente, und selbst in der königlichen Familie nahm im Mai 1840 wieder ein frohes Ereigniß meine Thätigkeit in Anspruch, indem die Gemahlin des Prinzen Johann von einer Tochter entbunden wurde, welche den Namen Margaretha empfing. — Oft habe ich denn auch wol angesetzt, aus den vielen merkwürdigen Fällen, welche im Flusse jener Zeiten vorübergegangen sind und von mir berathen wurden, die wichtigsten auszuheben, und so sie der Wissenschaft zu bewahren, und doch ist es immer wieder liegen geblieben; vielleicht namentlich aus einem gewissen Ueberdruß an den gewöhnlichen, im medicinischen Zeitungswesen überall langweilig und breit gehäuften Krankengeschichten, zum Theil aber, weil ich mich auch abgestoßen fühlte durch das nicht zu leugnende Abwenden der Neuzeit von jenem Erfassen der Krankheit in ihrer lebenvollen Totalität, worauf es mir immer besonders ankam, sowie von dem Begreifen eines Heilplanes, als größer durchdachtes und reiner im ganzen angeschautes Kunstwerk. Hat doch dasselbe realistische und roh materielle Treiben, welches in Physiologie und Psychologie Erscheinungen hervorbrachte, welche man in späterer Zeit vielleicht nur schwer mit der hochgerühmten Einsicht der jetzigen Periode in Einklang zu bringen im Stande sein wird, auch offenbar in so vieler Hinsicht störend und zurücksetzend auf das gewirkt, was ich die eigentliche Kunst nenne, und was noch sehr von dem Wissen zu unterscheiden ist; da jemand allerdings den ganzen gelehrten Apparat des Arztes besitzen, und dabei doch im hohen Grade unfähig sein kann, das wahre Kunstwerk eines zuweilen auf Jahre zu berechnenden Heilplanes mit fester Hand zu entwerfen. Gewiß nämlich habe ich stets am wenigsten verkannt, was wir den neuern Forschungen in pathologischer Anatomie, in mikroskopischer und mikrochemischer Kenntniß

kranker Gewebe und parasitischer Gebilde u. dgl. zu danken haben, aber wie in der Physiologie aus den obgenannten Richtungen oftmals die Vernachlässigung aller reinen philosophischen Anschauung, so ging hier aus gleicher Ursache nicht selten das Hintansetzen der eigentlichen Würde der ärztlichen Kunst hervor. Wie möchten auch, wenn das Gefühl für eben diese Würde und Bedeutung nicht so sehr gesunken wäre, schon so rohe innere Zerwürfnisse erklärlich sein, wie sie seitdem die Medicin in Homöopathie, Allopathie, Hydrotherapie, Heilgymnastik, Siderismus und Mesmerismus auseinandergetrieben, und schon dadurch dem Publikum die Achtung vor wahrer ärztlicher Kunst sehr gemindert haben! Ist es daher hier und da zuweilen noch einzelnen, und so mitunter auch mir gelungen, jenem Bilde des echten Arztes in seiner fast priesterlichen, und, insoweit es ein schöpferisches Gestalten des Kunstwerks eines tiefer greifenden Heilplanes einschließt, auch poetischen Bedeutung nahe zu kommen, so bleibt immer eine gewisse Scheu doch sehr natürlich, der großen nicht dazu herangebildeten Menge gegenüber, davon so geradezu öffentlich zu handeln, und da Ueberzeugungen anzustreben, wo die Vorbereitung und das Verständniß dafür augenblicklich noch so sehr und fast überall fehlt.

Ich hoffe, daß, wer mit mir und in diesem Sinne diese Angelegenheiten betrachten will, der wird nun auch die Gründe jenes langen Schweigens sattsam begreifen, und mich nicht darum geringerer Liebe für mein Fach zeihen, weil ich vor der Welt weniger davon gesprochen habe, sondern es verstehen, daß gerade darin vielmehr diese Liebe sich eigenthümlich und nachdrücklich beweist.*)

---

*) Daß ich indeß jene innere Nöthigung, die besten Ergebnisse eines langen ärztlichen Lebens und Handelns einmal doch zusammenzufassen und

Unser pillnitzer Aufenthalt im Spätsommer dieses Jahres bekam diesmal einen besonders melodischen Charakter dadurch, daß ein paar bedeutende musikalische Elemente dort gleichfalls der Landluft sich erfreuten: es waren die Devrient und die Familie des trefflichen Violinspielers, Concertmeisters Schubert von der königlichen Kapelle. Da gelang es denn auch, daß letzterer ein paar mal mit Mariane Mozart'sche Sonaten für Piano und Violine uns vortrug, und ebenso hörten wir in unserm kleinen Hause wol die große Stimme der erstern, wie sie Lieder von Franz Schubert wunderbar belebte und uns in die verschiedensten Stimmungen hineinsang. Wenn dabei dann das späte Abendroth durch die kleinen offenen Fenster hereinschien, während die Blumen aus dem Gärtchen heraufdufteten, und einsame Spaziergänger vor der Terrasse stillstanden, um den seltenen schönen Tönen zu horchen, so war das alles wol sehr eigenthümlich und poetisch, und blieb nicht ohne Einfluß, die Gabe des Gesanges in meiner damals so süß aufblühenden Eugenie zu wecken, der wir später manches ähnliche Schöne zu danken haben sollten, bis auch sie ein unerbittliches Schicksal uns abforderte.

Außerdem war sonst diesmal Pillnitz großentheils sehr still, da der König im August einen botanischen Ausflug nach den Karpaten angetreten hatte, eine jener Reisen, die er immer nur in Begleitung eines Adjutanten ausführte, und während welcher denn natürlich die Königin entweder auch verreiste

---

der Oeffentlichkeit zu übergeben, nicht ganz und unbedingt abweisen konnte, habe ich bewiesen durch meine im Jahre 1859 herausgegebenen „Erfahrungsresultate", welche allerdings nur sehr Einzelnes aus dem Schatze einer langen und reichen Erfahrung mittheilen, aber an sich auch mehr bestimmt sein sollten, den Geist meines ärztlichen Handelns fühlbar zu machen, und es daran verstehen zu lassen, warum so viele und hohe Familien mit so viel Vertrauen an mir festhielten, dergestalt, daß ich wol hoffen darf, mein Andenken werde vielfach in Segen bleiben.

oder doch ganz still und zurückgezogen lebte. Es blieb mir daher diesmal viel freie Muße, welche ich großentheils verwendete, wieder ein neues, dem Andenken Goethe's gewidmetes Buch in seinen ersten Linien anzulegen, worin denn zugleich die Reihe merkwürdiger und schöner Briefe veröffentlicht werden sollte, welche ich in einer Zeit von funfzehn Jahren von diesem Außerordentlichen erhalten hatte. Das meiste dazu wurde freilich erst im folgenden Winter fertig, aber es war schon genug, mich wieder für ein frisches Werk lebendig entzündet zu fühlen, denn wohl pflegten mir die Tage immer dann am leichtesten auf dem Lebensstrome hinabzufließen, wenn der Gedanke einer neuen Productivität mich eben wieder recht ernstlich ergriffen hatte. Dabei gab mir zugleich ein neues Buch von Tieck mancherlei zu denken, da dieser theuere Freund ein schön gebundenes Exemplar von dessen ersten Abzügen mir eben zu dieser Zeit verehrt hatte. Es war die „Vittoria Accorombona", von welcher wir damals noch nicht ahnen konnten, daß es wirklich sein letztes Werk bleiben sollte! Ich schrieb darüber: „Es ist ein scharf gezeichnetes, aber ein Buch nicht ohne bittern Beischmack." Ich las es natürlich mit äußerstem Interesse, fühlte mich von vielen Schilderungen in hohem Grade angezogen, dann aber von andern auch unbedingt abgestoßen. Manchmal erinnerte es mich an Manzoni, ohne jedoch dessen frisch bequeme, poetische Ader zu zeigen; gegen seine Novellen gehalten, vermißte ich die vielen dort überall schlagend hervortretenden Beziehungen auf die Fragen unserer Zeit, sowie den reichen Humor des Dichters, und bei alledem überraschten mich dann wieder schöne historische Darstellungen, welche, wie die im „Cevennenkrieg", aufrichtig beklagen ließen, daß Tieck sich nie an einem eigentlichen Geschichtswerke versucht hat; kurz! es hielt mich fest, und hat auch später bei wiederholtem Lesen mir immer eine bedeutende Wirkung gemacht. Leider! hatte ich es kaum das erste mal

beendigt, als ich erfuhr, daß Friedrich Wilhelm IV., der am 7. Juni jetzt den Thron bestiegen hatte, sofort unsern Dichter, vorläufig zwar nur erst periodisch, durch eine reiche Pension nach Berlin zu ziehen unternahm, worauf, wie man natürlich sogleich erwarten mußte, bald auch die völlige Uebersiedelung dorthin folgen sollte. Mit desto größerm Eifer hörten wir daher noch diesen Herbst seine Lektüren! „König Johann", „Götz von Berlichingen" und die „Iphigenien des Euripides" waren diesmal die hellsten Lichtpunkte darunter! Ach was hätte ich späterhin für solchen Abend nicht alles gegeben! und damals nahm man es eben nur so hin, wie der Mensch mit manchem Herrlichen es zu machen pflegt, ohne dabei immer der Seltenheit des Glücks und dessen großer Flüchtigkeit zu gedenken!

Auch unsere neuerworbenen Künstler, Bendemann und Hübner, hielten sich sehr zu ihm. Der letztere malte damals für das im Bau begriffene neue Schauspielhaus, nach einer Zeichnung aus Tieck's Vorspiel zum „Kaiser Octavianus", den großen Theatervorhang, der noch jetzt dort viele erfreut. Was den erstern betraf, so wirkten schon die Anfänge seiner schönen Frescobilder im Thronsaal des königlichen Schlosses sehr mächtig, der Maler selbst aber fing damals bereits an, an den Augen zu leiden, und machte mir, der ich als Arzt ihm zur Seite stand, viele Sorge. Und wie viel hat ihn späterhin noch dies Uebel gequält, und um wie viel Schönes und Großes sind wir dadurch gebracht worden! War es mir dabei doch oft, als erführe ich hier wieder eine Bestätigung eines frühern Gedankens, nämlich, als solle nun einmal der Moderne nie ganz die Höhe der Vorzeit erreichen! Zeigt er sich daher nun einmal wirklich in der Kunst tüchtig, so muß ihm im Leben gleich irgendetwas fehlen! und so scheint es fast nie dahin kommen zu sollen, daß neben dem Trefflichen einzelner Leistungen auch jener Reichthum massenhafter Productionen uns erfreue,

wie wir ihn an den Genien früherer Jahrhunderte zu bewundern gewohnt sind.

Zu erzählen habe ich aber ferner, wie jetzt seit einiger Zeit im Treiben meines Lebens dadurch mir ein neues Interesse erwachsen war, daß mir eben jetzt jene Gedanken über Kranioskopie entschiedener sich zudrängten, wie sie zuerst im dritten Bande der ersten Ausgabe meiner „Physiologie" vorläufig dargelegt sind, ein Interesse, das mich sofort bestimmter auf Menschenbeobachtung richtete, und mir oft und vielfältig zu thun gab. Da wurden also nun Messungen der Köpfe aller Bekannten vorgenommen, eine Sammlung von Gipsformen bedeutender Köpfe, sowie von Schädeln verschiedener Nationen wuchs mir unter den Händen hervor, und zu verschiedentlichen literarischen Arbeiten, welche auf diese Dinge sich beziehen sollten, stiegen ebenfalls neue Gedanken in mir auf. Freilich war ich damals noch weit von der Klarheit entfernt, mit welcher ich alles dahin Gehörige vierzehn Jahre später in meiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" zusammenfassen durfte, allein gerade über das wunderbare schwerverständliche Gebäude des knöchernen Hauptes war mir doch (und zwar einmal ganz plötzlich, als ich abends in einer kleinen Gesellschaft mich über die Phrenologie Gall's auszusprechen veranlaßt fand) die maßgebende Idee aufgegangen, und diese Idee selbst befruchtete nun weiterhin meinen Geist zu tausendfältigen Anwendungen. Dabei hütete ich mich indeß sehr wohl, die Linien meines Systems zu schroff zu ziehen, denn ich hatte an Gall selbst ein lehrreiches Beispiel, wie leicht ein glückliches erstes Aperçu, wenn es zu pedantisch, und in zu weiter Ausdehnung verfolgt wird, geradezu zu einer Absurdität zu werden im Stande ist. Hatte nicht dieser Mann allerdings schon recht gut geahnt, nach welchen Richtungen hin am Schädel die geistigen Qualitäten sich vorzüglich andeuten müssen, ja lag ihm nicht bei seiner neuen Methode der Hirnzergliederung es

schon ganz nahe, theils die drei Urmassen des Hirns selbst, sowie die drei darauf sich beziehenden Wirbel zu erkennen, theils zu finden, daß nur eben diese drei Schädelwirbel, in ihrer Beziehung auf die drei wesentlichen Hirnmassen, auch den Schlüssel zur Physiognomik der gesammten Kopfoberfläche enthalten könnten? und wie bald hatte er sich doch nachher in die Lächerlichkeit der einzelnen sogenannten Hirnorgane verloren! Ich suchte mich daher durchaus immer mehr im Ganzen, Großen und Allgemeinen zu halten, trug überall möglichste Rechnung der zuletzt doch incommensurabeln Natur organischer Bildung und geistiger Strahlung, und kann doch nun, drei Lustren später, es unumwunden aussprechen, daß jene Grundanschauung über Zusammenhang und Bedeutung von Wirbel- und Hirnbildung, mich wirklich hier zu immer tiefern Erkenntnissen geleitet hat.

Indem sonach all dieses mich gar sehr und lange in Anspruch nahm, trat natürlich für eine längere Zeit die künstlerische Beschäftigung fast ganz zurück. Antheil daran mochte es wol auch haben, daß dergleichen Productionen damals schon anfingen von allen Seiten so sich um mich zu häufen, daß oft eine Art von Uebersättigung eintrat, und mir selbst meiner Bilder in meinem Hause zu viel wurden; schrieb auch deshalb einmal: „Und so schauen mich von allen Wänden längstverklungene Zustände an, daß ich zuweilen innerlich darüber ergrimmen möchte. — Ob ich einmal ein paar Dutzend in eine Auction gebe?“ Unter solchen Umständen kann einem dann wol eine gewisse Furcht anwandeln, neuen dergleichen Schöpfungen sich zu überlassen; und doch! es kamen dann immer wieder von Zeit zu Zeit auch Vorstellungen und Gedanken, die mir übermächtig wurden, dergestalt, daß sie so lange mich wie Gespenster verfolgten, bis ich irgendwie es dahin gebracht hatte, sie auf der Leinwand zu fixiren. Wegen der eben angeführten Briefsstelle wurde ich übrigens von Regis, an den sie gerichtet

gewesen, hart apostrophirt, indem er mir sie wie ein Unrecht gegen eigene Kinder vorwarf. Ich antwortete dagegen: „Es ist wol recht hübsch Kinder zu haben, wenn sie sich aber gar nicht in der Welt forthelfen und nie ihren eigenen Weg machen wollten, so würde es immer ein schmerzliches Gefühl bleiben, sie gleichwol fortwährend um sich zu sehen! Zumal nun bei dieser Art von Bildern, von denen die besten eben nur die stärksten lebendigsten Abdrücke einzelner früherer Zustände sind! Es ist dann fast, als wenn die Schlange alle ihre Natterhemden, die sie seit Jahren abstreifte, fortwährend noch mit sich tragen sollte! Und doch macht es diese Arbeiten, gerade dadurch, daß sie wirklich eben nur solche Natterhemden sind, wieder auch psychologisch wichtiger, ja hier und da auch für andere eindringlicher wirkend, als manches elegante Handwerksbild."

Die langen Abende des nun nach und nach einrückenden Spätherbstes führten übrigens wieder einzelnes literarisch Neue unserm Kreise heran; so kamen wir unter anderm auf „Steffen's Leben", wo uns im Eingange zwar die Seebilder wahrhaft anzogen, späterhin aber ein gewisser abstruser Pietismus und ein Mangel schärferer und lebendiger Zeichnung auch ebenso sehr zurückstießen. Kräftiger und nachhaltiger fanden wir Arndt, das Interessanteste aber blieb uns der Wiederabdruck der alten Selbstbiographie von Thomas und Felix Platter, der gar prächtige Sächlein enthält. Zuletzt kamen wir jedoch meist wieder auf Tieck zurück, dessen schöne, früher in der „Urania" erschienene Novelle „Waldeinsamkeit" uns namentlich sehr beschäftigte. Ich schrieb davon: „Das Tagebuch eines Irren darin enthält ganz absonderliche, oft wirklich sehr tief gehende Reflexionen. Es ist jedoch eigen, daß man bei Tieck immer einen gewissen festen Grund, einen Grund, wo in dem Dichter selbst ein wahres seliges Genügen wohnt, vermissen muß! und seine Lebenserfahrung und Kenntniß

geht doch übrigens so weit und tief!" Am wenigstens wollte die „Günderode" von Bettina (der übrigens auch wol das meiste darin selbst angehört) ansprechen; es kam mir vor wie wenn die Kinder eine artige Thorheit, die uns das erste mal amusirte, nun geradezu bis zum Ueberdruß und zur Abgeschmacktheit wiederholen; man gibt es denn doch bald auf mit dergleichen sich weiter zu befassen.

Eine besondere Freude erwuchs mir dagegen zu jener Zeit durch den Anblick einer schönen Durchzeichnung nach dem in Florenz neu entdeckten, von Giotto al fresco ausgeführten Bilde Dante's. Der Großherzog von Toscana hatte sie seinem Freunde, dem Prinzen Johann, zum Geschenk übersendet, und so war auch mir die wiederholte Betrachtung gegönnt. Der Kopf interessirte mich deshalb besonders, weil er nun die Todtenmaske Dante's, deren Echtheit wol mitunter angefochten worden war, vollständig bewahrheitet. Das Originalbild mag übrigens wol zehn bis funfzehn Jahre vor seinem Tode gemalt sein, und als ich ein Jahr später dasselbe im Bargello zu Florenz selbst zu sehen Gelegenheit hatte, schien mir dadurch der Dichter, mit dem ich schon so lange und viel mich beschäftigt hatte, in Wahrheit selbst noch näher zu treten als früher.

Zu derselben Zeit wurde mir übrigens auch auf hiesigem Kunstverein durch ein paar große Zeichnungen ein merkwürdiges und neues Künstlertalent bekannt, das an dantesken Gegenständen sich ebenfalls mehrfach versucht hat — Genelli in München. — Eine wunderlich üppige Phantasie mit großer plastischer Anlage wurde mir daran alsbald bemerklich; zu rechter Freude daran ließ es mich jedoch nicht kommen!

Der Winter trat diesmal mit ganz ungewohnter Kälte ein, indem man am 15. Dec. bereits 20° Centigr. auf unserer Elbbrücke zählte, sodaß ich an Regis schrieb: „Hoffent-

lich ist Ihr Carolath'scher Holzvorrath*) glücklich eingetroffen, denn solcher mit der Thür ins Haus fallender Winter ist mir doch nicht leicht vorgekommen. Was Ihre Frage wegen fettschmelzender Hitzegrade in Afrika betrifft, so las ich neulich, daß in Nubien, wo die Männer das Haar sehr stark mit Fett einreiben und aufstreifen, man gern geradezu ein Stück Schöpsfett unmittelbar vom Thier auf den Kopf legt und es dann in der Sonne schmelzen läßt, wo es nun über den Kopf rieselt und den Leuten so eine eigene Art Kühlung gegen die Sonnenstrahlen gewährt. Man wärmt sich bei dieser Kälte jetzt ordentlich schon in Gedanken an einer solchen Sonne!" Ich füge indeß gleich noch eine andere Stelle desselben Briefes bei, welche zeigt, daß wir damals auch noch andere und freilich von innen kräftiger wirkende Mittel der Erwärmung anwenden konnten als jene Sonnengedanken; sie betrifft eine Lesung der „Andromache" des Euripides, welche Tieck uns gerade am Abend desselben kalten Tages trefflich und zu allgemeiner Erbauung vortrug. Ich schrieb davon: „Diese «Andromache» kannte ich noch gar nicht, und zufällig hatte auch Tieck sie bis dahin noch nie vorgelesen. Es liegt ganz gewiß etwas darin, daß die Griechen keine Pantalons und Westen und Fracks getragen haben, und daß sie den Menschen im wesentlichen so, wie er von Gott erschaffen ist, viel vor Augen hatten! Ist es mir doch immer bei diesen großen Werken, als sähe ich so ganz in den Menschen hinein; und weil nun eben in dem menschlichen Organismus so ungeheuer viel gegeben ist, so brauchen nur so einige wenige dieser Gestalten etwas ganz Einfaches vor unsern Augen zu erleben, so sind wir dabei stets mehr beschäftigt und mehr festgehalten, als wenn bei irgendeinem

---

*) Fürst Carolath, ein besonderer Gönner dieses Mannes, unterstützte ihn zuweilen durch Holzsendungen und Aehnliches.

Modernen — wie ein Raupach etwa — ein ganzer Staat zu Grunde geht! — Welche Gestalt dieser alte Peleus! und wie herrlich zuletzt die Erscheinung der Thetis — es gemahnte mich fast an die classische «Walspurgisnacht» Goethe's!"

Noch vor dem Jahresende schloß ich endlich mit der Buchhandlung von Balz in Stuttgart über zwei Werke ab, von denen das eine schon mehrere Jahre hindurch ziemlich fertig dalag, das andere aber eigentlich erst diesen Winter beendigt werden sollte. Das erstere waren die „Briefe über das Erdleben", das andere die „Grundzüge einer neuen und wissenschaftlichen Kranioskopie". Sie erschienen beide im nächsten Jahre und haben auch beide mir, neben manchen Acclamationen (namentlich, wie ich schon oben gedachte, das erstere) ebenso vielfältigen Streit und Anfechtung erregt. Und wird es doch mit all dergleichen immer so gehen! Der Mensch kann nun einmal nur das verstehen, günstig aufnehmen und mit Lust sein nennen, was ihm selbst, d. h. dem eigenen organischen Wachsthum seines Erkenntnißvermögens entspricht, und auf das besondere Wesen seines Geistes deshalb eine nachhaltige Anziehung ausübt. Nun gibt es viele (und muß es wahrscheinlich geben, damit durch sie eine Menge der mehr im Materiellen liegenden und doch nothwendigen Zwecke der Menschheit erfüllt werden), für welche nur das, was sie das Reale nennen, das wahrhaft Anziehende bleibt, während dagegen alles Schauen des tiefern Grundes der Dinge, alle Abstraction vom sogenannt unmittelbar Sinnlichen, mit Einem Wort die Idee — das Ideale — für sie so gut wie nicht vorhanden ist. Wie du daher dem kleinen Kinde vergeblich von Heldencharakteren, Naturzusammenhang und Ewigkeit sprichst — es ist ja noch nicht organisirt dazu, dergleichen (wie ich es nenne) substantiales Wissen zu fassen, so sind auch Tausende von Erwachsenen jener idealen Richtung unfähig, und werden geradezu belästigt, wenn man ihnen dergleichen obtrudiren will. Solange ich mir

daher diese Verschiedenheiten selbst noch nicht gehörig zurechtgelegt hatte, und zu dem klaren Bewußtsein gekommen war, daß mir gerade jenes ideelle Anschauen der Welt und des Geistes das wesentlich Angemessene bleibe, und daß darin nun auch die Nothwendigkeit des Widerstrebens vieler liege, die meine Richtung überhaupt nicht theilen konnten, war ich oft sehr unglücklich über dergleichen Widersprüche, kam wol auch mit mir selbst wegen vermeintlicher eigener Unvollkommenheit in manchen Streit; nachdem ich aber im obigen Sinne über alles dies wirklich einmal mit mir ins Reine gekommen war, gab ich mich wieder zufrieden, that nach Kräften, was ich konnte, und überließ ruhig den Erfolg meiner Arbeiten der Zeit und dem günstigen Geschick.

Achtes Buch.

Die vielbewegten Jahre 1841—49.

Erste Hälfte.

I.

Der Beginn des Jahres 1841 brachte mir das freudige Ereigniß, daß ich Regis, den ich damals bei all seinen Wunderlichkeiten noch als lieben und wahren Freund betrachten durfte, die Anzeige machen konnte, der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., habe nach seinem großen Interesse für geistige Productivität ihm eine Jahrespension von 300 Thlrn. in Gnaden gewährt. Ich verdankte diese Mittheilung, und großentheils zugleich die Vermittelung der Sache selbst, unserer neuen, sich etwas von langem Kranksein erholenden Feundin, Frau von Lüttichau, und ihren gewichtigen Connexionen in Berlin, und ich fühlte mich wirklich dadurch wesentlich beruhigt, da ich nun da eine Aussicht auf drückenden Mangel beseitigt sah, wo dieser mir besonders ans Herz gegriffen haben würde. Wie denn aber im Leben sowol Glück als Unglück nicht allein zu kommen pflegen, so schloß sich auch diesmal solcher günstigen Begegnung alsbald eine andere an, und zwar eine, die wegen ihrer besondern Schönheit es gar sehr verdient, hier ihr Gedächtniß sorgsam zu bewahren. Es handelt sich aber um nichts Geringeres als um die Erscheinung sämmtlicher neun Musen!

Für den Abend des 3. Jan. hatten nämlich den Meinigen unsere Künstler die Darstellung eines Tableau vorgeschlagen

und eingerichtet, wie es in Dresden noch nie, und überhaupt wol bisher nur selten gesehen worden war. Im obern Salon meines Hauses war eine künstliche, leichte, großentheils aus Carton bestehende Wand hergestellt und mit Kränzen architektonisch nach Art eines großen Marmorfrieses angenehm verziert worden, auf welcher nun der Chor der Musen, ganz so wie sie etwa an Tempelfriesen des Alterthums vorzukommen pflegen, diesmal aber aus wirklichen lebenden und schönen Gestalten dargebildet erscheinen sollte. Man kann denken, daß wenn Künstler wie Hübner, Bendemann und Rietschel solche Vorstellung ordnen und leiten, und wenn sich Gestalten dazu verwenden lassen, die es verdienen als Musen gesehen zu werden, so mußte, bei einer gewählten Beleuchtung, der Effect ein außerordentlicher sein. Um die Aehnlichkeit mit dem Sculpturwerk eines Frieses vollständig zu machen, waren nicht nur auf lichtweißem Grunde die Gestalten alle mit weißen Draperien geziert und trugen goldene Attribute, sondern die Wand des Cartons war bei den meisten Figuren nach Maßgabe ihres Umrisses dermaßen ausgeschnitten, daß dieselben wirklich zum Theil in die Wand zurücktraten, und somit die Eigenthümlichkeit eines Hautrelief auf das merkwürdigste darstellten. In Wahrheit! als vor der versammelten zahlreichen Gesellschaft der breitgespannte Vorhang zurückwich, als die schönen Gestalten in voller Neunzahl sichtbar wurden, hier die schöne Melpomene mit tragischer Maske und der Keule des Helden, dort Urania sinnend, Polyhymnia in der schönen Stellung der gewandreichen Antike des berliner Museums, Erato mit goldener Lyra, Klio mit der Rolle der Geschichte und so fort, wurde von allen Seiten ein allgemeiner Laut der Bewunderung hörbar, und gern hätte man stundenlang an den Schönheiten, deren immer mehr in Gliederhaltung, Antlitz und Gewandung erschienen, je mehr man hinsah, sich geweidet. Zugleich ertönte aus dem Nebenzimmer ein Quartettgesang wohl compo=

nirter und gesungener Horazischer Verse, und dreimal nacheinander zeigte sich und verschwand so das zauberhafte Bild, das gewiß keiner der Zuschauenden jemals wieder vergessen hat.

Ich bewahre von Metz eine Zeichnung dieses merkwürdigen und seltenen Tableau in einem meiner Albums, und oft frischt wol noch einer unserer Freunde oder ich selbst, an diesen schwachen Zügen, welche da, wo die Kraft der Phantasie nicht hinreichend thätig blieb, doch sehr dazu helfen können, die Prachterscheinung des Ganzen noch einmal hervorzurufen, jenen großartigen Eindruck sich wieder auf. Auch das Gedächtniß der jungen Damen, welche hier treulich durch ihre Gestalten mitgewirkt hatten, ist dort durch Namensunterschriften erhalten, und ich will nur auch hier kurz bemerken, daß Agnes Tieck, Fräulein von Lützerode, die Frau des Professors Bendemann, geborene Schadow, zwei Fräulein Ungern-Sternberg, eine Comtesse von Armansperg, Fräulein Luise Förster, Anna Bertholdi und mein geliebtes Töchterchen Karolina die erscheinenden Musen uns dargestellt haben.

Die Sache wurde damals so viel besprochen, beschrieben und in ihrer Schönheit hervorgehoben, daß man natürlich auch bei Hofe davon hörte und ich unsern kunstliebenden Majestäten viel davon zu erzählen hatte, so viel, daß bald die Königin selbst beschloß, zum Namenstage ihres Gemahls, am 5. März, eine ähnliche Vorstellung unter Rietschel's Leitung ausführen zu lassen; eine Ueberraschung, die auch vollkommen gelang, von welcher ich jedoch keine Anschauung erhalten sollte, da, wie ich bald zu erzählen haben werde, ich mich zu dieser Zeit schon auf der Reise nach Florenz befand. So viel ist übrigens gewiß, daß von allen Arten der Tableaustellung, wie sie sich, namentlich nach dem Vorgange von Goethe's „Wahlverwandtschaften", mit zuweilen etwas zur Absurdität getriebener Wiederholung, vielfältig ausgebreitet haben, keine ist,

welche bei vollkommener Ausführung ein künstlerisches Auge so vollkommen zu befriedigen vermag als diese! Denn wenn das Nachahmen von Gemälden durch lebende Personen nothwendig immer vieles vermissen lassen muß, wodurch uns eben erst das Bild recht zum Bilde wird, wenn hier die Feinheiten der Concentration des Lichts meistens wegfallen, und selbst die zu große Annäherung an die Wirklichkeit, oder vielmehr die Wirklichkeit geradezu, sehr leicht eine Art von Wahrheit gibt, welche zu ihrem Nachtheil mehr an Wachsfiguren als an Bilder erinnert, so hat dagegen eine von einem vollendeten Kunstsinne angeordnete Darstellung der obigen Art, eben weil sie entschieden von der bloßen Natur sich ablöst und einfachere Forderungen der Beleuchtung stellt, dabei aber in vieler Beziehung, besonders in der Gewandung, wirkliche Idealformen der Plastik darzubieten vermag, einen ganz entschiedenen Vorzug, und kann zugleich wesentlich beitragen, bei vielen ein näheres Verständniß der Plastik selbst, theils vorzubereiten, theils wirklich zu fördern. Freilich aber gehört mehr dazu, eine solche Erscheinung herzustellen, als bei den gewöhnlichen Tableaustellungen in Anspruch genommen wird, wo größtentheils irgendeine gern gefallende Dame sich zur Unterhaltung als Klärchen oder Gretchen costümirt, und diesen oder jenen Dandy in den Theaterkleidern des Egmont oder Faust neben sich stellt, um nun bei greller Lampenbeleuchtung der Bewunderung, oder zuweilen auch der Médisance der vornehmen Welt sich willig zu überliefern!

So war also wirklich das Jahr sehr schön eingeleitet! und hatte ich auch sonst noch manches Gute zu erfahren! namentlich freute ich mich der bedeutenden Wirkungen, welche meine „Physiologie“ hier und da hervorrief. Nicht nur daß die sehr starke Auflage, welche Fleischer davon gedruckt hatte, so viel nach allen Richtungen versendet wurde, daß nach einiger Zeit mit Bestimmtheit einer neuen Auflage entgegengesehen

werden durfte, sondern es fehlte auch nicht an jüngern Arbeitern, welche es versuchten, manche der dort mehr angedeuteten als ausgeführten Ideen in weiterm Umfange auszubeuten. Ich hebe in dieser Beziehung die „Pharmakodynamik" von Dr. van Maak hervor, welche in ihrer Richtung wesentlich meinen Gedanken sich anschloß, und ebenso kam Professor Lehmann zu mir und brachte den ersten Entwurf seiner Chemie, welcher das vorzüglich zu vervollständigen bestimmt sein sollte, was über die Mischungsverhältnisse der lebendigen Körper von mir nur im allgemeinen hatte berührt werden können. Eine Art etwas gespenstischen Doppelgänger aber erhielt ich endlich an einem gewissen Herrn K...... in B., welcher mich mit enkomiastischen Briefen überhäufte, in denen er theils seine Schicksale mittheilte, zugleich meinen Einfluß für deren Verbesserung anstrebend, theils seine Werke bei mir einführte, welche häufig zum größten Theile aus Plagiaten an den meinigen herangewachsen waren. Der Mann hatte nämlich eine seltene Productivität und eine enorme Leichtigkeit, über die verschiedensten Gegenstände Bücher zu machen. Er vertraute mir, daß er schon eine Anzahl Romane geschrieben und gelegentlich noch schreibe, zwar ohne seinen Namen, aber nicht ohne einen Theil seines Unterhaltes davon zu entnehmen; und dabei schrieb er nun gleichzeitig auch physiologische und anthropologische Schriften; auch eine „Histologie", worin denn oft geradezu die frappantesten Gedanken fremder Bücher, und namentlich meiner „Physiologie" dargelegt und ausgesponnen wurden, immer jedoch dabei geschickterweise so gewendet, als flösse all das aus seinem eigenen Geiste, dergestalt, daß ich am Ende doch, erst in aller Güte, dann aber alles Ernstes gegen dergleichen mich verwahren mußte. Nach den letztern Explicationen hörten dann zwar die Briefe auf, das Ausbeuten dagegen ist auch späterhin fortgesetzt worden, sodaß ich z. B. noch in meiner „Denkschrift über die verschiedene geistige

Befähigung der einzelnen Menschheitstämme" nöthig hatte, meine von ihm als sein Eigenthum verwendete Eintheilung der Menschengeschlechter in Tag-, Nacht- und östliche und westliche Dämmerungsvölker, als nur von mir ausgegangen, mir zu vindiciren. Kurz, unter den vielen Buchmachern und zugleich Freibeutern der Neuzeit hat er jedenfalls den traurigen Ruhm, einer der thätigsten und unermüdlichsten zu sein.

Soll ich übrigens bei dieser Gelegenheit, nachdem nun nicht nur jene erste Ausgabe meiner „Physiologie", sondern auch eine später mit Sorgfalt bearbeitete zweite Auflage derselben weit hinter mir liegen, mich noch einmal über dies Ganze aussprechen, so kann ich zwar nicht verkennen, daß dasselbe in Beziehung auf die jetzt mit hauptsächlichem Eifer fortgesetzten mikrologischen Forschungen über Form und Mischung des menschlichen Organismus, schon damals manche Mängel verrieth, und natürlich gegenwärtig deren noch weit mehr verrathen muß, allein bei alledem glaube ich entschieden behaupten zu dürfen, daß in der Gesammtheit dieses Buches eine gesündere und angemessenere Ansicht des Lebens herrschte, als sie in fast allen übrigen, zum Theil mit so enormem Material überhäuften Physiologien damals gefunden wurde, und daß auch über das Wesen der einzelnen Lebensfunctionen hier Ansichten und Aufschlüsse gegeben worden sind*), welche insbesondere dem Arzte erfolgreicher und förderlicher erscheinen müssen, als sie gewöhnlich sonst ihm geboten worden. Es war jedenfalls wirklich für eine geraume Zeit das letzte philosophisch erfaßte Werk über die ganze ungeheuere Aufgabe, den Wunderbau

*) Ich rechne dahin namentlich die von mir zuerst als „photographisch" aufgestellte Theorie des Sehens (vgl. Physiologie, 2. Ausg., II, 428), welche später von einem bedeutenden Augenarzte, Dr. Heymann, in einer Abhandlung (vgl. Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie vom Jahre 1830) in zweckmäßiger Weise weiter ausgedeutet worden ist.

der menschlichen Organisation, in seinem fortwährenden Werden, zur Anschauung zu bringen, und wenn einmal wieder die Zeit kommt, da man allgemeiner gewahr werden wird, daß der Geist des Menschen seinem eigenen höhern Wesen nach sich nicht an dem allein genügen lassen kann, was zunächst durch die Phantasmagorie der Sinne ihm vorgespiegelt wird, sondern daß er bestimmt ist, hinter allem Sachlichen dem Ursachlichen nachzuspüren, und auch darüber ein entschiedenes Schauen zu erreichen, so wird es wol nicht fehlen, daß man zugleich den Bestrebungen, welchen ich nun schon ein halbes Jahrhundert nachgehe, und welche sich in diesem „System der Physiologie" ganz besonders concentrirt hatten, wieder genügende Anerkennung gewähren wird.

Während ich denn nun in dieser Weise nach gewohnter Art von Tag zu Tag thätig mich bewies, bereitete sich ein Ereigniß vor, welches auf einmal und für längere Zeit dem Kreise dieser Thätigkeit mich entrücken und einen ganz andern mir anweisen sollte. Unser gesammtes königliches Haus befand sich nämlich bereits seit Monaten durch Nachrichten vom toscanischen Hofe in Unruhe versetzt, Nachrichten, welche von einem längern und ernstern Erkranken der ältesten Tochter des Großherzogs, der Erzherzogin Karolina, meldeten. Viele dieser Berichte wurden mir mitgetheilt, und ich wurde gewöhnlich um so mehr aufgefordert darüber mich auszusprechen, als ich das Glück gehabt hatte, vor mehrern Jahren die jüngere Schwester der Kranken, Prinzeß Auguste, welche ihre Tante, die verwitwete Frau Großherzogin Marie, damals hierher gebracht hatte, von einem drohenden Brustleiden wiederherzustellen. Nach und nach mochte nun, eben weil die Krankheit der Erzherzogin Karolina denselben Charakter, nur entschiedener, angenommen hatte, der Wunsch rege geworden sein, zu versuchen, ob eine Behandlung im Sinne der deutschen Medicin vielleicht kräftiger wirken und dem Leiden festere Schranken

entgegenzustellen im Stande sein möchte, als die bisherige Behandlung durch italienische Aerzte; kurz! in der Mitte des Februar theilte mir der König mit, daß es des Großherzogs und sein eigenes Verlangen sei, daß ich mich nach Florenz verfüge, um die Leitung dieser Behandlung zu übernehmen. Der Auftrag war ebenso ehrenvoll als schwierig, zumal da bereits die bisherigen Berichte nichts Gutes ahnen ließen, allein sich ihm zu entziehen, war unter diesen Verhältnissen keine Möglichkeit, und es blieb mir sofort nichts anderes übrig, als meine Geschäfte in Ordnung zu bringen und bald auf die Abreise zu denken.

Ich verließ Dresden den 25. Febr. abends, um erst den 4. Mai dahin zurückzukehren. Ein Tagebuch dieser Reise, die manche merkwürdige Erfahrung mir heranführte, findet sich in meiner „Mnemosyne" abgedruckt. Leider waren die Resultate derselben in ärztlicher Beziehung nicht erwünschter Art, und konnten es nicht sein, da bereits entschiedene Cavernenbildung in den Lungen der Kranken vorhanden war. Bei alledem hatte ich die Freude, als ich im April Florenz verlassen mußte, die Prinzessin etwas gekräftigt und beruhigt zu sehen; es war indeß nur vorübergehende Erleichterung; sie starb im October, und nur ein wichtiges Resultat ließ sich jedenfalls aus diesem Vorfalle für die Heilkunde ziehen, nämlich: „daß auch da, wo entschiedene Anlage zur Phthisis vorwaltet, eine rechtzeitige gründliche Behandlung sie unschädlich zu machen im Stande ist." Der Fall war der: Die Mutter der Prinzeß Karolina von Toscana war die Schwester unsers Königs, hatte erst später Zufälle von Lungenleiden gezeigt und war ihnen bald nach der Geburt eines dritten Töchterchens erlegen. Von den drei Prinzessinnen hatte sonach die jüngste die Krankheit der Mutter am entschiedensten geerbt, und wirklich starb sie schon im fünften Lebensjahre an völliger tuberkulöser Schwindsucht. Die nächstältere Prinzeß Auguste, später Ge-

mahlin des Herzogs Luitpold von Baiern, war es sodann, welche, im zehnten Lebensjahre (wie ich oben bemerkte) von ihrer Tante mit nach Dresden gebracht und mir in Behandlung übergeben wurde, eine Behandlung, die dann in Italien noch sechs Jahre ihrem Wesentlichen nach fortgesetzt worden ist, und deren Resultat es genannt werden muß, daß die Prinzeß später als glückliche Mutter gesunder Kinder sich lange eines bleibenden Wohlseins erfreute. Die älteste der drei Prinzessinnen nun war jene Kranke, zu welcher ich jetzt nach Florenz gerufen wurde; sie hatte offenbar am wenigsten Disposition zur Phthisis von der Geburt mitgebracht, allein gar nichts war früher geschehen, diese Anlage zu heben, und im 18. Jahre wurde sie somit wirklich unrettbar das Opfer derselben! Gewiß eine sehr merkwürdige Folgereihe!*) Wer dergleichen mehreremal zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, wird über die unleugbare Macht eines wohlgeordneten Heilverfahrens, selbst eine so tief eingepflanzte Krankheitsanlage zu zerstören, gewiß nicht mehr zweifelhaft bleiben können!

Uebrigens sollte ich, ehe ich diesmal Dresden verließ, noch einen wahren Kummer erfahren, indem ich es durch keine angewandte Sorgfalt und Mühe verhindern konnte, daß meines theuern Freundes Tieck älteste Tochter, die vielbegabte Dorothea, infolge der Masern und eines daran sich unmittelbar anschließenden typhösen Fiebers, ihm, und zugleich eigentlich uns allen, durch den Tod entrissen wurde. Die jüngere Tochter, Agnes, war ebenfalls masernkrank, kam aber glücklich durch. Tieck war tief erschüttert, und doch hatte er die Kranken selbst gar nicht besucht, was ihm denn vielfach als Egoismus und Härte ausgelegt wurde, und mir freilich auch durchaus gegen

*) Der Fall ist mit ausführlicher medicinischer Beurtheilung späterhin in meinen „Erfahrungsresultaten“, welche 1859 in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen sind, jedoch ohne Namen der Kranken, aufgenommen worden.

die Natur gewesen wäre; aber wer will in Sachen des Gefühls dem Andern Gesetze geben! Ist es nicht vielleicht so, daß manche sehr sensible Natur es überhaupt nicht erträgt, ein geliebtes Leben noch im Stande der beginnenden Auflösung zu sehen, während eine andere, stärker liebende und weniger empfindliche, sich noch an den letzten Schatten mit Zähigkeit anklammert? Dorothea war seit langen Jahren zugleich sehr intim mit Frau von Lüttichau, und so erwuchs auch dieser, kaum von eigenem schweren Erkranken etwas sich erholenden Freundin, ein tiefer Schmerz aus einem so tragischen Falle. Kurz ich reiste sehr verstimmt ab und ließ viel Betrübte hinter mir. Es gehörte die ganze Fülle des Frühlings, wie er mir schon im März in Florenz entgegenlachte, dazu, doch endlich alle diese traurigen Bilder wieder zu verscheuchen! Ich schrieb daher aus dieser Blütenstadt: „Auch nach dem fernen jetzt in Schnee und Nebel gehüllten Schlesien hinüber sei von hier aus ein Gruß gerufen! von hier, wo der Frühling schon mit aller Macht eingezogen, und der Rasen mit Anemonen bedeckt ist, wo Pfirsichen und Aprikosen blühen, und immergrüne Eichen, Lorbern und Oelbäume so gar kein Winterbild aufkommen lassen! Diesen ganzen Winter hindurch hat man in Florenz selbst keinen Schnee gehabt — während ich jetzt noch vor Wien durch ausgeschaufelte Alleen von drei Ellen hohen Schneemassen halbe Tage lang gefahren bin! — O dies Bello Sguardo, dieser Giardino Boboli! und dieser Blick auf die Kette des Apennin! an welcher einzelne leuchtende Schneefelder nur noch als Decoration in weiter Ferne erscheinen! möge ich dies alles nicht zum letzten mal gesehen haben!“

So war ich denn also, wie gesagt, im Mai, mit vielerlei Schätzen ideeller und materieller Art beladen*), glücklich wieder

*) Unter anderm brachte ich als Ehrengeschenk des Großherzogs 500 Dukaten heim, nebst einer sehr werthvollen goldenen mit Diamanten besetzten Tabatière.

in Dresden eingetroffen, wohin jetzt auch mein Sohn, der indeß in Leipzig zum Doctor promovirte, zurückgekommen war, und genoß nun des deutschen Frühlings, nachdem ich erst in Florenz des italischen, und auf dem Rückwege des tiroler Frühlings mich erfreut hatte. Nicht lange war ich zurück, als mancherlei gelehrte Freunde bei mir einsprachen. Zuerst nenne ich Otto, welcher wieder kränker ankam und Zeichen genug an sich trug, daß das Maß der Existenz bald für ihn abgelaufen sein würde. Bei alledem war er munter und ganz wie gewöhnlich, von unerschöpflicher Suada. Nächst ihm interessirte mich Rudolf Wagner, eigentlich damals schon in vergleichender Anatomie und Physiologie mein glücklicher Rival, jedoch (wie er gern bekannte) selbst erst entschieden am Leitfaden meines „Lehrbuchs der Zootomie" herangewachsen, und in seinem Aeußern von angenehmen Formen. Ebenso machte ich die Bekanntschaft eines Dr. Gros, welcher, in Berlin lebend, die Absicht zeigte, mein „System der Physiologie" ins Französische zu übersetzen, sobald eine deutsche Buchhandlung sich dafür interessiren würde. Der Plan ist indeß niemals ausgeführt worden.

Einen interessanten Zuwachs zu Dresdens architektonischen Schönheiten fand ich übrigens bei meiner Rückkehr hier vor, es war das neue Theater! Reich und bequem in den besten Verhältnissen, und im ganzen nach sehr origineller Anlage, war es in einigen Jahren nach Semper's Plänen heraufgestiegen und während meiner Abwesenheit mit Goethe's „Tasso" glänzend eröffnet worden. Meine Beziehung zu der Familie des königlichen Intendanten, Herrn von Lüttichau, verschaffte mir die freundliche Einladung, die Loge desselben öfters zu benutzen, und wie manchen und großen künstlerischen Genuß hatte ich nicht seitdem diesem bequemsten der Plätze zu danken! Zunächst war mir unter manchen anderm merkwürdig, Mademoiselle Georges, jene damals freilich schon sehr passirte Größe des französischen Theaters, von dort noch einigemal zu sehen,

und trotz ihres übermäßigem Embonpoint und der nur mäßigen Unterstützung durch ihre Truppe, mußte man doch sagen: diese Leute verstanden das Handwerk und hatten längst das Stümperhafte abgelegt, das hin und wieder auf deutschen Bühnen mich so vielfältig verdrossen hatte. Die Gesellschaft gab neben einigem sogenannten Classischen, auch „La Tour de Nesle", eins jener Sprößlinge aus den Schulen Victor Hugo's, und wir hatten freilich alle Ursache, den Himmel anzurufen, nicht zu viel von dieser neuen gallischen Art über den Rhein herüberzulassen! Um so mehr Freude machte es deshalb noch, die Ungher und den berühmten Tenor Moriani, deren beider persönliche Bekanntschaft ich schon in Florenz gemacht hatte, noch einmal hier im selben Sommer in einer italienischen Oper, und namentlich in der „Lucretia Borgia" all den Reichthum an Stimmitteln und Stimmcultur entfalten zu hören, der mich an ihnen schon in Florenz entzückt hatte. Die Ungher-Sabatier wurde auf diese Weise zugleich für ein Jahr einigermaßen einheimisch in Dresden, und da ich mich veranlaßt fand, hier und da als Arzt ihr nützlich zu sein, so gab dies wieder einigemal Gelegenheit, daß sie, um mir sich dankbar zu zeigen, unsere Musikabende durch ihr großes Talent in wahrhaft dankenswerther Weise verschönte. Kurz die Erinnerungen an Italien klangen in solcher Art sehr lange nach.

Sowie ich übrigens wieder etwas mehr zur Ruhe gekommen war, tauchten natürlich auch meine Vorarbeiten zu dem obgedachten Buche über Goethe wieder heller aus dem Dunkel hervor, wohin die Störung der Reise sie verwiesen hatte, die vergilbten Briefe und Papiere wurden aufs neue durchgesehen, mit manchem andern verglichen, und so kam ich denn auch oftmals auf das dicke Riemer'sche Buch über Goethe zurück, ohne mich jedoch irgendwie recht daran erfreuen zu können. Ich schrieb damals darüber: „Bei manchem Interessanten ärgert mich doch das Buch in vieler Beziehung,

und ein anderer hätte wol leicht etwas Tüchtigeres gegeben. Es ist zuweilen als müßte dieser Name an «Leder» erinnern! Sucht man doch vergebens nach so recht pünktlicher historischer Mittheilung, vergebens nach Aufschluß über manche Verhältnisse, deren Einwirkung auf Goethe man klarer kennen möchte, vergebens auch nach genauen Angaben über irgend noch vorhandene handschriftliche Schätze — und aus dem persönlichen Umgange, wie viel Wichtigeres hat da Eckermann mitgetheilt! Gewiß! um nur eine dergleichen Zusammenstellung aus großentheils längst Gedrucktem zu geben, da hätte auch einer ausgereicht, der Goethe nie gesehen hatte, und doch! so groß ist der Zauber dieser Persönlichkeit, daß man immer wieder mit Interesse und Anregung in dem Buche liest!"

Bei alledem sollte es mir indeß noch nicht sobald gelingen, mit meiner Goethe-Arbeit zu Stande zu kommen, auch der Sommer forderte wieder seine Rechte, im Augustmonat sollte ich meinen Dienst in Pillnitz wieder antreten, vorher waren noch einige Ausflüge verabredet, dabei hatte ich vielfältige Consultationen mit durchziehenden Fremden, kurz! kaum vorgenommen, mußte die Arbeit immer wieder zurückgelegt werden.

Was die Ausflüge betraf, so führte der eine meinen Sohn in die böhmischen Bäder, um dem neugeschaffenen Doctor diese großen Mittel unserer Kunst, die Ziele der Pilgerfahrten von Tausenden Leidender, durch eigenen Augenschein kennen zu lehren, der andere brachte uns andere in die seltsamen Gebirgsgegenden um Zittau, ließ mich, wie vor einundzwanzig Jahren, wieder die Schönheiten des Oybin bewundern, woran diesmal auch Frau und Töchter theilnehmen sollten, und gab uns allen dann noch einmal einen heitern Ruhepunkt auf der großen Standesherrschaft des Grafen Einsiedel im Schlosse Reibersdorf, wohin unsere vieljährige Freundin, die Gräfin, schon so lange und oft uns vergeblich eingeladen hatte.

Es war mir diesmal besonders interessant, den Meinigen hier so recht den vollen Begriff von der sonstigen großartigen „vie de château" des alten reichen sächsischen Adels geben zu können. Denkt man, was dies schöne Schloß, mit bequemen Park, Ananas- und Gewächshäusern und reichen Jagden sonst war, als hier noch die große Bibliothek und die kostbaren Kupferstichsammlungen sich befanden, so hatte man wirklich alles vereinigt, was einen höhern Lebensgenuß zwar bei weitem nicht allein herbeiführt, aber ihn doch gar wohl vorbereiten oder vervollständigen könnte. Während nun da die Meinigen aller möglichen guten Pflege sich erfreuten, benutzte ich die Gelegenheit, nebenbei noch einen besondern Ausflug auf den Hohwald zu machen, eine hohe Basaltgruppe, welche mehr wie viele andere geeignet ist, auf die in den mittlern Bildungsperioden des Erdkörpers vielbewegten und mannichfaltig gehobenen Gebirge des Böhmerlandes einen umfänglichen Blick zu thun. Alle kehrten wir endlich erfrischt und gekräftigt, und dankbar für so sehr freundliche Aufnahme, wieder nach der Villa Cara zurück.

Für die pillnitzer Villeggiatur, wohin wir bald nachher übersiedelten, hatte ich mir besonders die Ausarbeitung des letzten italienischen Tagebuchs vorbehalten, und kam denn auch großentheils wirklich damit zu Stande, nicht ohne daß mannichfaltiges Vorlesen aus den fertig gewordenen Bogen anregend mit für die Vollendung gewirkt hätte. Theils nämlich waren die Meinigen selbst begierig, vieles mündlich und brieflich schon Mitgetheilte nun völlig geordnet vorgelegt zu erhalten, theils hatte ich bei Hofe einigemal daraus zu lesen, und endlich war diesen Sommer auch Frau von Lüttichau nach Pillnitz und in unsere Nähe gezogen, um von schwerem langen Kranksein gründlicher sich zu erholen; sie, die an Mittheilung aller poetischen Productionen Tieck's so lange gewöhnt gewesen war, und somit auch diese Schilderungen aus dem Lande der Poesie

mit feiner Empfindung aufnahm. Hatten wir doch übrigens alle, als wir zum Herbst wieder zur Stadt kamen, Tieck's Abwesenheit, der jetzt in Berlin vom Könige festgehalten und vielfach fêtirt war, sehr zu beklagen. Er war so lange das vollgültige Gegengewicht und der beste Damm gegen verwässertes poetisches Unwesen der Theodor Hell und Consorten gewesen, seine Lektüren hatten so vielfältig strahlend, licht- und wärmeverbreitend, gewirkt, daß man sich ohne ihn nur schwer wieder recht in der Stadt eingewöhnen konnte.

Dabei drohte mir auch noch der Verlust eines andern Freundes! Professor Förster, ein treues, liebevolles und reich-poetisches Gemüth, etwas weich, aber geistig immer frisch und von vielen Kenntnissen. Er, mit dem ich auch bei unserm fürstlichen Dantophilen so oft, namentlich über italienische Literatur, verkehrt hatte, er ging im Herbst an einem innern chronischen Leiden sichtbar dem Grabe entgegen. Noch in diesem Sommer hatte er seine Uebersetzung der „Vita nuova" des Dante vollendet und sie mir gütigst dedicirt, jetzt aber sanken nun seine Kräfte zusehends, und im December, nur 58 Jahre alt, war er eine Leiche.

O! schon das macht die Lebenskunst zu einer der schwersten Aufgaben, daß man, je weiter man auf dieser Rennbahn vorrückt, und je mehr man nun eigentlich bei abnehmender Jugendkraft der treuen geprüften Freunde bedürfte, gerade immer mehr und mehr derselben verliert, und somit nothwendig darauf hingewiesen ist, neue Verbündete heranzuziehen, zu einer Zeit, wo so vieles sich vereinigt, uns selbst und andere eben dazu weniger geneigt und geeignet zu machen. Wem dann es nicht gegeben war, zu rechter Zeit einer aushaltenden und vollgültig der Seele verwandten Natur zu begegnen und sie für längere Jahre fest sich zu verbinden, der wird freilich, kann er anders nicht, wie schon Jean Paul es verlangte, ganz und gar auf sich selbst ruhen, „gleich als auf einem Berge zum

Umschauen", nur schweren und peinlichen Tagen auf der letzten Lebenshöhe entgegengehen!

Als ich endlich das italienische Tagebuch abgeschlossen vor mir hatte, auch die Goethe-Briefe geordnet und bevorwortet waren, und die kurzen Tage mich immer mehr an den Schreibtisch fesselten, drängte sich sofort abermals eine neue Aufgabe hervor, die von da an wieder einige Jahre mich festhalten zu sollen bestimmt schien. Nachdem mir nämlich schon früher mein alter Freund Fleischer mitgetheilt hatte, daß der schnelle Absatz der ersten Ausgabe meiner „Physiologie" sehr bestimmt darauf deute, daß in einiger Zeit an eine neue Auflage gedacht werden müsse, erwachte natürlich der Wunsch lebhaft in mir, durch nochmaliges gründliches Durcharbeiten des Werkes immer noch mehr daran zu runden, und ihm somit zuletzt alle die Vollendung zu geben, die ich überhaupt ihm irgend zu geben im Stande wäre. Dazu besuchten mich in diesem Spätherbst noch zwei tüchtige Physiologen — freilich von anderer, und fast ausschließend mikrologer Richtung — nämlich Purkinye (damals noch in Breslau) und Remak (aus Berlin.) Wie man denken kann, ergaben sich sogleich hierbei Tag für Tag vielfältige Controversen, aber es waren ernste wohlwollende Männer, und so folgte man gern ihren Einwürfen, und beeiferte sich umständlich ihnen gerecht zu werden, sodaß ich dann nach allen Seiten hin immer tiefer in diese Materie eingeführt und dort bleibend festgehalten wurde, was nun allerdings eigentlich nicht anders als vortheilhaft für jene Ueberarbeitung hätte ausfallen sollen. Ich schrieb über den durchaus philosophischen und genetischen Charakter, den ich immer bestimmter dieser Arbeit aufzudrücken suchte, damals: „Ich überzeuge mich mehr und mehr, daß gerade jetzt ein solches Gegengewicht gegen die blos mikrolog-analytische berliner Schule ein wahres Zeitbedürfniß sei. Es ist wunderbar genug, wie diese Leute so ganz in der Vorstellung befangen sind, das Mikroskop könne das Geistesauge

der Seele selbst ersetzen! aber es wird ihnen schon noch nach und nach deutlich werden, daß es doch das Problem nur immer weiter zurückstellen heißt, wenn man von der Frage nach der Bedeutung der Gesammtform sogleich übergeht auf die Frage nach der Bedeutung der letzten einzelnen überhaupt sichtbaren Zelle; das ursprünglich Bewegende liegt dann doch immer noch weit hinter all diesem! Vielleicht wird indeß auch ein solcher Umweg nicht ohne einigen Nutzen bleiben!"

Nicht unbemerkt will ich ferner lassen, daß die letzten schönen Herbsttage dieses Jahres mich noch einmal nach Leipzig geführt hatten, wo manches Naturhistorische und Pathologische durchzusehen war, und wo nebenbei auch die Ausstellung mich interessirte, obwol ich mehr und mehr anfing einzusehen, woran es doch eigentlich der modernen Kunst überhaupt fehle. Jenes tiefe in sich selbst Brüten der meisten alten Künstler nämlich, jenes gleichsam nur wie durch Naturnothwendigkeit bedingte Produciren, weil man nicht anders kann — es verliert sich ja in den Neuern so viel mehr — es mischt sich — sowie in früherer Zeit oft das Handwerk, so in der neuern weit mehr die Industrie und das Elegante des Maschinenwesens hinein, und das war freilich nun auch hier genugsam zu bemerken. Andere und vielfältig bessere Gedanken erregte mir daher damals wie in alter Zeit ein Gang durch das Rosenthal, an einen dieser feinen herbstlichen Morgen! Schon fielen die gelbbraunen Blätter der Eichen in Massen, Tausende der alten knorrigen Aeste streckten aus blaulichem Duft und von hübschen Streiflichtern überstrahlt, wie zum Gruß ihr letztes Laub mir entgegen, und wie viel Erinnerungen an all das, was in jungen Jahren ich dort gesonnen und geträumt hatte, tauchten dabei in meinem Geiste wieder auf! Bin ich doch auch später immer aus diesem Walde nur mit eigener innerer Bewegung getreten.

Zuletzt sei denn hier auch wieder einmal besonderer literarischer Erscheinungen meiner Mußestunden gedacht! denn niemand, der die Entwickelung seiner Existenz schildern will, darf es unterlassen, von Eindrücken dieser Art fortlaufende Rechenschaft zu geben, immer daran gedenkend, daß ein Buch oftmals ganz ebenso mächtig in Vorgänge und Entscheidungen eines Lebens eingreifen kann, als Begegnungen mit lebenden Menschen oder sonstige äußere Schicksale. So gedenke ich denn hier zuvörderst daran, daß in jenen Tagen das merkwürdige schöne Werk des alten Gottfried von Strasburg: „Tristan und Isolde", mir zuerst bekannt wurde und vielfältig Bewunderung abgewann. Es begegnete mir zuerst in der Bearbeitung Immermann's, welche mir von Frau von Lüttichau verehrt wurde. Später kam ich auch dazu, die Urform selbst, in der Halbübertragung von Kurz kennen zu lernen, und darin erst drängte sich mir die rechte und volle Schönheit der Dichtung ganz entgegen! Kann man doch dies merkwürdige Werk nie vollgültig in sich aufnehmen, ohne daß es wie der Frühling auf die Erde wirken und Blumen da noch erschließen muß, wo nur eben zuvor noch einfach graue Flächen gesehen worden waren. Wie aber einerseits jener alte Minnesänger alle Fasern des Gemüths bewegte und alle Poesie des Mittelalters aufrief, so war ich damals von ganz anderer Seite durch Spinoza wieder, bei Gelegenheit der Uebersetzung und Biographie desselben durch Auerbach, im Denken auf eigenthümlichste Weise angeregt. Ich schrieb darüber: „In diesem stillen tiefen Geiste hat sich doch die Welt eigentlich schon ganz in dem Sinne, wie er in meiner «Physiologie» aufgefaßt ist, widergespiegelt! «Denken und Ausdehnung innerhalb der ewigen Substanz Gottes», es ist jedenfalls im Grunde schon dasselbe, was ich dort unter den Namen «Idee und Aether, als die ewigen Offenbarungen eines höchsten göttlichen Myste-

riums» zu bezeichnen versucht habe. Schön ist dabei der vollendete Frieden einer reichen sich innig in Gott fühlenden Seele, wie sie in Spinoza erscheint! O gewiß! wen einmal dieses Geheimniß ganz erfüllt hat, dem liegen fortan die Stürme des Lebens tief unter seiner Region!" Es ist mir ja übrigens auch späterhin merkwürdig geblieben, wie verschieden dieser mächtige Geist von jeher von verschiedenen aufgefaßt und gedeutet worden ist! — denn, es ist nicht zu verkennen! unsere modernen Sensualisten und Materialisten, wenn sie überhaupt noch an Philosophie denken; halten zwar im ganzen die des Spinoza, wegen ihrer abstracten Formen noch immer für die allervernünftigste und bequemste, haben aber dabei in sich keineswegs die Vorstellung eines solchen lebendigen und sozusagen substantialen Denkens (welches eben göttlicher in Frieden und Klarheit ruhender Geist selbst ist), und ebenso wenig von einer substantialen und lebendigen Ausdehnung, wie sie gleichfalls in Spinoza gedacht war, sondern ihre Vorstellung ist vielmehr meist nur die eines trockenen abstracten Schematismus von Denken und Ausdehnung, welcher an sich freilich nie erfrischend und belebend wirken kann, und zuletzt geradezu gleichgültig läßt. Man könnte hierüber vielleicht am kürzesten sagen: Dem Spinoza war „Denken" ein Substantivum, während ein flacher Materialismus es immer nur als Zeitwort kennt.

Endlich tauchte denn auch Tieck aus seinem berliner Königshause noch einmal unter uns auf (freilich um im nächsten Jahre nun ganz dorthin zu entschwinden), und riß mich wieder durch sein schönes Lesen gewaltsam zu Shakspeare und Sophokles hin, als zu den Häfen, in denen man von dem Verschiedenartigsten überhaupt, und so auch von der verschiedenartigsten Literatur allezeit beglückt und erhoben, am besten ausruht. Er las noch immer trotz der hohen Jahre

mit voller Kraft und Ausdauer; hätte ich ihn nur recht oft hören können!

Jetzt eröffnete sich nun das Jahr 1842, und gleich an seiner Eingangspforte trug es abermals eine wahre Prachterscheinung, welche mir immer noch von Zeit zu Zeit wie ein Zauberbild in der Erinnerung aufblitzt. Diesmal war es die Schröder-Devrient selbst, die sich vorgenommen hatte, mir zum 3. Jan., als Dankeszeichen für manchen ärztlichen Rath, eine plastisch-mimische Vorstellung zu schaffen, und man kann denken, daß, wenn eine solche Künstlerin und eine solche Gestalt es unternahm, Geist und Auge zu erfreuen, etwas wahrhaft Außerordentliches zu Stande kommen mußte. Wirklich waren alle Künstleraugen auf das prächtigste befriedigt, als wieder in dem obern weißen Salon, wo man im vorigen Jahre die neun Musen gesehen hatte, ein leichter Vorhang sich theilte und „Niobe" erschien von einer Kindergruppe umgeben im ganzen Stolze und voller Schönheit der glücklichen Mutter. Die Erscheinung war in Plastik der Formen, Gewandung und vollendetem Ausdruck des schönen Kopfes ganz außerordentlich, und die Künstler empfanden es besonders mit Dank, daß selbst der schön gebildete Fuß nackt und nur mit zierlicher Sandale locker bekleidet sichtbar wurde. Das zweite, dritte und vierte Bild zeigte dann Niobe, welcher schon einzelne Kinder von den Pfeilen der zürnenden Gottheiten getroffen waren, und die entsetzt die andern zu bergen sucht. Das letzte Bild aber gab die von den sämmtlichen Kinderleichen umgebene Mutter, im tiefsten Schmerz, fast zur Versteinerung schon vollkommen erstarrt. Auch hier war alles durchaus groß, gewaltig und tragisch schön! Zum Schluß endlich (gleichsam um die böse Deutung zu verscheuchen, die leider doch nicht ganz ausbleiben sollte), sahen wir dann noch Hygiea mit Schale und

Schlangenstab, auch leuchtend und schön, gleichsam allen den Trank der Genesung entgegenbringend.

Wir konnten nur ausrufen:

Ihr glücklichen Augen
Was je ihr gesehn
Es sei wie es wolle
Es war doch so schön!

Gewiß! es können Jahrhunderte vergehen, ehe wieder ein so großer plastischer Geist, und in einer so schönen Gestalt, sich zu offenbaren vermag!

II.

Auch fernerhin begegnete noch manches Gute nach andern Richtungen! So namentlich wuchs meine kraniologische Sammlung fortwährend! Schubert aus München sendete mir jenen merkwürdigen Mumienschädel aus den ältesten Gräbern von Memphis, welchen ich später in den kranioskopischen Heften (wozu in diesem Jahre nun auch schon der Grund gelegt wurde) abgebildet habe. Von fremden Nationen kaufte und tauschte ich viele Schädel ein, merkwürdige lebende und todte Köpfe wurden geformt (selbst die Schröder-Devrient entschloß sich zu dieser nicht ganz angenehmen Operation) und überall übte sich Blick und Messung so, daß viele neue Resultate einer umsichtigen Vergleichung und sorgfältigen Erwägung erfreulich hervortraten.

Was die Literatur betrifft, die in dieser Zeit meine Mußestunden beschäftigte, so gedenke ich aus derselben insbesondere noch der „Reisen im Orient" von Prokesch von Osten, und zwar deshalb, weil sie mich zu Betrachtungen anregten über das Verhältniß von Poesie und Wirklichkeit, in einer Weise, wie ich anfangs kaum geglaubt hätte, daß sie mir gerade von daher kommen könnten. Der Fall ist aber der, daß gelegentlich in diesem Buche eine ausführliche und sehr gegenständlich gehaltene Schilderung von der Ebene von Troja vorkommt. Der Berg, auf dem die Stadt lag, das weite vom

Skamander durchströmte flache Land bis zum Meere, sowie die Vorsprünge der Küsten, es tritt alles sehr deutlich vor das geistige Auge, aber im ganzen mehr landkartenartig und durchaus breit und groß! Ich schrieb davon damals: „Es geht mir bei diesen Dingen höchst seltsam! Es werden mir hier die Höhen, auf welchen Troja lag, und der Skamander, wie er da herab sich windet, und die Küste mit ihren schilfigen Buchten, jetzt zum ersten mal als Naturbilder gegenständlich! Nun lebten aber diese Dinge mir früher nur als Schemen — als die (wie auf einem Basrelief) nur eben angedeuteten Felsen, Wellen und Mauern; all dies war in meiner Seele gleichsam ein bloßer Hintergrund zu den Götter- und Menschengestalten! — und jetzt drängen nun einander in fast unbequemer Weise diese Schemen und jene Naturbilder! Die Menschen erscheinen auf einmal klein, während die Natur groß wird, und ich unterscheide nun von oben herab mit dem Geistesauge gleichsam die Scharen der kämpfenden Helden fast nur noch als Pünktchen auf dem großen Blachfelde, und fühle somit heute zum ersten mal durch Naturwahrheit mich wahrhaft belästigt! Ist das nicht ein wunderliches Begegnen?"

Es ist mir späterhin mit andern Landesbildern wol auf ähnliche Weise gegangen, und ich muß mich allerdings wundern, dieses sonderbare Verhältniß noch von niemand sonst erwähnt gefunden zu haben. Denn liest man z. B. eine Schilderung der Umgegend von Athen und des Hügels von Kolonos, wie sie in weiter und breiter Ausdehnung den darauf wandelnden Menschen fast ganz verschwinden lassen, so kommt die Phantasie sogleich in seltsamen Widerspruch, wenn sie damit die gewaltige tragische Größe des Oedipus, wie er dort dem Tode entgegengeht, vereinbaren soll; ja fast noch seltsamer stimmt das weite Meer und Sicilien und seine in der Natur so mächtige Brandung der Charybdis, mit der Schilderung Homer's von den Abenteuern des Odysseus an dieser Küste. Bei dem

Dichter erscheint das Ganze so klein, daß der Held von Ithaka sich an dem über den Strudel aus dem Felsen wachsenden Feigenbaume so lange hinaufschwingen kann, bis der Meeresschlund sich wieder geschlossen hat und die Wellen wieder aufwärts spülen, als ob es gleichsam nur eine Wasserbewegung in einem kleinen Weiher wäre über welcher die Zweige schwanken, durch alles dies tritt jedoch der Held nun freilich selbst stets um so größer heraus! Gewiß, man kann an solchen Verhältnissen recht merken, wie die Kunst so ganz etwas anderes sein soll als die Natur, und man darf dies immer wieder mit den schönen Worten bezeichnen:

Was künstlich ist verlangt geschlossnen Raum,
Natürlichem genügt das Weltall kaum.

Beiläufig las ich auch Uhland's „Sagenforschungen", und schrieb dann davon: „Diese wunderlich ungeheuerliche Nordlandspoesie ist hier in ihrer täppisch-ehrlichen Symbolik zwar recht hübsch entwickelt, ich glaube aber doch, daß, wenn ich einmal dazu käme, mich ausführlicher damit zu beschäftigen, ich kaum im Stande sein würde, ein wahrhaft zustimmendes Wort darüber zu sagen."

Damit ich endlich, bei so viel flüchtigen Bemerkungen, doch auch die tiefer ins einzelne gehende Kritik nicht ganz beiseitelegen möge, fand ich mich um diese Zeit wieder mehrfach veranlaßt, an der „Jenaischen neuen Literaturzeitung" thätigen Antheil zu nehmen. Der damalige erste Redacteur derselben, Geh. Hofrath Hand, dessen Tochter jetzt eben die dritte Frau Rietschel's geworden war, hatte mich nämlich bei seiner Anwesenheit in Dresden dringend eingeladen, seinem Institut, dem er jetzt auf alle Weise wieder Geltung zu verschaffen trachtete, durch meine Theilnahme einige mehrere Unterstützung zu gewähren, und eine Reihe von Recensionen sind denn auch damals aus meiner Feder geflossen, so über Henle's „Allgemeine Anatomie", Nees von Esenbeck's „Naturphilosophie", und

so manches andere. Es war dies ganze Unternehmen jedenfalls als einer der letzten Versuche zu betrachten, in Deutschland ein durchaus ehrenhaftes kritisches Blatt für neuere Literatur aufzustellen und aufrecht zu halten, auch überhaupt die Kritik nur in die Hände tüchtiger, der Sache wahrhaft gewachsener Männer kommen zu lassen. Leider! hat aber dieses ganze Unternehmen nicht weit vorgehalten! und solange das literarische Unwesen und die Menge von Flug- und Unterhaltungsblättern ein ernstes und würdiges Auftreten der Wissenschaft in diesen Regionen überhaupt unmöglich macht, wird wol auch fernerhin kein weiterer Versuch dieser Art gewagt werden.

Seltsam genug war es indeß, daß, indem ich mich somit selbst wieder zum Recensiren herbeiließ, auch meine Werke, und namentlich die „Physiologie", mehrfältig und zwar theils günstig, theils aber auch (wessen ich mich bewußterweise nie schuldig gemacht hatte) entschieden böswillig beurtheilt wurden. Ein solches Los erfuhr z. B. damals meine „Physiologie", und zwar von einem Manne, unter dessen Schriften die populär gehaltenen ganz entschieden nach ebendemjenigen poetischen Schwunge hinstrebten, der mir in meinen „Landschaftsbriefen", „Erdlebenbriefen" und psychologischen Vorlesungen ein so natürlicher geworden war, und den ich überhaupt nirgends habe verleugnen mögen, der mir aber in dieser Recension geradezu als Fehler und Thorheit angerechnet wurde. Merkwürdigerweise hatte ich übrigens viele Jahre später die Genugthuung, von demselben Manne, der hier mich so heftig angriff, angelegentliche Entschuldigungen und Selbstanklagen hierüber zu vernehmen, und konnte es mir da nur um so lieber sein, daß ich mich auch hier nie zu einer Erwiderung hatte hinreißen lassen.

Es kam jetzt der Mai heran und entführte uns Ludwig Tieck, den der König nach Potsdam kommen ließ, von wo er nur noch einmal nach Dresden zurückkehren sollte, um dann im Herbst, bei der völligen Uebersiedelung nach Berlin, jenen gefährlichen Schlaganfall zu erleiden, von welchem er nie ganz sich wieder erholt hat. Diesmal hatte ich ihn noch „Was ihr wollt“ ganz prächtig lesen hören, und verdankte außerdem seinen Gesprächen die erste Hinweisung auf Droysen's Uebersetzung des Aeschylos, die mich denn in stillen Stunden späterhin viel beschäftigt hat. Mich interessirte zumal seine Schilderung des wunderlichen Satyrspiels „Proteus“, und zwar um so mehr, als ich nicht umhin konnte, zu erkennen, wie Goethe von daher so manches für den zweiten Theil des „Faust“ und die „classische Walpurgisnacht“ entnommen habe. „Der alte Schatzgräber hat doch überall eingeschlagen!“ war der Gedanke, der mir hierbei oft vorschweben mußte.

In dieser Frühjahrszeit kam es nun vor, daß wir auch in Dresden einmal eine größere Ausstellung hatten, und zwar für einen neugebildeten Verein, zum Andenken des vor nicht langem verstorbenen Tiedge veranstaltet, jenes Uraniasängers, welcher gleichsam den andern Pol unserer Dichterwelt so lange gebildet hatte. Eine Menge alter, fast vergessener Bildergespenster von Mathäi, Klengel, Hartmann standen da wieder auf und sahen einander gelangweilt an, selbst einiges von Friedrich nahm sich damals schon etwas wunderlich aus, gleichwie einiges Frühere von mir selbst. Sieht man doch bei solchen Gelegenheiten sogleich, wie schnell das meiste veraltet, und wie bald nun das fremdartig werden kann, was eben in seiner Zeit doch so manchen Beifall fand. Aber wie weniges

ist dagegen, was sich wirklich zum Zeitlosen zu erheben vermag! Diesmal erreichten übrigens all diese Sachen wenigstens einen Zweck, nämlich einigermaßen beizutragen zur Bildung eines Unterstützungsfonds für bedürftige Künstler, Dichter und deren Hinterlassene.

Bei alledem fällt mir gegenwärtig noch ein, daß um diese Zeit es sich auch ereignete, daß aus einer kleinen sächsischen Fabrikstadt ein Kaufmann zu mir kam, dem seine wol nur dürftigen Geschäfte Muße gelassen hatten, sich mit allerhand Lektüre, auch naturwissenschaftlicher, zu befassen. So waren ihm denn auch wol einige Sachen von mir, die „Erdlebenbriefe“ und die „Physiologie“ namentlich, in die Hände gekommen, und hatten ihn warm, ja schwindelnd gemacht. Nach seiner Art — ohne alle nöthigen Vorstudien — hatte er nämlich das alles auf seine Weise sich zurechtgelegt, seine Phantasie hatte in bunten Schwankungen ihre kleinen Flügel entfaltet, und Wahres und Falsches untereinander hatte ihn jetzt mit einem mal sich selbst als begabten Forscher empfinden lassen. Durch einen Zufall war er früher mit Regis einst zusammengetroffen, hatte diesen von seiner Begeisterung für Wissenschaft und für meine Wenigkeit gesprochen, und so war ihm der Muth gekommen, mich selbst aufzusuchen, wodurch mir denn freilich nicht geringe Verlegenheit bereitet wurde, da nun einmal in solchen Dingen mit gutem Willen allein so gar wenig geschafft werden kann. Es blieb nichts übrig, als nach einigen freundlichen Worten ihn zu entlassen und ihm eine schwerlich benutzte Warnung mit auf den Weg zu geben. In Wahrheit ist mir (und zwar vielleicht mir gerade mehr als andern, wegen meiner allgemeinern und poetisch lebendigern Weise, auch in wissenschaftlichen Darstellungen) schon öfters aus dergleichen Zudrängen von Unberufenen zu den Mysterien der Wissenschaft mancherlei Noth erwachsen! Scheinen doch die schwierigsten Fragen oft gerade dem Unwissenden nur ein leichtes Spiel, und werden

nicht von Leuten dieser Art Dinge für ganz außer Zweifel erklärt, worüber der Mann von Fach nur mit der größten Behutsamkeit einige Vermuthungen wagt! Solch ein zur Unzeit und nur halb Gelehrter z. B. kann absprechen über die Natur des Sonnenkörpers oder über die Ringe des Saturn, als ob es sich um Rechenpfennige auf seinem Ladentische handelte, und schwer genug wird es dann immer bleiben, ihn zum Anerkennen seiner Unzulänglichkeit nur einigermaßen zu bringen. Ueber den Erwähnten schrieb ich damals: „Der Mann aus B.... ist zu mir gekommen. Mir fiel ein: «Viele Fratzen lockt sein Klang — doch lockt er auch die Schönen.» Ich will damit dem guten Manne nicht zu nahe treten, indeß auf diesem Boden blühen meine Rosen doch nicht. Der Mann hat etwas von einem Geisteskranken. Es ist sonderbar, wie das Bestreben nach Philosophie oft wirklich so als Wasserreis aus einem sonst gänzlich verkrüppelten Stamme heraus sich Luft macht! Ich habe mir deshalb oft fast ein Gewissen daraus gemacht, wenn solche Leute, die das Zeug nicht dazu hatten, meine Bücher lasen! sie können einmal darüber toll werden! und doch! wer soll sie am Lesen hindern?!“ — Im ganzen wird man indeß mit Leuten dieses Schlags immer noch leichter zu Fach kommen als mit manchem andern im Leben selbst! Wurde es mir doch schon damals recht oft deutlich, wie wenige Naturen, mit denen man vielleicht früher einmal sogar ganz gut sich verständigt hatte, solchem Verständniß nun auch für spätere Perioden hinlänglich aushalten! Auch darüber schrieb ich in jenen Tagen: „Es ist seltsam, wie man sich nicht nur aus Epochen, sondern auch aus Menschen herauslebt! Nichtsdestoweniger erhält mein Herz für alle, die mir irgendeinmal wirklich einst näher traten, eine feste und wohlwollende Erinnerung! Mein hiesiger nächster naturwissenschaftlicher Freund, Thienemann, ist jetzt auch, seit man ihn in die Bibliothek gespannt hat, tief hypochondrisch, glaubt hektisches

Fieber zu haben, und ich kann ihn nicht bewegen, zuweilen, wie sonst, mit uns zu essen, da ich aber nicht Zeit habe, öfters zu ihm auf seinen Weinberg hinaus zu fahren, so sehe ich ihn auch fast gar nicht mehr! Dergleichen ist betrübend! Und doch sind es am Ende nur die fortrückenden Abschuppungen und Dehiscenzen des Menschenlebens, zu denen niemand etwas kann!"

Was meine ärztliche Thätigkeit betraf, so hatte ich in diesem Frühjahr (März und April) eine sehr schwere Aufgabe zu behandeln — es war eine gefahrvolle Krankheit der Gemahlin des von mir so hoch verehrten Prinzen Johann, von dem ich damals immer noch nicht ahnen konnte, daß nur zwölf Jahre später ich plötzlich ihn als meinen königlichen Herrn begrüßen sollte. Diese hohe Frau war im März von einer Grippe ergriffen worden, welche rasch einen gefährlichen Charakter annahm und mit Zerstörung der Brustorgane drohte. Es gab sechs sehr schwere Wochen durchzuarbeiten, in denen mich mein lieber College von Ammon bestens unterstützte, endlich jedoch trat Besserung ein, und Frühjahrsluft, fortgesetzte Pflege und eine bis in den Sommer reichende Eselsmilchcur gaben der verehrten Kranken Leben und Kräfte wieder und erfüllten die königliche Familie mit Freude. Noch bewahre ich jenes große kostbare Werk von Morton: „Crania americana", welches der Prinz eigens für mich aus Philadelphia verschreiben ließ und in welches er eigenhändig folgende Worte eingezeichnet hatte, die, wie sie selbst dessen Dank so schön ausdrücken, mich nicht anders als mit tiefer Rührung erfüllen konnten, und das Exemplar dieses Buches mir zum werthvollsten Andenken erheben mußten:

„Ein hoher Genuß ist es, die Geheimnisse der Natur zu durchforschen, eine höhere Lust aber noch muß es sein, die aus jenen Forschungen geschöpfte Wissenschaft zum Wohl seiner Mitmenschen anzuwenden, den Leidenden Linderung zu schaffen

und die verlorén geglaubte Gattin dem Gatten gerettet wiederzugeben. Daß Ihnen dieses letztere in meinem Hause gelungen, deß sei Ihnen ein Andenken dieser kleine Beitrag zur Förderung Ihres Lieblingsstudiums

Ihr dankbar ergebener
Johann, Herzog zu Sachsen."

Dabei darf ich wol auch berühren, wie es von jeher mir Bedürfniß gewesen sei, wenn mich im Leben etwas recht scharf angriff und mich so ganz unbedingt festhalten wollte, daß ich dann mich zwischendurch und zeitweilig am liebsten zu einer ganz andern geistigen Aufgabe und Arbeit flüchtete, um so eine gewisse tiefere innere Freiheit mir nie rauben zu lassen! Man wird hiernach verstehen, warum auch in jenen schweren Wochen ich durchaus nicht aufhörte, ja nicht aufhören konnte, immerfort einzelne wenige Mußestunden der obgedachten Arbeit über Goethe*) zu bewahren, und Trost und Erfrischung aus der Beschäftigung mit Vollendung eines Büchleins zu schöpfen, welches auch späterhin mir stets lieb geblieben ist, mir hier und da Freunde erworben hat, und vielen ein willkommener Wegweiser zu jener mächtigen Individualität wurde, welche vielseitig, wie sie im höchsten Grade selbst genannt werden muß, nie recht begriffen werden kann, wenn man ihr nur mit einem gewöhnlichen und einseitigen Maßstabe entgegentritt.

Nachdem somit unsere hohe Genesende so weit gekommen war, ihre Gartenwohnung im sogenannten Anton'schen Palais zu beziehen, brachten wir nun wieder die Monate Mai und Juni in Pillnitz zu, und ich darf wol sagen, daß diesmal Landluft, Wiesenduft und die milde Kühlung der Thäler mir sehr erwünscht waren, nach all der überstandenen Sorge und

*) Sie erschien unter dem Titel „Goethe, zu dessen näherm Verständniß" in Leipzig bei Weichart (1843).

Noth. Meine Arbeit dort war diesmal insbesondere eine sehr ausführliche kritische Anzeige von dem obengenannten Werke Morton's, über den Schädelbau der amerikanischen Volksstämme, welche wieder in der „Jenaischen Literaturzeitung“ abgedruckt wurde und sehr willkommen geheißen war. Als ein Studium der Mußestunden dagegen setzte ich die Lektüre der griechischen Tragödien fort und versenkte mich mit Lust wieder tiefer in die antike Welt. Ich schrieb davon: „Nächstdem habe ich mich auf dem Lande, wie durch eine Sympathie mit Ihren Tendenzen, in Aeschylos und Sophokles ganz vertieft. Freilich eben nur nach Droysen und Donner, aber ebendeshalb um so bequemer; und so lasse ich mich hier in jene Urgewässer täglich frischer und tiefer hinüberschwimmen. Den Aeschylos habe ich beendet, und so den Ajax und bin in den Trachinerinnen. Ein freudiges Durchrieseln aller Nerven ist mir dabei gar oft begegnet, und wohl würden wir ganze Tage darüber uns auszusprechen haben; alles Schreiben ist zu lang.“

Als lebendige Gegenstände anthropologischer Studien kamen mir übrigens diesmal dort auch ein paar eigenthümliche Gestalten recht echt moderner Welt vor: Fürst Pückler und Gräfin Hahn-Hahn; letztere von dem ersten mir zugeführt. Beide wurden den kranioskopischen Messungen unterworfen, und ich hatte denn meine eigenen Gedanken dabei. An der heitern, zwar etwas curiosen, aber doch eigentlich bedeutenden Individualität des Fürsten erfreute ich mich immer am meisten. Ich hatte ihm verschiedentlich ärztlichen Rath zu ertheilen und fand ihn da in der Stadt mitunter auf eine mir neue Weise in Toilettenmysterien vertieft, denn es ist bekannt, daß dieser Vielgereiste, der im Orient durch seinen schönen weißen Bart überall Aufsehen machte, in europäischen Kreisen dagegen nur mit dunkelgefärbtem Haar und Bart zu erscheinen pflegte, und natürlich verlangt denn dergleichen mancherlei Vorbereitungen, in denen ich ihn somit zuweilen überraschte. Auf unserm

Landhause dagegen hatten einst auch die Meinigen ihr Vergnügen an dem freien ungenirten und doch durchaus feinen Wesen des vollendeten Weltmannes, den es nicht im mindesten stört, wenn er im Vorbeifahren am Hause seines Arztes absteigt und die Familie eben bei Tisch findet, der sich vielmehr gleich mit hinsetzt, es sich trefflich schmecken läßt, und dabei den angenehmen Gesellschafter vollkommen zu machen versteht, um endlich ebenso schnell und gemüthlich wieder zu verschwinden.

Was dagegen die Gräfin betraf, so ließ sich damals noch wenig ahnen von ihrer spätern geistlichen Umkehrung; aber schon hatte sie ein Auge verloren und, wäre nicht zu viel modernster Salonton in ihr gewesen, so hätte man an einzelnen Aeußerungen von Geist und Gefühl sich wol erfreuen können. Neulich schickte mir der Buchhändler ihre „Erinnerungen aus Frankreich" zur Ansicht, worin ich beim Durchblättern folgende hübsche Stelle fand, welche sie als Frau zu gut charakterisirt, um sie nicht hier mitzutheilen. Sie erzählt da viel vom Schauspiel und auch von Voltaire's „Mahomed" und von der „Phädra", dann sagt sie: „«Phädra» ist schön! der lange Trauermantel, welcher der Liebe nachschleppt, ihre goldenen Flügel überhüllt, und bald Schwäche, Sünde, Schuld, bald Schmerz heißt: der liegt auf der «Phädra», und man fragt sich hier beklommen, ob solche Liebe nicht ein Fluch ist, den göttliche Mächte verhängen und den der Mensch erleidet!"

Ihre Kopfmaße waren nicht eben bedeutend und der Verlust des einen Auges gab ihrem sonst nicht unangenehmen Gesicht ein etwas verstörtes Ansehen. Man nahm damals einen Abguß des ganzen Kopfes, welcher denn noch jetzt ebenfalls in meiner kranioskopischen Sammlung sich vorfindet.

In die Stadt zurückgekehrt, hatte ich die Freude, das erste Heft des kranioskopischen Atlas abschließen zu können, wozu die Lithographien, nach den unter meiner Leitung von

Kranz entworfenen Zeichnungen, selbst die Erwartung unserer besten Künstler übertrafen. Ein anderes gutes Ereigniß war die Anstellung meines ältesten Sohnes als Assistent des Hofmedicus, woraus denn einige Jahre darauf der Uebergang in diese Stellung und endlich zum Leibarzte selbst zu erfolgen hatte. Ein schmerzliches Gegengewicht gegen all dieses Gute ging jedoch hervor aus dem Zustande meines Vaters, der, wie ich früher erzählt habe, manche Jahre glücklich im hohen Alter mit uns durchlebt hatte, nun aber, nach einigen erlittenen Schlaganfällen, seinem letzten achtzigsten Geburtstage, im Anfange des Augustmonats, in einem geistig ganz abgespannten Zustande, und fast immerwährend schlafend, entgegenging. Kaum daher noch die Liebe empfindend, mit welcher ihn an diesem Tage die Familie umgab, sanken seine Kräfte mehr und mehr, und am 16. Aug. endlich nahm ein sanfter Tod ihn aus unserer Mitte, somit abermals eine Lücke brechend in den vollen Ring, der nur fünf Jahre früher noch so vollgültig glänzte.

Bewegte doch auch ein merkwürdiger plötzlicher Unglücksfall in diesem Sommer die ganze politische Welt! Der tödliche Wagensturz des Herzogs von Orleans war es, der vieles, vieles zu denken gab. Ich schrieb davon: „Das Ereigniß mit dem Herzog von Orleans, das Sie so bewegte, hat auch mir vielfältige Gedanken angeregt. Insbesondere bedachte ich das Seltsame: wie doch ein großes, so ganz unerwartet vom Himmel gesendetes Unglück immer etwas so eigenthümlich Heiligendes an sich trage! Könnte etwas diesen Stamm in Frankreich wirklich befestigen, so wäre es vielleicht nur *dieser* Tod gewesen! Das große Unglück wirkt sonderbarerweise meist weit erhebender als das große Glück! fast wie die Moll-Tonart eben darum die ursprüngliche aller Volksmelodien werden mußte. Es klingt wol darin etwas sehr Merkwürdiges nach!“

Ich habe mich oft dieser Worte erinnert, als zwölf Jahre später auch uns auf fast gleich gewaltsame Weise König Friedrich August II. entrissen wurde!

Nebenbei fühlte ich mich übrigens diesen Sommer einmal wieder veranlaßt, einen öffentlichen Vortrag über Kranioskopie zu geben; denn da in Dresden eine, von nun an jährlich wiederkehrende Versammlung sächsischer Bezirksärzte gehalten wurde, so ergriff ich diese Gelegenheit gern, um gerade die so wichtige Seite jener Lehren für gerichtliche Medicin auch in diesem Kreise mehr und mehr zur öffentlichen Geltung zu bringen! Ich durfte mich einer guten Aufnahme der Rede wol erfreuen, und doch erkannte ich abermals, daß der Regel nach eben das Einfachste und Natürlichste der Menge stets schwerer eingeht als das Complicirte und Künstliche. Es mag damit etwa so sein wie mit dem einfachen und natürlichen Stil im Schreiben und in der Kunst überhaupt, der ja auch gewöhnlich am allerletzten und schwersten, und nur von den Begabtesten erreicht wird. Gall's Lehren, eben ihres Unglaublichen und Barocken wegen, haben zwar bei den Wissenden fast überall gebührende Ablehnung erfahren, im Publikum aber vielfach eine Theilnahme erzeugt, die mitunter an Fanatismus grenzte, ein Effect, dessen ich mir bei meinem so viel einfachern und klarern System niemals erinnerlich war. Dafür hat mir allerdings mancher vernünftige Mann seine Beistimmung erklärt, und schon damals hatte ich die Freude, daß Oken in der „Isis" meine Kranioskopie mit den Worten anzeigte: „Hier muß man keine zigeunermäßigen Deutungen der Schädelbuckel suchen, man findet nur eine wissenschaftliche Grundlage für die verhältnißmäßige Entwickelung der Haupttheile des Gehirns, aber damit sichere Anhaltepunkte für die Beurtheilungen der Talente, Geistesrichtungen und Neigungen der Persönlichkeit u. s. w."

Was sonst auf der Höhe dieses Jahres mich noch bewegte, darüber füge ich hier gleich wieder eine Briefstelle ein, welche so mancherlei davon erzählt: „Sie haben mir lange nichts von Purkinye geschrieben! Steckt er immer noch so tief im Böhmischen? Ich denke bei ihm zuweilen an das bekannte Goethe'sche Verslein von dem, der sich mit vieler Mühe ein Bauergütchen erwerben will, und von dem es dann heißt:

Da hört' ich er habe von seinem Papa
Die allerschönsten Rittergüter!
Das nenn' ich mir originale Gemüther!

„Dieser Mann, dem die große Natur in ihrem höchsten Werke, im menschlichen Organismus selbst reich ausgebreitet vorliegt, er vergräbt sich jetzt mehr und mehr in die böhmische Grammatik!

„Was mich betrifft, so geht mir noch mancher Plan für die Zukunft an Arbeiten durch den Kopf! Auch Bilder tauchen auf! Und dieses Leben und Treiben und Blühen und Früchtetragen des spirituellen Organismus, es ist ja auch das Echte und Rechte im Leben! Möge es immer so fortgehen!

„Haben Sie aber wol (kommt mir da bei solchem Treiben in den Sinn) König Ludwig's «Walhalla-Genossen» angesehen? Trotz der darin dargelegten großen und schönen Gesinnung gaben mir die Verse beim Lesen oftmals wol das Gefühl, als führe ich in einem unserer ehemaligen Postwagen über steinige Wege! Auch über Goethe — bei aller Verehrung — doch viel Unklarheit! Wer einen Menschen nicht aus dem Ganzen betrachten kann, wie wird der ihn überhaupt irgendwo verstehen? Doch zu etwas anderm!

„Ich habe Ihnen zu danken, lieber Freund! für die sorgende Nachfrage nach meinem Mutterchen! Allerdings ist es mir eine große Gabe des Himmels, daß dieses Herz noch schlägt und seinen Liebesathem mir noch zuweht! Sie war zuerst freilich sehr angegriffen, und ich fing schon an ernstlich

zu fürchten, allein nun, nachdem ich ihr ihr Witwenstübchen recht heimisch und hübsch habe einrichten lassen, nachdem sie sich mehr ausruhen kann, und die Sorgen um den halbbewußtlosen und doch so geliebten Kranken sie nicht mehr drücken, fängt sie an sich wieder zu erholen und sieht es gern, wenn Kinder, Enkel oder der Urenkel zuweilen sie in ihrem Zimmerchen besuchen." — (Ich darf wol hier gleich noch zufügen, daß ich auch wirklich das Glück hatte, sie noch vier Jahre uns allen zu erhalten!)

Für den Herbst dieses Jahres warteten meiner noch ein paar glückliche Begegnungen! einmal, indem der 9. Sept., Geburtstag jener seit Jahren mir und den Meinigen treu bewährten Freundin, bei welcher wir neun Jahre früher den 28. Aug. so schön feiern konnten, diesmal mich abermals mit Frau und Kindern auf ein anderes an den Ufern der Mulde, in einer Art von Waldeinsamkeit gelegenes Gut derselben führte, wo wieder Sonnenlicht und Mondnacht, Waldesluft und Stille, unserm kleinen Cirkel ein schönes Vollgefühl lebendigen Daseins gab, wie es denn auch gerade in diesem Sinne mir kaum je wieder erschienen ist, so viel auch sonst des Schönen und Großen mir noch für die künftigen Jahre bewahrt bleiben sollte.

Dann am 14. Sept. sahen wir nun auch Tieck noch einmal, nebst unsern Künstlern und einigen andern Freunden bei uns zu Tisch, und nur tags darauf siedelte er nun ganz nach Berlin über. Er war diesmal noch heiter und humoristisch mittheilend wie immer, schien dabei aber doch zuweilen das Ernste und Harte dieses Schrittes selbst zu fühlen; eine Vorempfindung, die nicht nur der bald nachher eintretende (oben schon erwähnte) Schlaganfall, sondern auch seine ganze, so viel andere dortige Stellung nur zu sehr bestätigt haben. Noch einmal auch hörten wir ihn lesen — er las den „Faust" (ersten Theil ohne „Walpurgisnacht") ganz vortrefflich — habe ihn dann

aber später nie wieder lesen hören, und hat er doch unfehlbar auch da überhaupt nie wieder so gelesen; denn nach jenem Anfall blieb die Sprache merklich verändert, einer Glocke gleich, die, weil sie einen Sprung bekommen, nie wieder den frühern helltönenden Klang erhält. Es liegt ja so viel Wunderbares und Charakteristisches in der menschlichen Stimme, und welche Melodie hatte die seinige!

Man kann übrigens denken, wie seltsame Gedanken mir nun gerade damals eine im vollsten Gegensatz zu solchem Sprechen stehende Stimme erregen mußte, als nämlich tags darauf, nachdem der scheidende Freund uns noch einmal durch den schönen Fluß seiner Rede erfreut hatte, ein gewisser Herr Faber aus Wien mich besuchte, welcher hierher gekommen war, um seine Sprechmaschine dem Publikum vorzustellen, und sofort auch mich einlud, derselben einen Besuch zu schenken. Der Apparat leistete wirklich Merkwürdiges, und in der zweiten Auflage meines „System der Physiologie“ habe ich in der Lehre von den Sprachorganen deshalb dieser Leistungen ausführlicher gedacht, eben weil sie jedenfalls ganz geeignet waren, das Wunder der lebendigen Bildung besser begreifen zu lassen; aber nichtsdestoweniger wird man mir glauben, daß ich mich allerdings mitten in einem Hoffmann'schen Märchen zu befinden wähnte, als das Ding mit seinen deutlich artikulirten, aber sonderbar hölzernen Tönen mich jetzt anschnarrte: „Der Hofrath Carus lebe hoch!“ — Der Contrast eines todten Mechanismus, mit dem Reize vollster und geistigster Lebendigkeit des Organismus, ist mir kaum jemals tiefer und eindringlicher erschienen!

Am 6. Oct. ging ich selbst auf einige Tage nach Berlin, wohin ich seit neun Jahren nicht wieder gekommen war, und zwar diesmal zuerst mit der Eisenbahn, jedoch noch über Leipzig. Ich verweilte etwas bei D'Alton in Halle, meinem treuen Mitarbeiter an dem großen Werke der Erläuterungs-

tafeln, und freute mich seines zierlichen, ihm von seinem Schwiegervater Rauch trefflich ausgeschmückten Hauses, sowie an seinem stillen hübschen Familienleben. Berlin selbst, mit seinen von Jahr zu Jahr mehr sich häufenden Schätzen von Kunst und Wissenschaft, verfehlte abermals nicht, mir auch wieder einen bedeutenden Eindruck zu machen, obwol immerfort dort das Factice mir ein mächtiges Uebergewicht über das Naturwüchsige verrieth. Eine angenehme Zugabe zu älterm Bekannten gewährte mir diesmal das an Kunstschätzen reiche Schadow'sche Haus, noch von dem alten Herrn selbst und zugleich von den Aeltern unsers Bendemann bewohnt. Daß ich den erstern einige Jahre zuvor in Dresden mit Glück ärztlich behandelt und hergestellt hatte, und in gleicher Weise auch den Kindern der letztern in Dresden als Arzt und Freund werth geworden war, verschaffte mir dort eine überaus freundliche Aufnahme. Jener Veteran der Kunst vergaß jetzt meine Kritik seines Polyklet in den „Berliner kritischen Jahrbüchern“, mit welcher er früher nicht so recht einverstanden gewesen war, und lud manche Notabilitäten Berlins für mich zu einem Festmahl zusammen, bei welchem er natürlich „des Mannes, der eine bekannte, aber schadhaft gewordene Antike in Dresden glücklich restaurirt habe“, mit besonderm Toast rühmend gedachte; bei dem greisen Paare Bendemann dagegen erfreuten mich vorzüglich manche treffliche Jugendarbeiten von Bendemann und Hübner, sowie von dem Düsseldorfer Lessing. Zumal wurde mir des erstern erstes Frescobild im Salon seiner Mutter, Die Künste versammelt um den Springquell der Poesie, äußerst merkwürdig und lieb. Trägt es doch durch und durch das Gepräge jenes tiefen Schönheitsinnes, der diesen Künstler so sehr auszeichnet, und früh schon seinen Trauernden Juden ihre Berühmtheit verschaffte. Eine Lithographie des Gemäldes, welche später ziemlich verbreitet worden ist und noch jetzt unser Familienzimmer ziert, war eben in

Angriff genommen und hat sehr dazu beigetragen, den schönen Gedanken des im Innern des Privatbesitzes verborgenen Werkes vielen bekannt zu machen, ohne indeß das feine und jugendliche Original, von dem ich wol sagen möchte, daß es durch seine Zartheit mich an manche Sachen des Bennozo Gozzoli erinnerte, irgend zu erreichen. Möge das Bild nur auch von spätern Besitzern des Hauses immer mit der Sorgfalt geschützt werden, die es so sehr verdient!

Man kann nun denken, daß ich nicht in Berlin sein konnte, ohne meinen verehrten, indeß so hart betroffenen Freund Tieck in Potsdam aufzusuchen. Am 11. Oct. war ich nach Sanssouci zur königlichen Tafel geladen und hatte mich so eingerichtet, vor und nach derselben bei Tieck, dem der König ein hübsches kleines Haus mit Garten hatte miethen lassen, eine Stunde zubringen zu können. Wohl fand ich den Freund sehr verändert. Die Haltung war gebrechlicher geworden, die Zunge war für das Aussprechen mancher Buchstaben noch etwas gelähmt, der Kopf war schwer und nie ganz aufzurichten, nur hinter all diesem der Brennpunkt des Geistes war noch unverändert derselbe, warf immer noch lichte Strahlen durch die Nebelatmosphäre der Krankheit, und bewährte somit vollkommen das Ewige seines Wesens. Noch war ja auch seine alte Freundin, Gräfin Finkenstein, um ihn, und obwol er mir sagte: „Ich und die Gräfin, zwei Krüppel — die Blinde und der Lahme“ — so hatte er doch damals noch die Freude eines wechselseitigen Austausches der Gedanken, war mitunter auch wieder so wohl, daß er beim König sein konnte, der ihn immerfort mit Güte überhäufte, und so schied ich zuletzt nach manchem belebten Gespräch, doch immer mit einer gewissen Genugthuung von ihm.

Was die zwei oder drittehalb Stunden am Hofe betraf, so kann ich nur sagen, daß ich mich einer sehr gütigen Aufnahme dort zu erfreuen hatte, die Königin, welcher ich bereits

in der Stadt das Glück gehabt hatte meine Ehrfurcht bezeigen zu können, allwo sie mich im Schlosse empfing, um dort mir die vielen und schönen Kunstwerke ihrer Gemächer sehen zu lassen, war anmuthsvoll und theilnehmend wie immer, und der König ganz voll jenes frischen Humors und tiefen Wohlwollens, welche in seinem Privatleben ihn stets so sehr ausgezeichnet haben. Beide sagten mir noch über die glückliche Herstellung der Prinzeß Johann viel Freundliches, und als ich nach der Tafel wieder zu Tieck gefahren war, sendete mir der König durch seinen Leibjäger nebst einem auch auf diese Genesung sich beziehenden gütigen Handbillet den Rothen Adlerorden dritter Klasse zum Andenken nach.

Nach Berlin zurückgekehrt, hatte ich übrigens noch gar manche interessante Begegnungen und Freude an manchem bedeutenden Kunstwerk. Zu den erstern rechne ich Dove, den Physiker und Meteorologen, der mir in einer Abendgesellschaft bei Bendemanns bekannt wurde, und mit welchem ich alsbald in tiefere Gespräche, namentlich über organische Bedeutung der Erde und deren Spirallauf, sowie die Spiralbewegung der Himmelskörper überhaupt, mich vertiefte. Beides waren Vorstellungen, die damals schon und auch jetzt noch vor dem berliner Wissen keine Gnade fanden, und was jene Spiralbewegung insbesondere betraf, so wollte Dove sie überhaupt nicht gelten lassen, „da ja bekanntlich die Planeten nur in Ellipsen umliefen". Wir discutirten viel darüber, bis ich endlich einen rundfüßigen silbernen Leuchter ergriff, ihn auf einen Bogen weißes Papier stellte und nun Dove bat, während ich den Leuchter langsam fortrückte, ihn ruhig und gleichförmig mit der Spitze eines Bleistifts zu umkreisen. Natürlich zeigte sich, als wir den Leuchter entfernten, eine aufgezeichnete Spirale auf dem Papier, und wenn nun seit Argelander's Rechnungen nicht geleugnet werden kann, daß die Sonne mit allen ihren sie umkreisenden Weltkörpern unablässig fortrückt, so war auch an

diesem Beispiele vollkommen klar, daß ebenso die Planeten im Weltraume keine wahren Ellipsen beschreiben, sondern, wenn der Sonnenlauf irgendwie ein unendlicher ist (was nicht fehlen kann), ebenfalls jeder Planet in einer unendlichen elliptischen Spirale sich bewegen muß, welches denn eben hatte bewiesen werden sollen. Ich darf sagen, daß ich bei alledem in diesem Gegner doch einen sehr gebildeten und kenntnißvollen Geist erkannte, von dem ich wol gewünscht hätte, ihn in größerer Nähe zu haben, immer der alten Erfahrung wieder nachgehend, daß man mit dem wahrhaft Wissenden nie streiten werde, ohne selbst dabei irgendwie Nachhaltiges zu lernen. Auch Ehrenberg und die naturwissenschaftlichen und anatomischen Museen gaben mir reichen Gewinn. Der erstere hatte damals eben begonnen, sich mit den fossilen Infusorien vieler Länder zu beschäftigen, und gönnte mir einen Blick in seine reichen Sammlungen, allwo ich den außerordentlichen Fleiß des unermüdlichen Forschers zu bewundern volle Gelegenheit hatte, indem er in einem kleinen Kasten mit einer Menge noch kleinerer Abtheilungen, auf feinen Glasschieberchen in Tausenden von Präparaten die animalischen, oder vielmehr protorganischen Ueberreste dieser Art aus allen Welttheilen gesammelt und dergestalt geordnet aufbewahrt hatte, daß er in jedem Augenblick gerade diejenigen Körperchen in natura aufweisen konnte, wovon in irgendeiner Tafel seines großen Werks über fossile Infusorien die Abbildung gegeben war. Er hatte außerdem damals eben angefangen, auch die unterirdischen Infusorienlager von Berlin zu untersuchen, und so stieg ich mit ihm selbst in die tiefen Grundlegungen zum neuen Museum hinab, wo aus 20 Fuß langen Pfählen eben die ungeheuern Rostlager eingerammt wurden, auf denen sich später jener Prachtbau erheben sollte. Wirklich fanden sich in diesen uralten Schlammlagern Millionen lebender Infusorien vor, von denen wir einige nachher mikroskopisch untersuchten, und nicht selten bildeten ihre

Kieselschalen so ganz und gar die Substanz dieses Bodens, daß Ehrenberg den Versuch gemacht hatte, aus dieser Thon- und Kieselmasse kleine Gefäße brennen zu lassen, welche ein wunderschönes Korn zeigten und von angenehm röthlicher Farbe waren. Was die Museen betraf, so zogen mich diesmal namentlich die Schädel der Wilden an, und ich versäumte nicht, eine Anzahl der merkwürdigsten zu messen und in meine kranioskopischen Register einzutragen.

Endlich kam mir denn auch noch zu statten, daß eben die große Kunstausstellung sich eröffnet fand, auf welcher Lessing's Huß vor dem Concilium zu Konstanz nothwendig als das merkwürdigste Neue erscheinen mußte. Das Bild, welches ich später auch in Dresden wiedersah und lange und wiederholt betrachtete, beschäftigte mich viel; es gehörte nebst den frühern Bildern von Bendemann und nächst Lessing's eigener Hussitenpredigt, die ich eben auch in Berlin in den Zimmern der Königin wiedergefunden hatte, mit zu dem Bedeutendsten, was damalige neuere Kunst mir entgegentreten ließ. Der Künstler hatte große Sorgfalt verwendet auf Köpfe und Gestalten der hier zu Gericht sitzenden hohen Geistlichen, sowie auf deren Costüme und sonstige Aeußerlichkeiten, und wenn ich auch fühlte, daß alledem, wenn ich an ähnliche Darstellungen bei den alten Italienern und Spaniern dachte, noch manches abging an Präcision, Tüchtigkeit und plastischer Farbenbehandlung, so war doch eins, was mich besonders festhielt und was mir noch jetzt einen Eindruck macht, wenn ich daran zurückdenke, es war die ausgebreitet auf die Brust gelegte Hand des Reformators, worin die tiefe seelische Ueberzeugung und der dem Feuertode ruhig entgegengehende Glaube dieses theuern Mannes so klar und schön ausgesprochen sich fand, daß sie wahrhaft unvergeßlich dem Beschauenden sich einprägte.

An sonstigen Sachen interessirte mich auf der Ausstellung noch das treffliche Porträt Schukowski's durch Hildebrandt;

dann ein Waldbild am tiefen Abend von Achenbach, von Stilke der Christenauszug aus Ptolomais, von Krause die Fingalshöhle, von der ich damals noch nicht ahnte, daß ich sie in weniger als zwei Jahren in natura sehen sollte, und so manches andere!

Mit nicht minderm Interesse sah ich dann auch noch in der Raczynski'schen Sammlung die große in Oelfarben ausgeführte Zeichnung von Kaulbach's seitdem so berühmt gewordener geisterhaften Hunnenschlacht. Das Bild dieses gespenstischen Kampfes erregte mir selbst im Innern viel gedankenhaften Streit! Es war nämlich zwar so gewaltig in der Zeichnung, so originell in den Gedanken und so bedeutend in der Wirkung, wie ich wenig vorher gesehen hatte; bei alledem aber überkam mich doch ein Gefühl mehr des künstlich Gemachten als des völlig Freien und Gesunden, sodaß ich mich schwer hiervon wieder ganz losmachen konnte. Der Gedanke selbst, das Wiederaufstehen der Geister der Erschlagenen vom Schlachtfelde zu neuem Kampfe in luftigen Regionen, hatte mir etwas Barockes, Widerhaariges, mit dem ich nie fertig werden konnte, und, sollte es nun doch einmal vorgestellt sein, so war es mir immer nur in trüben Ossian'schen Nebelbildern denkbar, und gerade das also, was besonders daran gerühmt werden muß, die sichere und feste Plastik der Zeichnung, es brachte mich immerfort von neuem aus dem Concept und hinderte mich, die Idee des Werkes als Ganzes in mich aufzunehmen; etwas, worauf es doch zuletzt gerade bei dergleichen am meisten ankommt. Mit allen spätern Wiederholungen des Bildes als Stich oder Photographie ist es mir immer wieder ebenso gegangen, und das ausgeführte Bild im berliner Neuen Museum, wenn ich es einmal betrachten werde, dürfte mich wol auch kaum auf andere Gedanken bringen.

Den 8. Oct. führte mich Ehrenberg abends in die Geographische Gesellschaft ein, wo ich einige interessante Stunden

zubrachte. Man hat da allerdings ganz das Zeug dazu, um Neues und Wichtiges zu geben, und da Männer wie Ritter, Ledebour und Ehrenberg dafür thätig sind, so fehlt es nie an Stoff. Auch bei meinem lieben Freunde Rauch, der schon an dem großen Monument Friedrich's II. arbeitete, verbrachte ich mit Gerhard, Bunsen, Steinrück, Parthey und andern einen ergiebigen Abend, und so war denn genug vorhanden, um dieses abermalige kurze berliner Leben nicht ohne Erfolge zu lassen; ja damit endlich diese Existenz auch zu einem melodischen Abschluß komme, hörte ich noch am letzten Abend bei Hänsel Mendelssohn (dessen Schwager) sehr schön auf dem Flügel phantasiren, als wobei ich mich eigentlich zum ersten mal hier ordentlich heimisch fühlte und den Rêverien eines solchen Meisters mit vollster Zustimmung folgte, dessen bald darauf stattfindende Uebersiedelung nach Sachsen, gewissermaßen ein Gegengewicht genannt werden durfte gegen den Verlust, den wir durch Tieck's Wegzug erlitten hatten. Sollte indeß doch auch er uns nicht auf lange gegönnt sein!

Bald nach meiner Zurückkunft, im November, starb Hofrath Haase, Inspector des Antikencabinets, ein Mann, der mir zwar geistig nie sehr nahe gestanden hatte, dessen Stellung und archäologische Kenntnisse mir indeß bei manchen Kunstbetrachtungen wohl erwünscht gewesen waren. Hatte mich doch bei meiner damaligen Hinwendung nach den alten Tragikern vieles aus jenen Regionen immer wieder angezogen, und oft führte dann dergleichen wieder zu Besuchen der Antikengalerie und zu Besprechungen antiquarischer Gegenstände. So hatte ich z. B. wieder im Eisenbahnwagen bei der berliner Reise mich in die „Helena" des Euripides vertieft, und schrieb damals darüber an Regis: „Es bleibt doch vorzüglich das eigenthümlich Romantische daran, was mich festhält, und ich ärgere mich eigentlich an Schlegel's Urtheil darüber, der es eine « belustigende Tragödie » nennt, von welchen beiden Bezeichnungen

ich sicher weder das eine noch das andere zugeben könnte." Ich las es noch mehreremal, und immer übte es auf mich eine bedeutende — ich möchte sagen — gegenständliche Wirkung.

Wenn uns denn aber am meisten endlich doch immer das wirkliche Schauen dessen, was der Plastik der Griechen selbst als Musterbild vorschwebte, für rechtes Verständniß ihrer Kunst fördern wird, so muß ich hier noch einer Erscheinung gedenken, welche für alle eben erwähnte Studien mir damals ausnehmend zur rechten Zeit kam. Wir hatten nämlich alle schon vielfach jene merkwürdige Frau, die Schröder-Devrient, in Darstellungen antiker Gewandung, und zwar ganz vorzüglich als Norma bewundert, ja ich hatte sogar versucht, mit einigen unvollkommenen Strichen, selbst während des Spiels, etwas von diesen großartigen Gestaltungen mir in bleibenden Gedanken zu befestigen, auch ihr selbst wol geklagt, wie leid es mir sei, das alles immer nur so im Fluge zu sehen und nie ruhig mit dem Stifte in der Hand diesen schönen Momenten folgen zu dürfen. Da versprach sie mir nun eines Tages nach dem Stück heraus in meine Wohnung zu fahren und mir eine förmliche Sitzung zu geben. Und so geschah es! Das nächste mal nach der „Norma" höre ich den Wagen vorfahren, sie steigt herauf in den mit hohem Licht mäßig erleuchteten Salon, und da stand sie als Norma nun nahe vor mir, bewegte sich in dieser weichen weiten Gewandung in den mannichfaltigsten Stellungen, die schönen nackten Arme warfen den Schleier in die großartigsten Falten, und das edle antike Gesicht blickte mir zu in Zügen, einer Helena nicht unwerth, bis ich endlich überfüllt mit Schönheit ausrief, in dieser Stellung nun etwas zu verweilen! Hätte ich da die Macht der Zeichnung besessen! welche Contoure hätten auf das Papier kommen müssen!

Gewiß! die Linien, die ich ziehen konnte, sie waren nur sehr unvollkommen, und das später daraus entstandene Bild

von der Norma, unter ihrer Eiche sitzend bei durchbrechendem Mondlicht, es ist auch nur ein schwaches Kunstwerk geblieben, aber was ich alles aus dieser Musik der Bewegungen gelernt habe, und was mir dabei für Verständniß anderer unsterblichen Kunstwerke klar geworden ist, das bleibt doch mein eigen, das habe ich dieser Frau für immer zu danken, und das durfte darum auch hier in diesen Blättern nicht unerwähnt bleiben, die ja eben versuchen sollen, von allem, was ich in Kunst und Wissen erreichte, und wie ich es erreichte, ein möglichst treues Bild zu geben.

Uebrigens muß ich nun sogleich, indem ich jetzt zum Jahre 1843 übergehe, auch fortfahren, die wundervolle Plastik derselben Künstlerin zu preisen, da wieder auch an diesem 3. Jan. durch sie und ein damals seit kurzem für unser Schauspiel neu auftauchendes großes Talent, die Bayer — (nachmalige Bayer-Bürk) — abermals eine Reihe von Bilderstellungen zu Stande kam, die zu dem Mächtigsten und Schönsten gehörten, was irgend in diesem Bereiche gedacht werden kann. Die Feier des Abends hub an mit einem Quintett von Mozart, wohl geeignet, den Geist zu dem Besten vorzubereiten und zu stimmen; dann verdunkelte sich die Beleuchtung, und an einer der hohen Flügelthüren im großen rothen Salon, deren geheimnißvolle Draperie schon lange die zahlreiche Gesellschaft beschäftigt hatte, rauschten die Vorhänge auf und da stand Isis, von den Genien der vier Jahreszeiten umgeben, vor den erstaunten Augen. Es war die Devrient, aber ganz im strengen ägyptischen Stil, mit fast steinernem Auge, groß, regungslos und mystisch erschien sie, daß eine lautlose Stille im Saale herrschte. Wieder rauschten dann die Vorhänge auf, nachdem ein kurzes erklärendes Gedicht gesprochen worden war, und jetzt erschien dieselbe, aber diesmal in anderer Gewandung, mit mächtigen Folianten umgeben und selbst einen Band auf die Hüfte gestützt haltend, als „Wissenschaft". Auch

dies Bild war groß, eigenthümlich und tief bedeutungsvoll, es war gleich dem vorigen und dem nachfolgenden durch Rietschel trefflich geordnet, und noch bewahrt ein schönes Blatt in einem meiner Albums das flüchtige Abbild dieser herrlichen Gestalt von der Hand desselben Künstlers. Weiter folgte die Poesie, verkörpert in der schönen weichen Gestalt der Bayer, sie erschien in weißem goldbesäumten Unterkleide mit weitem blauen Mantel und goldener Lyra, den Lorberkranz auf den dunkeln Locken des rein gezeichneten, anmuthvollen Angesichts. Später erschienen dann noch vereint Tonkunst und Malerei; eine schöne Gruppe, wieder durch die bedeutenden Gestalten der Devrient und Bayer dargestellt, und endlich noch einmal die Devrient von einer Kindergruppe umgeben, als Charitas. Man erkennt leicht, daß hier alles symbolisirt erscheinen sollte, was die Freunde in meinem Leben und meinen Bestrebungen vereint sich dachten; und zum Ueberfluß sprachen die jedes Bild einleitenden Verse diese Deutungen auf das anmuthigste aus, und ich konnte gewiß nichts mehr wünschen, als daß alle die hier eingeführten schönen und hohen Gewalten meinem Leben immerfort ihre Nähe und ihren Schutz vergönnen möchten! Was jedoch jedenfalls der unmittelbarste Nutzen dieses schönen Abends für alle Anwesende heißen durfte, war, daß wieder Anschauungen der seltensten Art gewonnen waren, Anschauungen, welche sicher in jeglichem Befähigten nicht verfehlt haben, die Idee des Schönen wieder um etwas heller und lebendiger zu erwecken und hervortreten zu lassen, und jede solche Förderung seiner höhern Erkenntnisse soll denn der Sterbliche doch ganz besonders dankbar aufnehmen und bewahren.

Ich schrieb davon einige Tage später an Regis und fügte bei: „So zieht man also immer wieder frische Segel auf, um auf der Bucht dieses Lebens noch einige Zeit umherzuschwanken! Gebe Gott schöne Küstenländer, tüchtige erkleckliche

Arbeit und heitere Gefährten!“ Theilte ihm dabei auch noch folgende englische Zeilen mit, die der Schotte Kenny, ein kenntnißvoller, poetischer Mann*), den seine Gesundheit auf das Festland getrieben und den ich öfters berathen hatte, über jene Prachterscheinungen des andern Tags niedergeschrieben:

While Isis Form the matchless Schröder took
The Goddess semed to glow in every look
I felt as Time had bakwards rolled his waves
And Egypts children semed to leave their graves,
O'er all my soul her mystic power I felt
And had the vision lasted, must have knelt.

Ich darf übrigens wol noch hinzufügen, daß ein so schönes Fest mir um ein so größeres Glück erschien, als es gehoben wurde durch den Gegensatz vielfältigster Anstrengungen und Mühen einer damals sehr bewegten ärztlichen Praxis; denn ich konnte da wirklich sagen, wie es in jenem schönen Goethe'schen Gedichte heißt:

Tages Arbeit, abends Gäste,
Saure Wochen, heitre Feste!

setzte indeß mitunter, den Ernst des Lebens und die doch nothwendig zu übenden Kräfte des Mannes bedenkend, auch wol noch tröstend hinzu:

Schwerer Dienste tägliche Bewahrung!
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Erinnere ich aber hier an diese so vielfachen Anstrengungen ärztlichen Lebens, so möchte ich doch auch nicht vergessen wissen,

---

*) Er liebte Jean Paul leidenschaftlich und hat seinen „Tod eines Engels“ englisch übersetzt herausgegeben.

daß bei alledem mir meist zum Ueberfluß auch noch irgendeine wissenschaftliche Aufgabe vorschwebte; und hier ist denn der Ort, besonders hervorzuheben, daß namentlich um diese Zeit es war, wo die ersten Gedanken zu einem Buche sich sammelten, welches vielleicht unter allen meinen Arbeiten am meisten und schlagendsten in der Richtung eines rein geistigen Interesses gewirkt hat — nämlich zur „Psyche".

Vielleicht gab es mir hierfür besondern Schwung und frischern Muth, daß ich eben damals so viel Anregendes und so viel Dank über meinen kurz vorher erschienenen „Goethe"*) erfuhr; denn sowenig auch der innere Sinn eigentlich durch Aeußerlichkeiten dieser Art sich bestimmen lassen sollte, so ist doch gewiß, daß man mit anderm Geiste arbeitet, wenn man fühlt, unsere Zeitgenossen erwidern unsere Bestrebungen mit Ergriffensein und Dank, als wenn wir von vielen Seiten widerwillige Gegenwirkung oder Gleichgültigkeit empfinden müssen.

Das Buch über Goethe wurde aber wirklich nicht nur in Deutschland sehr günstig aufgenommen (so gab z. B. Laube darüber eine sehr interessante Anzeige), sondern auch das Ausland nahm Antheil, wie denn das „Review of foreign Literature" eine ausführliche Besprechung darüber brachte**), und indem ich nun da schon tief in die psychologische Geschichte eines einzelnen großen Geistes eingedrungen war, so erschien der Uebergang zu einer ganz allgemein, ja fast abstract gehaltenen Auffassung der ganzen Seele jetzt sehr natürlich, ja gewissermaßen schon vollkommen vorbereitet. Wie durch Ein-

*) „Goethe zu dessen näherm Verständniß."

**) Ich erinnere mich hierbei, daß der vom englischen Referenten gebrauchte Ausdruck „Art of life" für das Wort „Lebenkunst" mich doch bedenklich machte und nicht völlig befriedigte.

gebung schrieb ich daher damals, nach den bedeutungsvollen Eingangsworten: „Der Schlüssel zur Erkenntniß des bewußten Seelenlebens liegt im Reiche des Unbewußten“, die ersten Blätter dieses Buches gleich rasch hintereinander nieder, bis denn freilich die unermeßlichen Schwierigkeiten in der Lösung der gesammten Aufgabe nach und nach zu immer langsamerm und gemessenerm Gange nöthigten.

III.

Indem somit von jetzt an diese große Aufgabe, in welcher das, was an tiefern Gedanken meine frühern psychologischen Vorlesungen enthalten hatten, immer concentrirter und gereinigter sich ordnen sollte, mehr und mehr Hauptziel meines wissenschaftlichen Strebens wurde, trat auch das Bedürfniß nach immer größerer Abklärung der Form der Darstellung sehr entschieden hervor. Oefters wandte ich mich damals wieder zu Lessing, um in diesem reinen Quell mich zu spiegeln, und noch öfterer, ja auch mit noch mehr Nachwirkung, theilte ich die schwierigsten Kapitel jener jetzt ziemlich genesenen Freundin, Frau von Lüttichau, mit, welcher Tieck schon großen Einfluß auf seine Arbeiten vergönnt hatte.*) Lessing verglich ich dabei wol zuweilen einer Palme, die zwar nur wenige, aber darum (wie in „Emilia Galotti" und in „Nathan") desto

---

*) Ich sah mich später, nachdem dies Buch schon ein Jahr nach seinem Erscheinen eine neue Auflage erforderte, veranlaßt, das erste Manuscript der großen königlichen Bibliothek zu übergeben, wo es gebunden aufbewahrt ist, und noch werden dort diejenigen, welche sich für das Werk interessiren, selbst einzelnen feinen Schriftzügen jener theilnehmenden Freundin begegnen.

mächtigere Blütenbüschel getrieben hatte, während er im übrigen seines kritischen Prophetenthums doch mehr bestimmt gewesen sei, den Zeitgenossen die Luft zu reinigen und einer bessern Periode den Weg zu bahnen, obschon uns dies übrigens nicht hindert, mitunter nach einem Trunk Goethe uns zu sehnen.

Nach einer andern Seite hin nahmen zu Anfang dieses Jahres die eben hier ausgestellten großen belgischen Bilder von Bièfve und Gallait, der Compromiß der niederländischen Edeln und die Abdankung Karl's V., meine Theilnahme sehr in Anspruch. Wahre Spectakelstücke der Historienmalerei, von der Breite und Höhe eines Theatervorhangs! Ich verkannte nicht die enorme Macht der Technik und die Tüchtigkeit der Studien, die hier vorlagen (insbesondere in dem Bilde von Gallait), aber die gesammte Behandlung — von der räumlichen Größe anzufangen — ging mir doch zu sehr ins Ungemessene, als daß ich auf die Länge mich tiefer hätte dafür interessiren können.

Uebrigens, als ob es an diesen ungeheuern gemalten Kunstwerken noch nicht genug sein sollte, brachte der warme Winter, der diesmal im Februar schon Crocus und Schneeglocken in meinem Garten hervortrieb, in eben diesem Monat auch noch einige Riesenconcerte von Berlioz, dessen ungeheuerliche Phantasien mir nun ebenfalls genugsam zu denken gaben. Es war das erste mal, daß ich diesem seltsamen Geiste begegnete, und ich schrieb damals darüber: „Wunderlich — romantisch — Aeolsharfenartig — zuweilen auch etwas Caricatur! Das Ganze fast in Friedrich Hoffmann's Manier, aber doch bedeutend! Etwas von dem, was mir lange im Geiste vorgeschwebt hat. Ich sagte, als ich während der Pause zu Frau von Lüttichau in die Loge kam: «Das ist der Schrei der Creatur nach einer neuen Musik!» Die Franzosen gehen doch überall als Tirailleurs voraus, aber das Ausbauen und Ausbilden muß wo anders herkommen; hier wol dereinst von den

Deutschen!"*) Es waren mir diese musikalischen Experimente um so interessanter, als ich in diesem Winter öfters in den Vorlesungen eines gewissen Herrn Brendel über Geschichte der Musik, mit Beispielen in Gesangsaufführung erläutert, gewesen war, dabei auch viel über diese mir noch von Krause her wohlbekannten Fortschreitungen der Zeitalter jener Kunst gedacht hatte. Berlioz war mir gleichsam nun das X eines neuen Infinitesimalcalcul, und ich mußte oft meine Gedanken über alle künftig noch mögliche Fortbildung der Musik zurückrufen, um diesen Dingen nicht übermäßig und zu lange nachzuhangen.

Unter den fremden Erscheinungen, die in der schönen Maienzeit dieses Jahres durch mein Sehfeld zogen, habe ich denn auch noch dreier Frauen zu gedenken, alle drei durch große Schönheit merkwürdig, sodann aber noch einer vierten, einer Fürstin, ebenso durch Schönheit als durch einen edeln, fein und hochgebildeten Geist ausgezeichnet. Die erstern drei waren die geborenen Gräfinnen Schlippenbach; eine davon die zweite Gemahlin des mecklenburgischen Grafen Hahn; die andere unverheirathet, und später Stiftsdame vom Heiligen Grabe in Preußen. Sie wurden beide mir bekannt, nachdem es mir gelungen war, die dritte Schwester, verheirathete Gräfin Lehndorff (auch schön, doch etwas älter), aus einem schweren Nervenleiden wiederherzustellen. Sie waren jede in ihrer Art ideale Gestalten, und es fügte sich günstig, daß ich am Geburtstage des Grafen Hahn, welcher hier im Hôtel-de-Pologne

*) Etwas von diesem prophetischen Spruch hat sich unleugbar später in Richard Wagner's größern Werken erfüllt, nur daß auch da noch nicht genug abgeklärt ist.

sehr festlich begangen wurde, diese Damen in trefflich von unsern Künstlern geordneten Tableaux bewundern konnte, während indeß doch die mitzuschauende Gräfin Hahn eigentlich immer die schönste von allen genannt werden durfte. Manches in diesem gräflichen Hause, einem der größten und reichsten in Mecklenburg, erinnerte mich übrigens wieder an das auch aus Mecklenburg stammende Malzahn'sche, wo ich, ziemlich zwei Jahrzehnte früher, zuerst in diese Art von High life eingeführt worden war, doch erschien allerdings hier alles noch großartiger als dort, ohne jedoch an die Geistesfeinheit zu reichen, welche mir jene fürstliche Frau erkennen ließ, deren ich schon oben zuletzt gedachte. Es war dies aber die Großfürstin Helene, geborene würtembergische Prinzessin und Gemahlin des Großfürsten Michael, welche in diesem Frühjahr einige Wochen in Dresden lebte, mich zu sich rufen ließ, auch mit ihren Töchtern zu mir kam, um mein Haus, und namentlich meine kranioskopische Sammlung in Augenschein zu nehmen, bei welcher ich dann speiste und ihr noch mein Buch über Goethe verehren durfte, worüber ich später einen sehr merkwürdigen Brief von ihr erhielt, den ich alsbald ebenfalls mittheilen werde. Ich schrieb von ihr: „Ich wüßte kaum zu sagen, daß ich bisher einer so eigenthümlichen Erscheinung in der Welt der Frauen begegnet wäre"; und gewiß! noch jetzt leuchtet mir das Bild dieser ihrer damaligen schönen Erscheinung und die Anmuth, Lebendigkeit und Feinheit ihrer Rede wie ihres ganzen Wesens in bleibenden Gedanken! War es doch ein merkwürdiger Anblick, sie mit den lieblichen Töchtern mitten unter meinen Schädeln und Skeleten zu sehen! das Bild des Lebens untern Bildern des Todes! Sollte indeß doch auch sie nur wenige Jahre später eine und dann noch eine dieser Töchter an eine solche Schattenwelt verlieren! Meine Sammlung verdankt ihr übrigens noch einige sehr merkwürdige Gipsformen, die sie mir später von Petersburg

sendete*), und was den Brief über mein Buch betrifft, den ich gleich hier folgen lasse, so beweist er, daß wir auch in der Liebe zu Goethe uns vollkommen begegneten.

Sie schrieb aus Königsberg vom 1. Dec. 1843: „Sie haben mir es wol zugetraut, daß ich Ihnen schreiben würde, denn Ihre Gaben**) waren zu sehr nach meinem Sinne, als daß sie mich nicht zu herzlichem Danke auffordern sollten. Und diesen sende ich Ihnen in vollem Maße — haben Sie doch in Ihren Briefen über den Faust und in Ihrer neuesten Schrift über Goethe an die Menschheit selbst appellirt und den Standpunkt überhaupt angewiesen, welchen der Mensch vermöge seiner Natur einnehmen soll.

„Die Hinweisung auf die Gebiete des Wissens und Fühlens, welche als Hülfsmittel ihm zur Seite stehen und seine Fortbildung bedingen, waren mir gar liebliche Fingerzeige zur Vermittelung des Gleichgewichts in unserm Sein, sowie mir die Idee der Metamorphose, des Beseitigens und Ausstoßens ergreifender, aber fremdartiger Zustände durch Goethe selbst in «Dichtung und Wahrheit» zur lebendigen Anschauung geworden ist.

„Ich beneide Sie um die Begegnung mit dieser großen Persönlichkeit, welcher wol wenige mit solchem Bewußtsein gegenübergestanden haben mögen. Erfreulich ist es mir, daß Sie uns diese Mittheilungen gegönnt, und dadurch eine Erkenntniß gefördert haben, welche die schwere Kunst des Lebens zur Wirklichkeit erhoben hat, und gleichmäßige Entwickelung aller Kräfte als gelöste Aufgabe erscheinen läßt.

„So leben Sie denn wohl und erhalten Sie meinen

*) Es waren die Todtenmasken von Puschkin, Peter dem Großen und Karl XII. von Schweden.

**) Ich hatte auch die Briefe über Faust beigefügt.

letzten Gruß von deutschem Boden als ein Zeichen meiner herzlichen Anerkennung.

Helene,
Großfürstin von Rußland."

Ich will diesem Briefe gleich anfügen, daß ich schon früher über dasselbe Buch, auch von Goethe's vieljährigem Freunde, dem Kanzler Müller, eine sehr anerkennende Zuschrift erhalten hatte, worin er unter anderm sagt: „Sie haben, was noch in keinem frühern größern Werke über den Verewigten geschehen, ihn aus dem Ganzen aufgefaßt und mit ebenso viel Würde und Scharfsinn als Unbefangenheit geschildert." Dann spricht er seine Freude aus, daß ich das Fragment „Natur" so hoch stelle, denn er (Müller) habe es aufgefunden und gerettet. Er sagt: „Er hatte es rein vergessen, und zweifelte anfangs an seiner eigenen Autorschaft um deswillen, «weil ein junger Mann, der im 32. Jahre dies geschrieben, noch ein viel anderer Kerl hätte werden müssen, als er bis zum 79. geworden»." Und so darf ich es nun wol noch aussprechen, daß Zeugnisse dieser Art für meine Ansichten über Goethe mir freilich stets am wichtigsten geblieben sind, denn wo ein näheres persönliches Verhältniß zu einer feinern geistigen Individualität hinzutritt, wird natürlich auch das Verständniß immer das innigste bleiben.*)

Am 4. Juli zogen wir wieder nach Pillnitz, und wie schon im März der ungeheuere Kometenschweif, der damals am klaren Abendhimmel leuchtete, unsere Blicke nach atmosphärischen Zuständen lenkte, so that es diesmal die wunderbare Schönheit

---

*) Zwanzig Jahre später habe ich dann eine zweite Betrachtung über Goethe: „Goethe, dessen Bedeutung für diese und die kommende Zeit" (Wien 1863), herausgegeben, welches mir von der Familie Goethe's selbst dieselbe Anerkennung gebracht hat.

des Wetters. Ich schrieb davon: „Seit Anfang der milden klaren Tage sind wir in diesem Pillnitz und gehen da fürs ganze Jahr spazieren. Wirklich köstliche Tage und Abende! der Sonnenschimmer legt sich wie der Schleier der Dichtung über dies anmuthige Thal, und oft greife ich zu Pinsel und Palette und suche diesen Farben etwas abzugewinnen. Dabei entwickelt sich manch guter Gedanke über das Seelenleben, dessen erneute Darstellung mich gegenwärtig beschäftigt, und nebenher werden denn auch manche kleinere Arbeiten gefördert. Freilich zuletzt, wenn das Wetter so schön bleibt, werde ich weniger auf dem Papiere zu Hause bringen als andere Jahre. Mög' es indeß! wir haben dann desto mehr unmittelbar erkannt und erlebt!"

In der Stadt beschäftigte um diese Zeit Moriani wieder das Publikum lebhaft und zog mitunter etwas ab von manchen Vorstellungen, die in den Köpfen der Menge fort und fort arbeiteten. Denn hatten wir nun auch bereits seit einem Decennium eine Verfassung, und war auch im ganzen der Zustand des Landes ein glücklicher, in der Tiefe regten sich doch fortwährend die verschiedenartigsten Parteien, und der Forderungen der demokratischen Partei auf einer Seite und des Widerstandes der aristokratischen auf der andern, war kein Ende, sodaß unserm überall das Beste wollenden Könige und seinen Räthen oft genug das Leben ziemlich sauer gemacht wurde.

Ich hatte Moriani, ehe wir aufs Land gingen, noch einmal in einer musikalischen Soirée bei dem Intendanten von Lüttichau gehört und mußte ihm große Beherrschung aller Stimmittel und Meisterschaft in der Gesangskunst zugestehen, doch galt mir dies stets mehr für den dramatischen Vortrag der italienischen Oper; im Zimmer, als deutscher Liedersänger, erschien mir Tichatscheck an Schmelz und Colorit der Töne immer weit vorzüglicher. Nebenbei gedenke ich übrigens noch,

daß Frau von Lüttichau mir um diese Zeit einen Brief von Raumer mittheilte, worin er, offenbar auch infolge all unserer politischen Zerklüftungen, mit Enthusiasmus die neuern nordamerikanischen Zustände pries und von einer Reise dahin sprach. Mir kam bei diesen Lobpreisungen wieder ins Gedächtniß, was ich schon in meinem Buche über Goethe von dem Unterschiede des Charakters des 18. und 19. Jahrhunderts gesagt hatte: „Was hilft mir alle massenhafte Abglättung der modernen Menschheit, wenn fortan darunter die Blüte und der eigenthümliche Hauch einer poetischen tiefsinnigen Individualität nicht gedeiht! Wir wollen also immer ganz zufrieden damit sein, daß wir noch aus dem 18. Jahrhundert stammen!"

Was jene innern Umtriebe in unserm Lande betraf, so waren sie auch die Ursache davon, daß ich, ja daß der König und das ganze Land jetzt durch den Abgang von Bernhard von Lindenau einen großen Verlust erlitten. Ich schrieb darüber an Regis: „Schüttelt doch das Leben immer ehe wir uns dessen versehen einen Ast nach dem andern vom Baume! Ich war mehrere Tage in einer Verstimmung, in einer gewissen innern Umnachtung, wie ich sie seit dem Tode meiner Tochter nicht gekannt hatte. Sie glauben nicht, welch eigene liebevolle Persönlichkeit mir durch das Fortgehen von Lindenau entrissen ist. Zugleich repräsentirte er in der höchsten Region unserer Regierungsbeamten so ganz im Sinne des Königs jenes Princip echter Humanität und Wissenschaftlichkeit, welches überall, wo es zu Tage kommt, ja stets so fördernd und wohlthuend sich geltend macht. Ich war noch am 26. Aug. abends allein bei ihm (ich war seit langem sein Arzt), wir waren beide bis zu Thränen gerührt, und er schrieb mir noch den Tag darauf: «Es gibt wol im Leben unvergeßliche Augenblicke, ich rechne als einen solchen unser Gespräch von gestern Abend.» Den Tag darauf war er fort." Ich habe ihn denn auch wirklich nie wiedergesehen — er ging bekanntlich nach Altenburg

zurück, stiftete für die Stadt aus seinen Kunst- und Wissenschaftssammlungen ein kleines Museum, und starb dort ein Decennium später. Mehrere interessante Briefe von ihm sind mir jedoch auch noch von Altenburg zugekommen.

In diesem Sommer erhielt ich ferner von meinem alten Freunde David d'Angers aus Paris wieder ein Lebenszeichen. Rietschel war nämlich, nachdem er sein Friedrich-August-Monument vollendet und, nach der feierlichen Enthüllung desselben im Zwinger, vom Könige den Verdienstorden erhalten hatte, nach Paris gegangen, um dortige Künstler und Kunstwerke kennen zu lernen. David hatte ihn ebenfalls sehr freundlich aufgenommen und ihm endlich Briefe und Abbildungen seiner neuesten Werke für mich mitgegeben. Die ganze Scenerie meines frühern pariser Aufenthalts wurde dabei mir wieder lebendig, und ich freute mich des lebhaften Andenkens eines Mannes, dessen jugendlich kräftige Individualität schon damals mir einen erfrischenden Eindruck nachgelassen hatte.

Was die Bücher betrifft, deren Studium die Mußestunden dieses Jahres großentheils ausfüllte, so nenne ich zunächst Franz und Hillert, „Hegel's Philosophie in wörtlichen Auszügen", worin das Geistesgewicht dieses scharfsinnigen Mannes doch auf eine sehr gegenständliche Weise hervortritt. Es war mir indeß merkwürdig, bei einer im ganzen so mächtigen Schärfe der Intelligenz doch auch mitunter noch viel Abstruses wahrzunehmen, wie namentlich alles das, was über den Begriff der Kraft dort gesagt ist. Das so sehr Problematische der alten Frage: „Was ist Wahrheit?" kam bei alledem mir vielfach wieder in die Gedanken, und ich mußte zuletzt wol bemerken, daß sehr vieles von der hier dargebotenen Wahrheit doch niemals durchaus das Meinige werden könne. Jedenfalls hätte ich mich übrigens immer noch mehr mit dieser Arbeit verständigen können als mit der von Rosenkranz über Schelling, welche mir in gar zu vieler Beziehung ungenügend erscheinen

mußte, da das, was ich immer als die eigentliche Mission dieses Begründers der Naturphilosophie hatte denken müssen, nämlich die Lehre von dem organischen Zusammenhange des Ganzen, wie sie sich in seinem Begriffe der Weltseele ausdrückt, nirgends scharf genug hervorgehoben erschien. — In einer ganz andern Richtung beschäftigte mich Otfried Müller's „Archäologie der Kunst", und erfreute mich überall da des edeln klaren Ausdrucks eines durchaus nur am Besten herangebildeten Geschmacks. Außerdem wurde Plutarch öfters wieder vorgenommen, und ich fand, daß seine Gestalten mir nun erst so recht wirklich aufgingen, und daß an ihnen zugleich vieles Contemplative über Lebenkunst, ja selbst über Naturwissenschaft jetzt werth und bedeutend erschien, was mir früher in diesem Maße nie hatte aufgehen wollen. Zu zeiten kam es denn auch wol an die altdeutsche Literatur, und besonders hatte mich einst auf mehrere Wochen der Parcival sehr in Anspruch genommen, indem er mich zu manchen Vergleichungen mit dem Nibelungenliede veranlaßte, von denen zum Theil ich es wol noch jetzt beklagen möchte, daß ich auch gar nichts davon niedergeschrieben und wenigstens mir für spätere Zeiten bewahrt hatte.

Zu den kleinern Arbeiten, die neben der still und innerlich mehr und mehr vorrückenden „Psyche" in diesem Jahre entstanden, gehört nun insbesondere auch noch ein einzelnes Heft, welches bei Gelegenheit der im Herbst zu begehenden fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeier der hiesigen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde geschrieben, dort dann öffentlich vorgetragen wurde, und vielleicht verdient hätte, immer von Zeit zu Zeit in dem Gedächtniß der Menge wieder aufgefrischt und empfohlen zu werden, da die Zustände, auf welche es sich bezieht, ja leider in der Menschheit immer und immer sich wiederholen. Der Titel dieses Heftchens war nämlich: „Die Kunst krank zu sein." Bei dem öffentlichen Vortrage und

beim Erscheinen der gedruckten Bogen fand das Ganze viel Beifall und hat wol hier und da beigetragen, daß ein oder der andere Kranke unvermeidliche Zustände mit mehr Umsicht und richtigerm Verhalten ertrug, womit ich denn zugleich alle auf die kleine Arbeit verwendete Mühe für hinlänglich belohnt erachten will; im ganzen aber wird freilich auch dieser gute Rath wie so viel andere am Unverstande der Menge großentheils wieder fruchtlos vorübergehen, und somit zuletzt doch eigentlich ziemlich im Leeren verhallen.

Ein anderes, was ich jetzt auch auszuführen unternahm, was indeß erst im nächsten Jahre zum Abschluß gelangte, war das schon früher erwähnte Gedächtniß für Tieck's Leseabende, wie sie uns nun so ein zwanzig Jahre hindurch in Dresden erfreut hatten. Kam es mir doch wie eine heilige Pflicht vor, all dies Schöne nicht so rettungslos im Zeitstrome untertauchen zu lassen, sondern mindestens aus treuem Herzen all diesem Hingeschwundenen ein Monument zu setzen! Ich hatte ja in den verflossenen Jahren nicht selten dann, wenn Tieck irgendein großes Werk, so recht wie ein beschriebenes Palmenblatt vor uns aufrollte, spät abends lange noch am Schreibtisch gesessen, und manche Erinnerungen und manche Betrachtungen darüber aufgeschrieben für eigene tiefere Fühlung und für künftiges Durchdenken. All dies brauchte ich ja jetzt nur zusammenzufassen, an einen passenden Faden zu reihen und an einem geeigneten Orte aufzubewahren, so war der Sache geholfen. Und so geschah es denn! Als Aufbewahrungsort wurde für den Aufsatz das „Historische Taschenbuch“ von Friedrich von Raumer gewählt, und noch heute kann der Leser (besonders wenn er von einigen entstellenden Druckfehlern absieht), dort im Jahrgange 1845 diese Betrachtungen und Gedankenzüge niedergelegt finden, und daran einen ungefähren Maßstab sich schaffen, wie Vortreffliches uns einstmals hier wirklich zutheil wurde.

Endlich sollte ich aber, noch ehe dies Jahr wieder ablief, erfahren, daß zwei Männer aus dem Leben geschieden waren, die mir in früherer Zeit sehr nahe gestanden hatten, Dietz und Heinroth; und wenn auch dergleichen, indem gewissermaßen durch viele dazwischengewachsene Jahre die Trennung schon vorbereitet ist und nicht mehr so augenblicklichen Schmerz erregt, so bringt doch alles dergleichen die Flucht der menschlichen Dinge an sich immer besonders lebhaft vor die Seele, und betrübt tief in der Stille. Hatte ich doch beiden in jungen Jahren vielfache und nachhaltige Anregungen zu danken gehabt! Sei ihnen die Erde leicht! Dieser Dietz namentlich war ein wol zu Größerm bestimmter Geist, ein Mann von viel Glut der Phantasie, energischem Wollen und von durchaus innerlichem und in Bezug auf alles Aeußere ganz anspruchslosem Wesen. Die Kunst hatte ihm nie irgendeine bedeutende Frucht gebracht, sein Leben war unter Armuth, Noth und Krankheit hingegangen, und doch dachte er, solange ich ihn kannte, groß von dieser Kunst und der Aufgabe des Künstlers, und erhielt sich immerfort seine eigene scharfe Weltanschauung! Heinroth's Arbeiten sind mehr gekannt, und er hat seine, wenn auch nicht für lange, bleibende Stellung in der Literatur sich erworben, aber auch in ihm war die Frischheit des Gemüths dauernd, und ich habe früher schon es ausgesprochen, wie manche Förderung meiner Arbeiten von ihm ausgegangen war. So kann man also wol denken, daß die trüben Novembertage diesmal viele Erinnerungen wieder anregten, und nicht selten ernste, ja wehmüthige Stimmungen herbeiführten.

Gleichsam als sollte indeß das Nebelgrau des heranziehenden Winters noch mit irgendeiner Farbenbrechung belebt werden, begegnete mir: einmal, daß von einer kürzlich in Schweden verstorbenen dankbaren Kranken ganz unerwarteterweise mir ein kleines Vermächtniß angezeigt wurde, und ein andermal, daß die Akademie der Künste zu Florenz mich durch

ein feierliches Schreiben zu ihrem Mitgliede ernannte. Der Brief des Akademiedirectors hub an ganz steif und förmlich: „E' giunto fino a noi la fama del suo Valore nell arte di dipingere il paese etc.", und machte mir besonders dadurch Freude, daß er mir das schöne Firenze in all seinem Reiz und seiner mittelalterlichen Schönheit hell wieder in die Erinnerung brachte.

Was aber jenes Vermächtniß betraf, so war es hier, wie bei Gellert, eine schwedische Gräfin, die sich einmal für einen deutschen Gelehrten interessirte. Diese that es freilich noch mehr für den deutschen Arzt, der allerdings manches dazu beigetragen hatte, ihr die Beschwerden höherer Jahre erträglich zu machen. Es war eine Gräfin Schwerin, welche viel in Dresden gelebt hatte, vom verstorbenen König Anton gekannt war, Tieck hier öfters hatte lesen hören und ihn zuweilen bei sich sah, nach deren Tode man mir einen Auszug aus ihrem Testament zusandte, in welchem es hieß, daß sie mir „aus Liebe und schuldiger Dankbarkeit" die Summe von 1000 Rthlr. Banco (etwas über 500 Thlr.) vermache. Es war das erste mal*), daß mir dergleichen begegnete, und da überdies schon damals dankbare Gesinnungen gegen den Arzt seltener sich kundzugeben anfingen, so war dieser hübsche Fall eines nicht ganz im Lethe untergegangenen dankbaren Gedächtnisses zwiefach erfreulich.

Das nächste Jahr, 1844, ist dadurch mir wol ein bedeutendes geworden, daß es die große Lebenserfahrung der Reise durch England und Schottland gewährte, denn wenn auch im ganzen der Mensch die rechten Entfaltungen immer am meisten innern Erfahrungen zu danken hat, so bleibt die

*) Ist auch das einzige mal geblieben; sowie ich auch nie in Lotterien oder sonst gewonnen habe, und sagen darf, daß nur durch Thätigkeit und Arbeit mir zutheil worden ist, was ich irgend erlangt habe.

gegenständliche Anschauung eines neuen Landes und bedeutend entwickelten Volks, doch stets für den Geist ein wichtiges Ereigniß! Wie lange hatte ich übrigens nach jener Pilgerfahrt schon mich gesehnt, wie manche Pläne hatte ich auch früher wol dazu ausgedacht, und wie wenig würde ich doch dazu gekommen sein, wäre nicht die Reiselust unsers verehrten Königs endlich die Brücke geworden über den Kanal nach jenen merkwürdigen Inselländern! — Doch noch war am Anbruch des Jahres der Gedanke dieser Reise mir fern, noch konnte ich keine Ahnung haben, daß in wenigen Monaten dergleichen Wünsche sich realisiren sollten, und nur die besonders schönen harmonischen Klänge Palestrina's, Händel's und Mozart's, die man mich am 3. Jan. hören ließ, waren vielleicht schon die prophetischen Zeichen, daß irgendetwas Außerordentliches in nächster Zeit sich erfüllen könnte! — Bevor ich indeß hier weiter berichte, muß ich eines kleinen Zwischenactes gedenken, welcher zunächst bestimmt schien, mich wieder in sehr frühe Zustände zurückzuversetzen. Seit längerer Zeit nämlich hatte in Leipzig ein Literatenverein sich gebildet, mit Laube an der Spitze, welcher nach Männern sich umthat, die durch allgemein interessante, wissenschaftliche Vorträge ihnen materielle Unterstützungsmittel für Hülfsbedürftige unter ihnen selbst, gewähren könnten. Auch an mich, ja an mich vorzüglich, waren ihre Wünsche gebracht worden, und ich wurde so dringend eingeladen, ihnen einmal solch einen Vortrag zu geben, daß ich nicht füglich unbedingt ablehnen durfte. Ich entschloß mich also für den Anfang Februar zu einer solchen kleinen Reise, und dies um so mehr, da mir daran lag, einmal meine Gedanken über Kranioskopie auch auf diese Weise auszusprechen, und dadurch dem wirren und damals wieder durch Gustav Struve viel herumgetragenen Gallimathias der Gall'schen Phrenologie somit die richtige Deutung und Correction zu geben. Ich fuhr den 2. Febr. mit meinem Töchterchen Mariane, die von einer

Freundin sich dorthin eingeladen fand, nach Leipzig, benutzte den ersten Tag, um mich wieder in diesen alten Localitäten zu orientiren, sah alte Freunde, achtete auf die mehr und mehr sich umgestaltende Stadt und widmete auch eine Stunde der Kenntnißnahme von den Einrichtungen des durch rühmlichen Gemeinsinn begründeten Augenheilinstituts. Am nächsten Tage hatte ich die Vorbereitungen zur Vorlesung zu treffen, besuchte Weber, welcher eben mit seinen Messungen über Muskelcontraction beschäftigt war, und sah dann das archäologische Museum und die Schletter'sche Gemäldesammlung. Das erstere, an Abgüssen noch nicht sehr reich, besitzt doch eine Merkwürdigkeit seltener Art an einem Cedernholzsarkophag mit schönen daraufgeschnitzten Bildwerken, woran im ganzen aber mir der eigenthümlich feine Geruch des Holzes, durch mehr als zwei Jahrtausende zu einem wunderbaren Parfum gesteigert, doch weitaus das Merkwürdigste blieb. Im Schletter'schen Hause störte mich bei vieler Pracht wiederholt das Kleinliche der Aufstellung, doch enthielt es sonst allerdings sehr schöne Sachen: so z. B. einen prächtigen sturmbewegten Wald von Calame, ein reizendes Winterbild von Wickenberg, eine Sklavin von Horace Vernet, ein treffliches Seebild von Achenbach und anderes mehr. Nach einem interessanten Diner bei Freund Crusius wanderte ich dann in der Dämmerung auch noch hinaus an den Mühlgraben zu jenem Hause, wo ich einst das Licht der Welt erblickt hatte. Es war mir eigen zu Sinn, wie ich so als Fremder in den stillen Hofraum sah, hineintrat, und die alten Fenster erblickte, hinter denen der Knabe gelernt und gespielt hatte. Was denkt man da nicht alles durch! Doch die Stunden drängten; ich mußte zur Stadt zurück, und hielt nun meine Vorlesung im Local der Buchhändlerbörse, vor einem zahlreichen und aufmerksamen Publikum, empfing den andern Tag den Dank einer Deputation des Literatenvereins und noch manche Freundlichkeiten von

ältern Bekannten, fuhr dann hinaus zu dem **Director** der Taubstummenanstalt Reich, wo ich über die Träume der **Tauben** mir einige Notizen einsammelte*) — und fand mich **endlich** — nicht ohne vorher noch einen Blick auf das Winterkleid **meines** alten Rosenthals geworfen zu haben — schon am Abend **desselben** Tages mit meiner lieben Begleiterin wieder in **Dresden**. Manche sonderbare Individualitäten waren mir übrigens **in** dieser kurzen Zeit hier wieder durch das Sehfeld **gegangen**! Zunächst dieser Laube selbst, alles andere eher als **das Bild** eines Dichters, und als Gegensatz zu ihm, der dänische **junge** Componist Gade, damals erst auftauchend mit einigen **guten** Werken, und in seinen äußern Formen in mancher **Beziehung** an das Bild des jungen Mozart erinnernd. Diese **beiden** Köpfe, die ich noch in einer Abendgesellschaft nach **der Vor**lesung bei Crusius ausmaß, waren gewissermaßen selbst **sofort** recht ein praktischer Beleg zu meinen Theorien, denn **die Ver**hältnisse beider waren fast in allen drei Schädelregionen **gerade** die umgekehrten. Wo der kluge, aber kalte und **willensfeste** Laube bedeutende Maße zeigte, da fehlte es dem auch **kräftigen**, aber mehr poetisch-musikalischen Gade; der dafür wieder **durch** Breite und Höhe des Mittelhauptes, große Breite der **Ohren**region und eine schön nach beiden Seiten hin gewölbte **Stirn** sich auszeichnete. Dann war fast ein ähnlicher **Gegensatz** dieser Art vorhanden in dem hochbetagten würdigen **Medicus** Sachse — noch immer derselbe wackere Arzt, der meinen **Ael**tern und mir in jungen Jahren sonst in Leipzig ärztliche **Hülfe** gebracht hatte, eine hagere, aber wohlwollende ruhige **Gestalt** —

---

*) Sie träumen, wenn sie irgend unterrichtet wurden, doch **haupt**sächlich in Worten, und zwar so mehr als in Gesichts**vorstellungen**. In ihrem sonstigen Sein ist ihr Talent für Mechanik oft sehr **auffallend**, und können sie gerade hierdurch vielfältig zu brauchbaren **Arbeitern er**zogen werden.

und ihm gegenüber der göttinger Physiker Weber, mit einem seltsam beweglichen, etwas nervösen Ausdruck — selbst an eine beweglich zitternde Magnetnadel erinnernd. — Noch weiter wiederholten solche Gegensätze der Anatom und Physiolog E. H. Weber, mit seinem untersetzt kräftigen Ausdruck, gegenüber seinem dritten jüngern Bruder; und endlich gar mir selbst gegenüber der erste Gespiele meiner Kindheit, ein gewisser Werner, Sohn einer längstverstorbenen Schwester meiner Mutter, sonst ein heiterer rüstiger Geschäftsmann, jetzt krank und geistig schon ganz abgestumpft! Alle diese Bilder gaben mir viel zu vergleichen und zu denken — meine ersten anatomischen Vorlesungen, dreiunddreißig Jahre früher in Leipzig, fielen mir auch wieder ein! aber endlich war ich doch froh, in Dresden mich wieder in meiner stillen Villa zu finden!

Im selben Februar erhielten wir, d. h. Franke, von Ammon, ich und Clarus (in Leipzig), nun auch die Ernennung zu Geheimen Medicinalräthen und damit eine etwas höhere Stellung in der Rangordnung, und eine kleine Verbesserung unserer Gehalte. Ich darf dies als die einzige öffentliche Anerkennung anführen, die mir unter der Regierung Friedrich August's II. geworden ist, so sehr Höchstderselbe mir sonst immer ein huldvoller und Vertrauen bezeigender Herr bis zu seinem Ende geblieben ist; auch wurde in allen meinen sonstigen Verhältnissen durch diese Gnadenbezeigung etwas Weiteres nirgends verändert.

Was meinen brieflichen Verkehr mit dem wunderlichen Regis betrifft, so war er um diese Zeit besonders lebhaft, und ich bekam namentlich von ihm, der bereits an die Ausarbeitung seines „Swiftbüchleins" gegangen war, mancherlei über diesen gallsüchtigen und doch so geistvollen Dechanten zu vernehmen. Unter anderm schickte er mir dessen Predigt „über das Schlafen in der Kirche", und zwar zu großem Ergötzen auch der Meinigen, und ich schrieb damals darüber: „Ich

weiß nicht warum Sie glauben, daß ich solchen Abscheu vor Swift habe! Krank war er freilich — leberkrank — gallicht, macht mir deshalb keinen frischen gesunden Eindruck, aber theils interessirt er mich eben als Kranker, theils schätze und bewundere ich den tiefen, reichen und tüchtigen Geist! So ist denn auch diese Predigt sehr merkwerth — aber immer schwebt man zwischen Ironie und Ernst, und findet es doch stets charakteristisch, wenn er nachher die besten Betrachtungen an die unbedeutendsten Gegenstände gleichsam bündelweise wegschenkt. Weniger dagegen will mir die von Ihnen auch mitgesendete Schmähschrift auf einen Verstorbenen gelten! Darin ist es namentlich, daß ich jene galligte Gehässigkeit finde, die ich nur als Dornauswuchs einer ursprünglich zu vollem grünem Laubschößling bestimmten Knospe ansehen kann! Es wird allerdings gut sein, wenn Sie uns einst aus viel dergleichen einen Swift-Strauß geben! ich würde ihn betrachten wie jene, gerade in dem blütenreichen Neapel beliebten, künstlichen Blumen aus Juchtenleder, welche wegen ihres bitterlichen aromatischen Geruchs nicht selten als Geschenke ausgetheilt zu werden pflegen, und zwar nur, weil man dort wirkliche Blüten für zu nervenangreifend hält."

Merkwürdig war mir ferner in dieser Zeit manche große und neue Erscheinung, welche in den ersten Monaten dieses Jahres unser Theater uns heranbrachte. Im wesentlichen waren es Nachklänge von Tieck's hiesigem Aufenthalt, die wir früher schon bequem hier hätten erlangen können, wäre nicht seinem Wirken und seinen Vorschlägen jene Atmosphäre, an welcher er sich späterhin durch seine „Vogelscheuche" gerächt hat, überall zuwider gewesen. In Berlin dagegen hatten die unter seiner Leitung einstudirten Werke: „Sommernachtstraum" und „Antigone", großen Beifall erlangt, und so kamen sie jetzt, wo der Dichtergeist nicht mehr von den hiesigen Menächmen gefürchtet zu werden brauchte, endlich auch hier zur Aufführung.

Insbesondere erfreuten mich die ersten noch sehr sorgfältig behandelten Vorstellungen des „Sommernachtstraum", wozu Mendelssohn eine Musik gedichtet hatte, die das schöne romantische Gedicht in noch höhere Regionen der Romantik hinaufhob. Weniger konnte ich mich zuerst mit der „Antigone" vereinigen, wo die volle Orchestermusik, der zwanzigstimmige Gesang und überhaupt das ganze bunte Theater mir anfangs zu schroff der Sophokleischen Einheit und Reinheit gegenüberstanden. Späterhin freilich, als ich diese Scheu überwunden hatte, wirkte allerdings das Ganze doch immer sehr mächtig auf mich ein, und ich betrachtete es mit wahrem Dank und als große und neue Lebenserfahrung, auch ein solches, um ein paar Jahrtausende zurückliegendes mächtiges Werk durch neuere Kunst wieder zu reiner Offenbarung gebracht zu sehen!

Zwischen jenen Werken war aber nun auch die „Armida" von Gluck, unter Leitung von Richard Wagner, durch die Devrient auf unserer Bühne heimisch geworden, und welcher Eindruck mir ebenso von daher kommen mußte, dafür gibt schon ein in der „Mnemosyne" bereits vor Jahren abgedruckter Aufsatz hinlängliches Zeugniß.

Endlich habe ich jedoch noch zu gedenken, daß mir in diesem Frühjahr, und zwar ehe der Sturm der Vorbereitungen zur englischen Reise sich erhob, und wol namentlich bedingt durch manche innere höhere Vibration seelischen Lebens, zuerst der deutliche Gedanke zum Abschluß meines seit langem schon begonnenen Cyklus von Dante-Bildern aufging. Drei große Landschaftsgemälde nämlich hatte ich mir vorgesetzt zum Gedächtniß meiner Dante-Studien auszuführen: eins aus dem „Inferno", eins aus dem „Purgatorio" und eins (was mir eben lange nicht klar erscheinen wollte) aus dem „Paradiso". Die beiden erstern waren längst beendet, eins der Eingang zur Unterwelt; jenes dunkle Thor mit der Inschrift: „Per me si va nella citta dolente etc.", und das andere: die Ankunft

der Seelen am Fuße des Berges des „Purgatorio" in dem geheimnißvoll von Engelsschwingen gelenkten Schifflein; aber wie ich das Paradies darstellen sollte — daran war bisher immer meine Phantasie gescheitert. Jetzt also war es mir aufgegangen: eine an die beiden andern sich organisch anschließende Darstellung könne hier nur möglich werden, indem der Moment gewählt würde, wo Dante auf der höchsten Höhe des irdischen Paradieses stehend, den reinen Strahl aufgehenden Sonnenlichts aus dem Auge der dort ihm erschienenen Beatrix aufnimmt, und in und durch dieses Lichtmeer die Geistesschwingen empfängt, um von da an auch jenes weite Gottesfeld höchster Seligkeit zu durchfliegen. So entstand also die Aufzeichnung des dritten, freilich erst ein Decennium später vollendeten Bildes, und wenn einmal in später Zeit auf irgendeinem Dachboden, oder sonstwo, ein Kunstfreund diese, dann selbst vergilbten und halb verrotteten Gemälde auffinden und mit Muße betrachten sollte, so wird er vielleicht beklagen, daß deren Ausführung und volle Durchbildung nicht einem in malerischer Praktik mehr versirten Künstler möglich geworden war, dabei aber nicht verkennen, daß die allgemeine und geistige Conception doch aus einer Kunstseele und aus einem, Dante's Größe vollgültig ermessenden Geiste hervorgegangen sei.

Spreche ich übrigens hier einmal vom Malen, so will ich gleich auch noch beifügen, daß mitten unter all dem vielfachen Mühen der Vorbereitung zur englischen Reise ich selbst noch von Hübner gemalt wurde. Ich hatte diesem treu befreundeten Manne in diesem Frühjahr in schweren Tagen beigestanden, da auch er sein ältestes Töchterlein an einem leider unheilbaren Unterleibsübel verlor, und er wollte diesen Mühen ein Gedächtniß stiften, durch ein nach Kräften malerisch vollendetes großes Porträt von mir, bei welchen ihm das schöne Werk auf unserer Galerie: der Arzt des Correggio — als ein freilich unerreichbares Vorbild vorschwebte. Das

Ganze wurde erst nach meiner Rückkehr von England beendigt, und ist später auch durch eine Lithographie bekannt geworden. Trotz aller aufgewendeten Sorgfalt blieben die Urtheile darüber getheilt; daß es jedoch ein künstlerisch sehr tüchtig durchgeführtes Werk genannt werden dürfe, haben auch die weniger Befriedigten allezeit anerkennen müssen.

Was nun die Reise nach England selbst betrifft, so muß ich sie hier völlig übergehen, da die mannichfachen Lebenserfahrungen, die sie mir gewährt hat, sich sämmtlich in den beiden Bänden niedergelegt finden, welche unter dem Titel „England und Schottland" in Berlin im nächstfolgenden Jahre erschienen und bald darauf auch in einer englischen Ausgabe*) bekannt geworden sind. — Wieder war es der 9. Aug., derselbe Tag, der zehn Jahre später unserm König den Tod brachte, an welchem wir in dem mit Fahnen, Ehrenpforten und Blumengewinden feierlich angethanen Dresden einzogen, und auch mir sollte nach so viel Schönem sogleich eine Prüfung bereitet sein, da unmittelbar nach meiner Ankunft unsere geliebte Eugenie an den Masern ernstlich erkrankte. Noch einmal ging indeß hier der Todesengel vorüber, freilich nur um acht Jahre später diese Blüte doch zu brechen; und so erfreute sich denn, wie die Genesung vorrückte, damals das ganze Haus an den vielen und mannichfaltigen von der Reise mitgebrachten Schätzen. Schon der 17. war zum Umzuge nach Pillnitz bestimmt, wohin indeß die Meinigen wegen jener Krankheit erst einige Tage später folgten, und wo ich nun mehr Muße finden sollte, die tausendfältigen Reminiscenzen der Reise zu sichten und zu ordnen.

Die innere Stimmung war eine eigene, mit welcher ich damals in die einsamen Räume dieses Schlosses wieder ein-

---

*) The King of Saxony's Journey through England and Scotland in the year 1844 by Dr. Carus, translated by Davison (London 1846).

kehrte. Wie gewöhnlich nahm ich an Tafel und Soiréen der königlichen Familie (außer bei besondern Einladungen) nicht theil, hatte überhaupt außer den Meinen zumeist nur den Umgang mit unserer verehrten Freundin von Lüttichau, und so lag ich denn am ersten Abend dort wieder im Fenster, sah hinaus in die stille Nacht über die den Sternenschimmer widerspiegelnde Elbe und kühlte mich an dem milden von der Insel herüberwehenden Lufthauche. Später schrieb ich auf ein Blatt meines Gedenkbuchs:

„Diesmal bin ich einmal anders als sonst hier eingezogen. Ich bin ganz allein hier, und nach dem Durchziehen so ferner Regionen und nach manchen neuen innern Erfahrungen komme ich auch in neuer Stimmung zu diesen Blättern. Wie ich heute Abend so hinaussah auf den Strom, der still und unausgesetzt seine Wellen durch Wiesen und Weiden daherbringt, fühlte ich mich so eigenthümlich ruhig, klar, der Welt im ganzen vermählt und vom einzelnen der Erscheinung so frei und unabhängig. Vergebens suchte ich in meinem Innern nach manchem leidenschaftlichen Zuge, der lange mit Heftigkeit nach einem einzelnen Ziele mich hintrieb, und eine eigene innere Freudigkeit wehte mich an, wenn ich empfand, wie rein in meiner Seele die Gedanken aufgegangen waren, gerade über das, was mit Recht die höchste Lebensaufgabe genannt wird! Welt und Leben hatten mir eine gewisse Durchsichtigkeit erlangt, und eben darum hatte ich das Recht gefühlt, mit beiden auf gewisse Weise abzuschließen und mich mit mir allein zu fühlen. So scheint nun ein neuer Act dieser Existenz sich vor mir aufzurollen — manche Früchte sollen jetzt an den Strahlen dieser Spätsonne geläutert, manche höhern Geistesblüten erschlossen werden! — Gebe denn ein gütiges Geschick zu all diesem auch das Glück einer verschönten Gegenwart und freudig sich immer erneuernden Thatkraft!“

IV.

Um dem Leser gleich recht unmittelbar fühlbar zu machen, was damals mich alles bedrängte und thätig gefördert sein wollte, füge ich hier folgende Briefstelle an Regis ein: „Ich habe nun im vollen Sinne des Worts alle Hände voll zu thun, denn ich verhandle mit Weichardt über eine zweite Auflage der «Physiologie», es sollen neue Hefte vom Atlas der «Kranioskopie» und von den «Erläuterungstafeln für vergleichende Anatomie» erscheinen, ich möchte die «Psyche» fördern, vor allem aber das Tagebuch vornehmen und vollenden, endlich aber möchte doch auch manches von den Reiseeindrücken aus frischer Erinnerung sofort gemalt sein! — o! Hilf Himmel!"

Ich rührte mich indeß wirklich ganz ordentlich, und das erste, was in Pillnitz beendet wurde, war das Aperçu über den Gesammtcharakter von England, nach Boden und Wasser, Luft und Pflanze, Thier und Mensch, womit mein Tagebuch später eröffnet wurde. Dabei war es gewiß diesen Arbeiten sehr förderlich, daß die obgenannte Freundin hier wieder mir zur Seite lebte, denn indem ich außer den Meinigen auch ihr alles der Art vorlas und mit ihr durchsprach, erhielt sich mir die Lust der Production um so mehr, da ich hiermit gleichsam jede mögliche Wirkung des Geschriebenen auf ein

würdiges Publikum vorwegnahm, und meine Zukunft schon in der Gegenwart erblickte. Schrieb daher damals auch an Regis hiervon: „Ich darf wol sagen, daß diese ausgezeichnete Frau hier ein wahres Juwel für mich ist; ihr feiner Geist unterscheidet trefflich alles Bedeutende, und so ersetzt sie mir viele Lücken, die, zumal nach Tieck's Weggange, so sehr sich hier fühlbar machten." Nahm sie doch gewissermaßen selbst an meinem Briefwechsel mit Regis theil, indem ich ihr oft die mitunter sehr merkwürdigen und in einem höchst eigenthümlichen Stile geschriebenen Briefe desselben vorlegte. So erinnere ich mich z. B., daß ich mit diesem damals einen Streit hatte über Goethe's „Tasso", von dem er durchaus nicht so groß denken wollte, als mir es nach meinem Maßstabe unerlaßlich schien, sodaß ich endlich ihm ganz in Uebereinstimmung mit jener Freundin erwiderte: „Die verschiedene eigene Individualität ist es ja immer, welche am Ende auch alle Verschiedenheit der Auffassung bedingt! Deshalb eben unsere Discrepanz über «Tasso»! Man müßte, wie der Pater Seraphicus im «Faust», die Möglichkeit haben, jemand in sich zu nehmen und durch seine Augen sehen zu lassen, um sich ihm ganz deutlich zu machen! Wenn Sie aber nur meinem, nach Tieck's Lesung des «Tasso» skizzirt hingeworfenen Gedanken weiter nachdenken wollen, «daß im Vergleich zu dieser Tragödie in allen andern nur der Leib verwundet und getödtet zu werden scheint, während hier der Geist wirklich seinen tiefinnerlichsten Ichor verblute», so werden Sie auch empfinden, was das sei, wodurch ich genöthigt werde, dies Werk als das vollendetste anzusehen, sowie der «Faust» unbestritten das mächtigste und tiefssinnigste der ganzen neuern Literatur bleibt. Und was wäre denn überhaupt ein Vortrefflichstes, und nicht immer nur in seiner Art! Das ist ja eben so herrlich, daß das Schöne nicht die eine Spitze einer Pyramide ist, sondern daß es sich als eine ganze Cordillerenkette

mit unzähligen Pics dahinstreckt. Ich finde, daß Sie, Ihrer Individualität nach, vollständig im Recht sind, sich das Ihnen Gemäßeste anzueignen; mir aber steht der «Tasso» in seiner Art gerade ebenso hoch als «Julius Cäsar» und «Oedipus auf Kolonos».“

Im September dieses Jahres war die allgemeine deutsche Philologenversammlung in Dresden. Da ich indeß noch in Pillnitz wohnte, so konnte ich weder die Versammlungen besuchen noch mehrere von diesen Gästen sehen, außer Thiersch und Forchhammer aus Kiel, die mit Hofrath Schultz uns in unserer Villeggiatur aufsuchten. Von andern Fremden gaben mir dagegen Ehrenberg und Otto sehr ernste Beschäftigungen, denn letzterer kam hier sehr elend an, und zwar mit allen Zufällen der Brustwassersucht, wurde aber durch mich noch einmal glücklich hergestellt, und ersterer, der mit den Seinigen sich auf einer Ferienreise hier befand, hatte das Unglück, daß sein Knabe von einem heftigen Typhus befallen wurde, den ich indeß ebenfalls das Glück hatte zu heilen. Es war hierbei übrigens ganz interessant, daß dem rastlos thätigen Forscher bei diesem unfreiwillig verlängerten Aufenthalt noch eine hübsche geologische Entdeckung hier gelang; denn als der Kranke sich besserte, fing der Vater an, Excursionen in unserer Umgegend zu machen und die Gesteine derselben mikroskopisch zu untersuchen; wobei sich denn ergab, daß all die großen Mergellager, welche in der Nähe Dresdens, namentlich auf dem linken Elbufer sich hinziehen, und immer zur Kreideformation gerechnet wurden, unter gehöriger Präparation mit Copaivabalsam, auch ganz wie die Kreide selbst sich als wesentlich aus Trümmern von Polythalamienschalen bestehend nachweisen lassen, womit denn abermals ein Schritt zum bessern

Verständniß der Bildungsgeschichte von diesem Stück Erde gethan war.

So ging denn allmählich also auch dieses mir so merkwürdig gewordene Jahr zu Ende, und mein Reisetagebuch war in den langen Abenden bis dahin doch noch so weit vorgerückt, daß es bereits verschiedenemal zu größern Lektüren dienen konnte, wie ich denn z. B. schon in den ersten Tagen des November die Einleitung über allgemeine Eigenthümlichkeit Englands abends bei der Königin vorlas und vielen Beifall darüber erntete. Dabei bemerke ich denn auch noch, daß unser Königshaus die Freude hatte, in diesen Wintermonaten die vielgeliebte Schwester unsers Königs, die verwitwete Großherzogin Marie von Toscana, hier verweilend zu sehen, und wie denn die hohe Frau auch jetzt noch sich mir stets huldvoll geneigt zeigte, so kamen mir hierdurch zugleich vielfältige Erinnerungen an meinen zweiten Aufenthalt in Florenz wieder zu lebhaftester Vorstellung. Den angenehmen mischte sich indeß diesmal auch eine ziemlich tragische bei, denn um diese Zeit war jene Stadt von einer gewaltigen, viel Unheil veranlassenden Ueberschwemmung des Arno heimgesucht, und da hatte denn der Großherzog sorgfältig aufgenommene Pläne hergeschickt, auf denen alle Ueberflutungen durch blaue Färbung sehr gegenständlich dargestellt waren; diese Pläne wurden mir jetzt vom Grafen Martellini, dem schon in Florenz mir befreundeten Obristhofmeister der Frau Großherzogin, ebenfalls vorgelegt, und natürlich gab es dabei immer vielerlei über all diese Oertlichkeiten durchzusprechen und zu fragen. Auch die musikalischen Genüsse dieses Vorwinters zu vermehren gab die Anwesenheit jener liebenswürdigen Fürstin erwünschte Gelegenheit, denn der König hatte eigens für sie Mendelssohn von Leipzig herüberkommen lassen, und eines Abends fand ich mich daher, nebst nur einigen wenigen Auserwählten, auf dem Schlosse eingeladen, um diesen trefflichen Meister in einer

Weise spielen zu hören, wie ich ihn noch nie gehört hatte und auch später nie wieder gehört habe. Mendelssohn war der einzige Vortragende dieses Abends. Nach einer größern Beethoven'schen Sonate fragte er die Frau Großherzogin, was sie wol als Thema für ein freies Phantasiren bestimme? Nicht lange zuvor war die „Vestalin" gegeben worden, und es wurde daher aus ihr ein Thema befohlen. Es ist mir nun unvergeßlich, wie Mendelssohn nach einer genialen Einleitung zuerst wie von fern den Marsch des Triumphators hören ließ; näher und näher rückte dann das Chor heran, und auf einmal mischte sich unter jene Klänge, wie abermals nur von weitem, die Ouverture des „Sommernachtstraum". Nun entstand vor den Ohren der erstaunten Hörer ein wahres Blumengewinde beider Melodien; bald floh die eine in die Ferne, die andere trat vor, bald kehrte sich das Verhältniß wieder um, bis denn endlich alles in einem einzigen harmonienreichen Kranze schloß und nun noch einige „Lieder ohne Worte" die Soirée beendigten. Der Freude und des Lobes wollte jetzt kein Ende nehmen, und der Künstler wurde mit wohlverdienten Lorbern reichlich überhäuft.

Auch in der Singakademie kamen noch einige treffliche alte Sachen von Palestrina, Allegri und Durante zur Aufführung, und so hätte ich eigentlich sagen dürfen, daß das Jahr 1844 einen sehr harmonischen Abschluß gefunden habe, wäre nicht überall in der Tiefe unsers öffentlichen Lebens bereits damals ein gewisser unheimlicher Zustand von Unzufriedenheit und Gegenwirkung der untern Schichten gegen die obern und gegen die Regierung selbst, sichtbar geworden, der freilich erst vier Jahre später in helle Flammen ausbrechen sollte, indeß doch auch jetzt schon das reine Behagen der Existenz einigermaßen zu stören geeignet war, und das Vertrauen zur künftigen sichern Führung des Staatsschiffs erschütterte, für welches mir früher unser Bernhard von Lindenau eine so wohlthuende Bürgschaft gegeben hatte.

Bei alledem brachte indeß das Jahr 1845 gleich an seiner Spitze wieder eine sehr glänzende Erscheinung heran, nämlich am Abend des 3. Jan. abermals eine durch Vereinigung unserer Schröder-Devrient mit den meinem Hause befreundeten Künstlern möglich gewordene Bilderstellung, von einer Schönheit, wie sie nur aus Zusammenwirken solcher Kräfte hervorgehen konnte, und die es wohl verdient, daß ich sie hier ebenfalls der Vergessenheit einigermaßen zu entreißen versuche. Die Anordnung der Bilder selbst gründete sich eigentlich auf Wiederholung eines früher einst in Düsseldorf begangenen Schadow-Festes, bei welchem, nicht ohne Beziehung auf Verfall und Wiederaufrichtung deutscher Kunst, man Jerusalems Erniedrigung unter Herrschaft der Ungläubigen und seine Wiedererhebung durch Gottfried von Bouillon zur Darstellung gebracht und durch ein begleitendes Gedicht erläutert hatte. Diesmal nun war natürlich noch ein auf mich sich beziehender Prolog hinzugefügt, welchen, nebst jenem erzählenden Gedicht, die Bayer ebenso vortrefflich sprach, wie für die Gestalt des erst in Staub und Asche versunkenen und dann glorreich aufgerichteten Zion das große plastische Talent und die schönen Formen der Devrient ganz unübertrefflich sich eigneten, während der über ihr schwebende Engel mit der Kreuzesfahne, in der rührenden jugendlichen Schönheit unserer unvergeßlichen Eugenie, auf eine wunderbar ergreifende Weise zur Erscheinung kam. Die Sarazenen sowie die Ritter des Kreuzes fanden in den Künstlern und meinen beiden Söhnen kräftige Vertreter, und so rollten die drei großen Bilder sich wahrhaft prachtvoll auf. In dem ersten Bilde sah man Gottfried von Bouillon, durch jenen Engel aufgefordert zur Befreiung der erniedrigten Gottesstadt zu eilen, um ihn die Ritter noch in Schlaf versunken; im zweiten erschien Jerusalem, gebeugt und in Fesseln, über ihr der trauernde Engel, umher die herrschenden Sarazenen; im dritten endlich erblickte man die schöne Gestalt der

Jerusalem aufgerichtet auf dem Throne, vor ihr kniete Gottfried, umher die Ritter, und über dem Ganzen leuchtete die beflügelte Engelsgestalt, die siegende Kreuzesfahne in der Hand, das schöne Auge verklärt nach oben gewendet. Noch gibt ein durch den düsseldorfer Künstler Heubel, der selbst mit stand, jetzt aber auch schon nicht mehr unter den Lebendigen weilt, gezeichnetes Blatt in meinem zweiten Album einigermaßen den Begriff von der Schönheit, namentlich dieses dritten Bildes! Wer es freilich selbst gesehen, erkennt darin nur ein sehr schwaches und nichtsdestoweniger doch dankenswerthes Surrogat der Wirklichkeit.

Wenig Wochen später erhielt ich abermals die Nachricht vom Abscheiden eines vieljährigen Freundes, d. h. vom Tode Otto's, den ich im vorigen Jahre noch einmal hier so leidlich hatte herstellen können. Er unterlag, wie so häufig Brustkranke, der Rauhigkeit eines echten deutschen Winters, und Regis verschaffte mir noch allerhand Lebensnotizen und nachgelassene Papiere von den Seinen, aus denen ich sofort nicht verfehlte, eine Art von Elogium auszuarbeiten, welches ich in unserer Gesellschaft für Natur- und Heilkunde im Anfang März mit Beifall vortrug. Hatte er doch, wie schon mehrfach erwähnt, ohne mir innerlich und geistig eigentlich nahe zu stehen, lange an meinen Arbeiten treulich theilgenommen und mir insbesondere die Fortsetzung meiner großen „Erläuterungstafeln für vergleichende Anatomie“ dadurch sogar allein wesentlich möglich gemacht, was ich denn ihm und den Seinen stets durch nicht minder treue Gesinnung und vielfältige ärztliche Berathung zu vergelten gesucht habe. Es war mir merkwürdig, da er übrigens durchaus nie zu denen zählte, die man poetische Naturen nennen muß, unter den Papieren, die man mir aus seinem Nachlaß sendete, nun doch auch einige Gedichte zu finden, weshalb schon Regis schrieb, daß ihm darin eine Aehnlichkeit mit Albrecht von Haller sich herausstelle.

Allerdings war indeß der durchgehende wirklich poetische Drang hier weniger fühlbar als bei dem großen schweizerischen Physiologen, aber immer gab es mir doch abermals den Beweis, daß auch die trockenste Natur nie sicher ist, plötzlich einmal von einem gewissen Bedürfniß nach Poesie gepackt zu werden, und dabei denn freilich mitunter ebenso leicht alles Gleichgewicht zu verlieren, wie wir dies zuweilen gewahr werden, wenn gewisse sehr auf sich zurückgezogene und abstracte Naturen mit einem mal von Liebe hingerissen und verwandelt wurden. Daß unter Juristen so häufig ein poetisirender Dilettantismus bemerkt wird, konnte ich mir immer nur aus einer solchen unausbleiblichen Forderung des Gegensatzes in der menschlichen Seele zurechtlegen.

Es ist bekannt, daß in diesem Jahre an vielen Orten und so auch in Dresden große Ueberschwemmungen sich ereigneten, welche dadurch veranlaßt wurden, daß ungeheuere, großentheils noch im März gefallene Schneemassen gegen das Frühlingsäquinoctium durch plötzliches warmes Regenwetter zum schnellen Schmelzen gelangten und die Flüsse somit weit über ihre gewöhnliche Höhe steigerten. So geschah es denn auch mit der Elbe, aber ich ahnte anfangs nicht, daß ich selbst dadurch in eine eigene Collision gebracht werden sollte. In der zweiten Hälfte des Märzmonats nämlich erhielten wir die Nachricht, daß unsere vieljährige, früher schon mehrfach genannte Freundin, Gräfin Einsiedel, welche seit anderthalb Jahren Witwe geworden war und diesen Winter nicht in Dresden, sondern mit ihren Kindern auf Milkel bei Bautzen lebte, von einer so heftigen fieberhaften Krankheit ergriffen sei, daß ärztlicher Beistand von hier dringend nothwendig werde. Fast gerade um dieselbe Zeit indeß, nämlich am 15. März, war Prinzeß Johann von einer Tochter entbunden, welche den Namen Sophia erhielt. Die Entbindung war ziemlich schwer, sodaß ich nebst Hofrath Flemming thätigen Antheil hatte nehmen

müssen, und sonach in den ersten Tagen die hohe Wöchnerin nicht verlassen konnte. Es reiste denn zuvörderst mein Sohn an meiner Statt nach Milkel, ordnete das Dringendste an und brachte mir den Bericht zurück von einer weitaussehenden Krankheit, welche allerdings, sobald irgendmöglich, auch meine Anwesenheit erwünscht erscheinen ließ. Dazu kam es denn wenige Tage später, und ich achtete es natürlich in einem so wichtigen Falle nicht, daß schon von vielen Orten die Nachrichten über ausgetretene Gewässer einliefen, kam auch über einige überschwemmte Wege glücklich hin, und hatte die Genugthuung, einer von uns allen so sehr verehrten Kranken wesentliche Erleichterung bringen zu können, welcher denn auch einige Wochen später die völlige Herstellung folgte. Am andern Tage reiste ich nun zurück, gewahrte schon, als ich ins Elbthal eintrat, die ganz ungewöhnliche Höhe des Stroms, wurde jedoch noch weit mehr überrascht, als ich, angekommen auf der Esplanade von Neustadt-Dresden, alle Passage gehemmt, den Platz vor der Brücke unter Wasser gesetzt, die Brücke selbst aber gesperrt und von großem Volksauflauf umgeben antraf. Bereits hatten die wüthenden Fluten den vorspringenden Brückenpfeiler, welcher das große metallene Crucifix trug, sammt diesem weggerissen, Spaltungen an einigen Bögen waren bemerkt worden, man fürchtete weitern Einsturz und alle Passage war sonach streng verboten. Die Situation war sehr unangenehm, denn ich sah mich auf einmal von den Meinigen gänzlich abgeschnitten und mußte nur froh sein, nicht mit eigenem Wagen und Pferden gefahren zu sein, als welche voraussichtlich in vielen Tagen nicht hätten übergesetzt werden können. Jetzt schritt ich nun über die gelegten Stufen und Breter allein hin bis zum Blockhause (der Commandantenwohnung), sah daß die Brücke selbst noch stand, sah aber auch alles durch Militär besetzt und jedes Ueberschreiten der Brücke unthunlich. Meine einzige Hoffnung war nunmehr

auf meine bei der hohen Wöchnerin — Prinzeß Johann — nöthig werdende Visite gesetzt; ich traf unter der herumstehenden Menge den Hofrath und Oberbibliothekar Falkenstein, einen guten Bekannten, und zugleich mit dem gegenwärtigen Gouverneur und Kriegsminister von Nostitz einigermaßen befreundet, erzählte ihm meine Lage und folgte seinem Rathe, mit ihm direct zum Minister selbst zu gehen und von ihm die Gestattung meines Ueberganges zu erbitten. So stiegen wir hinauf in die Commandantenwohnung, trafen Herrn von Nostitz glücklicherweise sogleich an, und die Rücksicht auf die Prinzeß bestimmte denn auch sofort die Erlaubniß. Er selbst hatte die Güte mit hinabzugehen und mich durch die Wachen zu führen, mit dem Wunsche, „daß mich die Brücke noch wohl tragen möge"! Und in Wahrheit, dieser Uebergang war seltsam genug! Die hoch aufrauschenden trübgelben, mit Eisschollen gemischten Wogen leckten bis über den Schluß der Bögen herauf und bildeten überall eine schwindelerregend rasch dahinziehende, allerhand Trümmer mit sich führende, weite und breite tosende Fläche, die Brücke selbst war ganz öde und leer, aber am Ufer hüben und drüben stand, zumal auf den Brüstungen der Brühl'schen Terrasse, eine unzählbare neugierige Volksmenge; verschwunden war das hohe Kreuz, das mir so oft bei Abendgängen über die Brücke seine Formen schön auf den gerötheten Wolken hingezeichnet hatte, eine graue Wolkendecke wölbte sich über das ganze unheimliche Bild, und wie ich nun so allein von vielen tausend Blicken gefolgt über die Brücke fortschritt, glaubte ich oft ein eigenes Schüttern unter meinen Füßen zu fühlen. Indeß ich kam glücklich hinüber, fand drüben den Platz vor der katholischen Kirche ebenfalls überschwemmt, aber auch hier und da durch Breter überbrückt, und so gelangte ich endlich auf die Terrasse und von da glücklich zu Hause in die Arme der Meinigen, die nicht geringe Unruhe indeß um mich überstanden hatten, nun

aber freilich auch mit um so mehr Freude den Wiedergekehrten begrüßten.

Nur nach und nach verliefen sich in den folgenden Tagen die Gewässer, aber noch lange Zeit hatten wir statt unserer schönen Elbbrücke eine halbe, kaum oder gar nicht zu passirende Ruine und daneben eine dürftige Schiffbrücke; ja anfänglich mußte selbst das Dampfboot den Dienst des täglichen Uebersetzens versehen, und ich hatte reichliche Gelegenheit, all die sonderbaren Zustände zu beobachten und zu erfahren, die in einer volkreichen Stadt sogleich hervortreten, sobald in die gewöhnliche Flucht allgemeinen Verkehrs ein unerwartetes Hemmniß plötzlich geworfen wird. Für all dergleichen Elend zog indeß im April ein schöner blühender Frühling ein, die Wiese vor meinen Fenstern ergrünte ungewöhnlich zeitig, die Vögel sangen, schon am 21. aßen wir wieder im Freien, und so waren denn jene überstandenen Calamitäten bald, wenn auch nicht vergessen, doch weit in den Hintergrund getreten.

Auch unsere hohe Wöchnerin hatte sich wieder völlig erholt und erhielt jetzt den Besuch ihrer geliebten Zwillingsschwester, der Königin von Preußen, welche nebst ihrem Gemahl einige Tage hier verweilte. Beide Majestäten waren sehr wohl, und der König namentlich von großer Heiterkeit der Conversation, sodaß die schweren Wolken, die drei Jahre später auch ihm zu Häupten sich aufthürmen sollten, sichtlich damals noch völlig ungeahnt blieben, während auf unsere Königin, welche an jenem Tage, als Kreuz und Pfeiler der Brücke so plötzlich von den Fluten verschlungen wurden, sich gerade am Fenster des Schlosses vis-à-vis der Brücke befand, dies Ereigniß wie ein Portentum gewirkt hatte und mitunter wol Vorgefühle schwerer Verwickelungen erregen mochte.

Um die Mitte Mai wanderte mein Porträt von Hübner auf die Ausstellung nach Breslau, wir aber zogen wieder nach Pillnitz, allwo denn freilich diesmal, wie so oft in unserm

Klima, das schöne Frühlingswetter wieder für einige Zeit in eine Art von grünem Winter sich wandelte, der ganz ordentlich zum Heizen nöthigte, mich aber doch nicht hinderte, theils auf alle Weise die Herausgabe des englischen Tagebuchs zu fördern, theils nach vielfältigem Vorlesen und Besprechen die „Psyche" weiter und weiter durchzuführen, ja sie der Vollendung nahe zu bringen.

Was fremde Arbeiten betraf, so kann man denken, daß keine mehr meine Aufmerksamkeit damals in Anspruch nahm als der „Kosmos" von Alexander von Humboldt, dessen erster Band in diesem Jahre erschienen war. Die Einleitung, und manches über den Plan des Ganzen, kannte ich allerdings theils aus Humboldt's eigener Vorlesung, zwölf Jahre früher in Breslau, theils aus manchen besondern mündlichen Mittheilungen; aber welchen Eindruck mir nun das Werk an sich machen werde, darauf war ich natürlich im höchsten Grade gespannt. Es verstand sich von selbst, daß die außerordentliche Belesenheit, die große Umsicht und (wenn so zu sagen erlaubt ist) Reinlichkeit der Arbeit schon in diesem ersten Theile mir die vollkommenste Anerkennung aufdrang, aber ich konnte mir zugleich nicht verbergen, daß ich eine gewisse Begeisterung in Auffassung des Ganzen vermisse, und daß ich vergebens hier jene gesunde Andacht der Seele suchte, welche, indem sie selbst so durchaus bei der Sache ist, auch den Leser fortreißt in die Tiefen des Materials, und ihn dadurch für jedes einzelne der Aufgabe in ebenso lebendigem Interesse erhält. Was übrigens noch im Speciellen mir für das, was er die „Uranologie" nennt, als wesentlicher Mangel erscheinen mußte, geht aus folgender Stelle eines damals geschriebenen Briefes sattsam hervor: „Humboldt's «Kosmos» wird, glaube ich, weit

mehr gekauft als gelesen werden. Er ist reich an vielen interessanten Notizen, aber ohne Begeisterung geschrieben, und enthält mir zu viel untereinander. Daß aber der Autor selbst die Lehre von der Bewegung der Himmelskörper hier wieder so ganz allein nach alter Weise beschrieben hat, ohne auch nur mit Einem Worte Rücksicht zu nehmen auf die im philosophischen Sinne so bedeutende Spirale, welche, eben als eine in sich unendliche Linie, nun auch nothwendig die wahre Richtschnur sein muß, für alle in sich ihrer Art nach ebenfalls unendlichen Bewegungen des Weltganzen, erschiene mir überall unverzeihlich, am meisten aber für einen Geist wie Alexander von Humboldt."

Gegen die Mitte des Juli zogen wir nun zur Stadt, und wenn dort irgendetwas den, im ganzen wieder so glücklichen Kreis unsers Familienlebens stören konnte, so war es, daß mein geliebtes Mutterchen, welche durch ihr eigenthümlich geistvolles heiteres Wesen noch in ihrem 82. Jahre uns allen stets ein wahres Musterbild geblieben war, jetzt sichtlich körperlich schwächer wurde und somit wol auf eine nicht allzu ferne Trennung uns vorbereitete. Dagegen durfte ich mich an dem kräftigen gesunden Wesen meines ältern Sohnes freuen, der als Arzt sich überall tüchtig zeigte und eben zu einer Reise nach Schweden und Dänemark sich vorbereitete; der jüngere setzte in Leipzig unter Erdmann's Leitung seine chemischen Studien mit mehr Erfolg fort als in Jena in Wackenroder's pharmaceutischem Institut, wo ich den Mangel an strenger Aufsicht und geistiger Förderung einige Zeit lang gar sehr zu beklagen gehabt hatte, während meine Töchter, jede in eigenthümlichem, aber immer gutem und liebevollem Wesen sich mehr und mehr entwickelnd, alles aufsuchten, was uns irgend Freude zu bereiten im Stande war. Schließlich die damalige Lebensauffassung in mir selbst betreffend, so schrieb ich darüber an Regis, im Gegensatz zu dessen dunkelm und zurückgezogenem

Wesen: „Es gibt mir oft eigene Gedanken, wie unsere Ansichten doch so weit auseinanderliegen! Mir treibt das Leben immer neue Begegnungen, neue Verhältnisse, neue Bestrebungen heran, die mich zwingen, stets von neuem der Wirklichkeit mich rüstig zugewendet zu erhalten, ja die mir kaum Zeit gestatten, das, was im Innern rastlos empordringt, sattsam zu formen und zu verarbeiten, während Sie — still und fast regungslos einfach — ein immer gleiches Lebenswerk abspinnen, und alle breite Muße auf Literatur und innerliches Treiben zu wenden im Stande sind. Am Ende begegnen sich jedoch gewissermaßen auch so verschiedene Richtungen, indem man wohl sagen möchte, daß, wenn ich an den Gegenständen vorbeifahre, Sie doch nicht hindern können, daß dafür die Gegenstände rastlos an Ihnen vorübergleiten. So kann ich also nicht bergen, daß es mich wahrhaft schmerzlich berührt hat, in Ihren Briefen zu lesen, daß Sie sagen: «Die Zeit des Schlafens hielten Sie jetzt für die glücklichste.» Dergleichen sollte doch nicht über die Lippen des rüstigen, aller Poesie und Welt frei ins Auge schauenden Mannes kommen! Warum sollte es nicht die echte Freude des Wissenden sein, den Tag als Tag zu gebrauchen! — Auch was Sie vom Alter — Ihrem Alter — sagen, will mir nicht behagen. Ist in unsern Jahren die Zeit zum Verholzen? Im Gegentheil, ich versichere Ihnen, daß die höhere Jugendlichkeit des Geistes erst jetzt mir recht anfängt aufzugehen!"

Und so war es wirklich! Ein volles Gefühl der Gesundheit in den höhern funfziger Jahren, der meinem innern Leben zugekommene Reichthum durch die Menge neuer Vorstellungen und Gedanken, welche die englische Reise mir entwickelt hatte, und der engere Verkehr mit mancher interessanten und lieben Persönlichkeit, gab dem Dasein einen frischen, durchaus belebten Charakter! In Beziehung auf Begegnungen mit Fremden gedenke ich denn auch noch gern des Besuchs des russischen

Staatsraths Turgenieff, eines bejahrten, geistvollen und vielerfahrenen Mannes, welcher früher mit Joukowski (dem oben schon mehrfach genannten Erzieher des Großfürsten Thronfolgers) längere Zeit in Dresden lebte, und auch unsern Friedrich noch oft gesehen hatte. Er selbst stand eine Zeit lang an der Spitze des Ministeriums des Cultus in Rußland, hatte lange in Italien und Frankreich gelebt und war zumal thätig gewesen, für die neuere russische Geschichte manches bis dahin verborgene Material zu sammeln. Im ganzen mehr Mann des Salons als der Wissenschaft, und übrigens nebst seinem Bruder etwas compromittirt bei den Unruhen der Thronbesteigung des Kaiser Nikolaus, hatte er fast alle Summitäten der Neuzeit kennen lernen und fand sich dadurch mit so viel speciellen und merkwürdigen Notizen ausgerüstet, daß mannichfaltige und interessante Gespräche mit ihm sich ergaben. Wir fanden uns eines Mittags zusammen eingeladen zu Frau von Lüttichau, welche er ebenfalls schon früher gekannt hatte, ich fuhr dazu mit ihm hinaus nach Pillnitz, und wir genossen einer um so reichern und abwechselndern Unterhaltung, als er eine Anzahl Briefe von Benjamin Constant an Frau von Staël mitbrachte und vielerlei Interessantes von diesen und andern Verhältnissen zu erzählen wußte.

Bald nach ihm kam ein anderer, jedoch weniger interessanter russischer Besuch zu mir, der Staatsrath Morgenstern aus Dorpat, Professor der Aesthetik daselbst, und in der Literatur Rußlands nicht unbekannt. Auch mit ihm kam es zu manchen Gesprächen über gewichtige Gegenstände, doch war er im ganzen mehr einer jener nebelhaften Geister, welche, gleich den minder edeln Metallen, nie einen recht hellen Klang geben, wenn man sie anschlägt, und so überließ ich ihn bald seinem Schicksale.

In diese Zeit fällt es auch endlich, daß beinahe über mein Haus ein schweres und thränenreiches Geschick hereingebrochen

wäre, hätte nicht eine höhere Hand gnädig es abgewendet! In der zweiten Hälfte des August nämlich erschütterte uns plötzlich die Nachricht von den bei der Anwesenheit des Prinzen Johann in Leipzig ausgebrochenen Unruhen, wobei die Truppen auf dem Platze vor dem Petersthor Feuer gegeben hatten und mehrere, und zwar fast lauter unschuldig dort Vorübergehende getödtet worden waren. Auch mein Wolfgang, wie ich oben erwähnte, damals in Leipzig Chemie studirend, befand sich gerade dort auf einem Abendspaziergange in jenen Promenaden, als die Salve erfolgte und die Kugeln über seinem Haupte hinwegflogen. Der Prinz mußte aus Leipzig flüchten, die Ruhe stellte sich nach und nach wieder her, aber es ist nicht zu sagen, welch Elend es in meiner Familie erregt hätte, wenn jene Kugeln nicht so glücklich abgelenkt sich fanden!

Geht ja doch immer, wo solche Volksbewegungen sich entzünden, eine sonderbare gewitterhafte Stimmung durch alle Geister! vergeblich glaubt man sich dabei ganz frei und ruhig verhalten zu können, die Bewegung ist wunderbar ansteckend, und etwas davon theilt sich selbst dem Abgemessensten mit. So hatten denn auch damals alle aufs neue sich hervordrängenden Fragen der Verfassung, alles Widerstreben gegen blos durch Verjährung gutgeheißene Einrichtungen u. s. w., so viel allgemeine Aufregung verbreitet, daß, wo irgend einzelne unerwartete tragische Ereignisse hinzutraten, es gar nicht abzusehen blieb, wie weit dann oft traurige Nachwirkungen sich verbreiten konnten.

Doch glücklicherweise war diesmal das Schreckliche gnädig an uns vorübergeführt worden, die Gemüther beruhigten sich nach und nach wieder, und so schien in einigen Monaten die Glut verschwunden und gedämpft, obwol sie in Wahrheit nur so weit verdeckt war, um einige Jahre später dann um so gewaltsamer und zerstörender hervorzubrechen!

Dresden, 3. Februar 1856.

Das Fortführen dieser einfachen Lebensgeschichte unterbrach vor drei Tagen ein höchst betrübendes Ereigniß — der plötzliche Tod der in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten, an Geist, tiefer Bildung und Schönheit des Gemüths so sehr ausgezeichneten Frau von Lüttichau, geborene von Knobelsdorf.

Wie sonst wol öfters, wurde mir am Morgen des 1. Febr. gemeldet, Frau von Lüttichau sei sehr krank, ich möge baldmöglichst sie besuchen. Mein Wagen war zufällig schon angespannt, ich fahre also eilig zu dem wenig entfernten Hause — und finde — statt einer Kranken eine Leiche! Ein nervöser Schlagfluß hatte im Bade plötzlich ihr Leben geendigt! Die Erschütterung durch dieses Ereigniß war allgemein! daß sie die Familie, daß sie mich und die Meinigen am meisten betraf, kann man denken; und doch war die Theilnahme selbst der allerhöchsten Personen des königlichen Hauses sowie ihrer zahlreichen Freunde und Freundinnen, und nicht minder die vieler Hülfsbedürftiger, denen sie gern half, nicht weniger groß und lange nachhaltend.

Noch mehrfach wird sich in den folgenden Blättern Gelegenheit finden, dieses großen Verlustes zu gedenken, und selbst hier und da (warum namentlich früher Tieck, und jetzt zunächst Friedrich von Raumer, mit welchem sie einen vieljährigen Briefwechsel unterhalten hatte, mich öfters ersucht hatten) einige Briefstellen und einzelne Erinnerungsblätter mitzutheilen, welche stets durch Tiefe des Gedankens und schönen, meist sehr eigenthümlichen Stil sich auszeichneten. Was indeß mich selbst betrifft, so sage ich hier nur so viel, daß, wenn mir in nächstvergangener Zeit (d. h. im 67. Lebensjahre) bisher das Verarmen und Vereinsamen, dem auf dieser Altershöhe der Mensch selten zu entgehen pflegt, weniger fühlbar wurde, so hatte daran, nächst der treuen Liebe der Meinigen, besonders die thätige Theilnahme jener verehrten Freundin, mit welcher

sie den meisten meiner Arbeiten und Bestrebungen zu folgen pflegte, den unverkennbarsten Antheil. Sei es indeß für jetzt an diesem schmerzlichen Ausrufe genug! Wird doch das Fortführen dieser Mittheilungen, mit denen ich mich nun wieder um elf Jahre rückwärts wende, noch oft auf die Lücke hinweisen, welche seit diesem unglücklichen 1. Febr. in meiner Existenz so tief fühlbar werden mußte!

Neuntes Buch.

Die vielbewegten Jahre 1841—49.

Zweite Hälfte.

I.

Ich hatte zuletzt der traurigen Vorgänge des Augustmonats 1845 gedacht, welche auch meiner Familie Verlust drohten, und unserm verehrten Königshause so besonders schmerzlich sein mußten. Ist es doch schon in engern Verhältnissen immer ein peinliches Gefühl, wenn man erkennt, wie zwischen an sich bessern und mit manchen Banden aneinander geknüpften Naturen oft Misverständnisse sich drängen, welche die löblichsten Intentionen vereiteln, und viel des an sich Wohlthuenden in Schlimmes verkehren; aber wenn dergleichen Misverständnisse nun zwischen Volk und Fürsten hereinwuchern, wenn dadurch die so unerlaßlichen Bande gegenseitigen Vertrauens gelockert werden, während doch beiden Theilen manches Streben nach Edelm und Gutem nicht abgesprochen werden kann, und wenn im Fürstenhause namentlich (wie es mir täglich vor Augen lag) eine so treffliche Gesinnung und ein so reiner Wandel besteht, wie in diesem Falle, so übt dieses auf den Betrachtenden unfehlbar immer um so quälendern Einfluß, mit dem auch ich denn wohl mannichfaltig zu kämpfen hatte, und mit dem ich um so weniger leicht fertig werden konnte, da niemand noch abzusehen vermochte, wie und wodurch und wann endlich alle diese Gereiztheit und Misstimmung sich wieder lösen könnte.

Am Ende mußte ich freilich vorderhand all diese Dinge auf sich beruhen lassen, da etwas zu ihrer Aenderung zu thun mir nicht gegeben war, und so vertiefte ich mich denn möglichst in meine Arbeiten, feilte noch während des nun rasch vorschreitenden Drucks an der englischen Reise, arbeitete fort an der „Psyche", verhandelte nebenbei mit Weichart (dem Nachfolger meines guten Gerhard Fleischer) über eine zweite Ausgabe meiner „Physiologie", und hatte zugleich durch ein kürzlich erschienenes französisches Werk — die „Chirognomonie" von d'Arpentigny — mich in eine neue Aufgabe tauchen lassen, indem diese Beobachtungen über die Charakteristik der so sehr verschiedenen Handformen sich bald anfingen in meinem Geiste zu einem neuen Resultat zu concentriren, welches später erst in einer Vorlesung und dann in einem besondern Heft mit schönen, zum Theil von Freund Hübner gezeichneten Abbildungen, erschienen ist.*)

Der nächste briefliche Verkehr mit Regis wendete sich auf das „Leben Wilhelm von Humboldt's", von Schlesier und des erstern Uebersetzung des „Pindar". Wir kamen dabei auf verschiedene eigenthümliche Verhältnisse der Neuzeit und ich schrieb bei dieser Gelegenheit einst: „Manchmal bedauere ich es freilich, nicht mit Goethe sagen zu können, daß es mein Glück sei, in das kommende Geschlecht mich mehr und mehr hineinwachsen zu fühlen, indeß mag doch auch bei ihm zuletzt eine gewisse Opposition gegen das Neue stärker sich hervorgekehrt haben, und was mich betrifft, so will mir scheinen: das «Land, das meine Sprache spricht», werde nach und nach immer dichter von einem gewissen Nebel der Gegenwart überzogen, und ich bin dann froh, im Innern noch selbst so viel zu verarbeitendes Material vorzufinden, daß ich um so weniger

*) „Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Handformen", mit acht Tafeln.

um alles da draußen mich zu kümmern brauche. Könnte ich Ihnen jetzt doch manches aus meiner «Psyche» vorlesen! wo nun das Ganze schon mehr zum Abschlusse sich neigt! Schicken läßt sich so etwas nicht! Ich lese es ziemlich regelmäßig Frau von Lüttichau vor, die mit feinem Sinn darin umhertastet und sich sehr daran freut. Früher hatte ich wol auch unserm Freunde von Langenn daraus vorgelesen, aber der ist gegenwärtig zu tief in seine juristischen Arbeiten vergraben."

Was sonst die Zustände meines Hauses betraf, so hatten wir die Freude gehabt, meine geliebte Mutter an der Wärme dieser Sommertage sich wieder etwas mehr erholen zu sehen, sie konnte wieder, was sie so gern that, länger mit Lesen sich unterhalten, folgte in den fertigen Druckbogen dem Gange meiner englischen Reise, und überraschte mich eines Tages mit der Bitte, ihr doch auch etwas von „Plutarch" zu lesen zu geben, da ich Anfang der Reise einmal meine Verehrung gegen diesen trefflichen Alten beiläufig ausspräche. Diese Bitte von einer Frau im 83. Jahre wird nicht oft gehört worden sein! Uebrigens lebte sie stets ganz zurückgezogen in ihrem kleinen Parterrezimmer und sah außer uns nur zuweilen einige auserwählte Personen, unter diesen keine lieber als die obenerwähnte Freundin, deren Anmuth und Heiterkeit sie selbst allemal auf Tage erheiterte. War es doch ein interessantes Bild, neben der hochbejahrten, immer aber noch lebenvollen Greisin, in ihrer altbürgerlichen kleinen Umgebung, die schöne, bedeutende Frau zu sehen, wie sie, die fast um das halbe Leben der andern Jüngere, mit besonderer Liebe dieser trefflichen Alten sich zuneigte, sich freuend, wenn sie auf diese Art wieder einen Sonnenstrahl in ein immer mehr sinkendes Leben geworfen hatte.

Unter den Kindern nahm der Aelteste im Herbste wieder auf ein paar Monat von uns Abschied, da er mit der, gefährlich an Brustleiden erkrankten Frau eines Grafen O'Donnell

die Reise nach Venedig machte, um dort so lange zu verweilen, bis er sie einem andern Arzte hatte sicher übergeben können. Daß wir auf diese Weise wieder einmal frische Bilder Oberitaliens, erst brieflich und später mündlich zugeführt erhielten, trug sehr dazu bei, den Winter auf eine hübsche und lebendige Weise einzuleiten. Dabei war denn auch in Dresden selbst vielfältige Bewegung. Wir hatten wieder eine Ständeversammlung, und all der politische Sauerteig, dessen ich oben schon gedachte, wirkte in der mannichfaltigsten Art und warf Blasen auf, die in Formen mancher ziemlich glänzenden Reden zersprangen, und zwar doch meist nutzlos und erfolglos zersprangen; ja zuweilen gab wol auch ein unrichtiges Auffassen der Angelegenheiten durch damalige Minister noch besondern Veranlaß zu theils absichtlichen, theils unabsichtlichen Misverständnissen, dergestalt, daß ich einmal davon schrieb: „Was möchte sich die Regierung wol erspart haben, wenn sie manchen etwas seltsamen Erlaß unterdrückt hätte! Daß man nicht lernen will, der Zeit sacht nachzugehen! und sich nicht hütet, der eben ruhig dahinziehenden Zeit immer wieder einen Klotz in den Weg zu legen, an den sie nun nothwendig aufbraust! Aber freilich, das ist eben das Wunderbare einer solchen Periode der Reizung! gewöhnlich ist es, als wenn dann durchaus niemand ruhig Maß halten könnte, und über all dies bricht denn das Feuer endlich wirklich aus."

Uebrigens war es sonderbar genug, daß dergleichen Aufregungen damals nicht blos in der Politik vorkamen, sondern daß auch die Kunst, und namentlich die Musik, mit ähnlichen Ueberstürzungen bedroht werden sollte. Wir hatten seit einiger Zeit hier Richard Wagner als zweiten Kapellmeister bekommen, und alle Welt weiß, daß er — und zwar auch zuerst in Frankreich durch Berlioz dazu inspirirt — die Musik durch und durch zu reformiren den Anlauf nahm. Wie Feuerbach von einer Religion der Zukunft, so träumte er von einer Musik der

Zukunft, die denn nun absichtlich etwas ganz Neues, schlechterdings Originales, werden sollte, eben mit diesem Absichtlichen aber sich selbst zuletzt den Stab brach, da es nun einmal in der Ordnung der Dinge besteht, daß das wahrhaft Neue organisch wachsen und freiwillig sich gestalten muß, während das künstlich Gemachte es nie zu einer wirklich lebendigen Existenz bringen kann. Natürlich trennte jetzt auch das Publikum sich in zwei Parteien, und hatte übrigens hier insgesammt den unleugbaren Vortheil, daß nun die Künstler selbst von beiden Seiten sich anstrengten, jedenfalls etwas Ausgezeichnetes zu leisten, sodaß, während aus den ältern Schulen Werke wie Gluck's „Armida", „Iphigenia" und „Alceste" wieder zu Tage kamen, auf der Seite der Neuen die doch immerhin auch sehr merkwürdigen Werke Wagner's: „Rienzi", „Der fliegende Holländer" und „Tanhäuser", hervortraten, und theils durch treffliche Aufführung, anderntheils aber zugleich doch auch durch ihre nicht zu verkennende tiefere poetische Grundlage die Aufmerksamkeit lebhaft fesselten.

Ich schrieb damals über diese Dinge: „Der «Tanhäuser» von Wagner ist eigenthümlich und neu, und in der reichen Ausstattung wol ein tüchtiges Werk zu nennen — aber bei alledem ist es ein Stück der Tendenz — einer romantischen Tendenz — und die Musik würde Sie geradezu zur Verzweiflung bringen, denn es bleibt im Grunde unverkennbar und aufs höchste eine Art romantisches Rococo."

Indeß wie gesagt, auf diesem unblutigen Felde des Kampfes war dem Freunde der Musik doch mancherlei Genuß — wenn auch hier und da mit etwas Aerger vermischt — gesichert, und ich darf wohl sagen, daß ich nicht ohne vielfachen Gewinn durch all dies Hinüber und Herüber gegangen bin.

Was meine Begegnungen mit Fremden betraf, so war diesmal Ranke aus Berlin die hervorragendste Persönlichkeit.

Wir fanden uns im Spätherbst zusammen bei der früher erwähnten Gräfin Lehndorf, und geriethen sehr bald in eine ziemlich lebhafte Discussion. Im ganzen schien mir das Negative in ihm vorherrschend, und in diesem Sinne konnte ich einen mehr abstoßenden Eindruck, den er auf mich machte, nicht verbergen. Nichtsdestoweniger sprach aber ein kluger, vielerfahrener und reichbelesener Geist gar sehr aus jedem seiner Worte. — Dahlmann, dessen Buch über die französische Revolution ich nur eben gelesen hatte, würde mich persönlich vielleicht stärker angezogen haben; obwol es mir in dieser Beziehung oft sonderbar genug gegangen ist, indem zuweilen Menschen, die mich anfänglich fast abstießen, späterhin gerade mir sehr lieb geworden sind, während das Gefühl einer ersten leichten Anziehung, mitunter sogleich des Verwandten zu viel voraussetzen läßt, dann aber dadurch, daß man das Unzureichende der Nachwirkung erkennt, unmittelbar in das Gegentheil umschlägt.

Von Tieck erhielten wir im October die Nachricht, daß abermals ein leichter Schlaganfall ihn getroffen habe, und sahen dadurch viele seiner Freunde und Freundinnen in neue Unruhe versetzt, die indeß glücklicherweise bald wieder sich löste, da er auch jetzt, und zwar schneller, sich nochmals erholte. Hing er doch damals noch durch viele Fäden an Dresden, und wie er selbst noch von vielen vermißt wurde, so vermißte er selbst manches, aber niemand mehr als Frau von Lüttichau. In einem seiner Briefe an sie aus jener Zeit heißt es daher:

„Ich kann nicht ausdrücken, wie oft alle Kräfte meines Wesens und Geistes zu Ihnen hinstreben, welche Lücke in mir gerissen ist, seit ich Sie nicht mehr sehe und spreche, wie viel mir fehlt, wie ich mit keinem meiner Bekannten oder selbst Freunden so sprechen kann wie mit Ihnen — alles das müssen Sie mir so einfach hin glauben, denn ich kann keine Worte finden, Sie davon zu überzeugen. Kurz es ist ein Schicksal,

ein trauriges, ein Unglück, daß wir haben getrennt werden müssen, ein Verlust für mich, den ich niemals verwinden kann, und mehr als Verlust, denn das Wort klingt so eigennützig und gewinnsüchtig.“ Weiter unten fährt er dann fort: „Wer kann überhaupt schreiben? nur wenige! Sie sollten einmal etwas Großes, Größeres als Briefe unternehmen, wenn es auch nur für mich ganz allein wäre. Sie finden wunderbar den Ausdruck für niemals ausgesprochene Gedanken und Empfindungen. Auch fassen Sie dergleichen besser und schneller, lebhafter, als alle Menschen.“*)

Und so war denn also wol der Zug der Gedanken dieses theuern Freundes von dort hierher und von hier zu ihm, noch manches Jahr lebhaft genug, allein seine productive Thätigkeit hatte ganz aufgehört, und die Lähmungserscheinungen sollten bald noch mehr zunehmen.

Das Jahr 1846 brach nun an, und auch an seiner Stirn glänzte wieder am 3. Jan. als leuchtender Stern eine prächtige Aufführung des „Orpheus“ von Gluck, am Flügel dirigirt durch den damaligen Musikdirector Hiller, und gesungen von der Devrient, mehrern Sängerinnen vom Theater und einem Dilettantenchor, wobei unsere Karoline und Eugenie. Wohl hatte ich den „Orpheus“ früher auf dem Theater gehört, aber erst diese, von allem Tand der Scene entkleidete, und doch so außerordentlich vollendete Darstellung gab die rechte Gelegenheit, die prachtvolle Größe und Einfachheit einer solchen Musik, nicht nur zu bewundern, sondern auch zu begreifen. Es war

*) Ich werde später eine Briefstelle von Mrs. Austin über Frau von Lüttichau mittheilen, die obiger Stelle von Tieck völlig an die Seite gestellt werden darf.

wirklich etwas Uebermannendes, alle Hörer Entzückendes in diesen Tönen! und bewegte zumal mich in tiefster Seele; ahnungsvoll vielleicht zum Theil, denn welche Gestalten aus meinem Leben noch scheiden zu sehen war mir bestimmt, aber ohne daß ich vermocht hätte, sie aus dem finstern Orcus zurückzuführen!

Auch diese Aufführung hatte allgemein einen solchen Eindruck gemacht, sie wurde so vielfach besprochen und gepriesen, daß abermals der Hof aufmerksam darauf wurde, und sie späterhin noch einigemal in großen Soiréen des Königs und der Königin wiederholt werden mußte, wobei denn auch ich noch einmal dieser echtesten und edelsten Musik mich erfreuen durfte.

Während alles dieses, war indeß nun nicht nur der Druck der englischen Reise vollendet und das Buch von mir an manche Freunde versendet worden, sondern es befand sich auch bereits der größere Theil der englischen Uebersetzung in meinen Händen. Ich erhielt denn damals unter andern auch von dem trefflichen von Lindenau zwei lange Briefe über meine englischen und schottischen Schilderungen, bei denen er fast Schritt für Schritt meinen Betrachtungen gefolgt war, und größtentheils meinen wenigen statistischen und staatsökonomischen Bemerkungen seine Zustimmung aussprach. Zumal wo der Menschenfreund eintritt, wurde sein Herz warm. So z. B. bei meinen Schilderungen der großen Fabrikstädte schreibt er: „Wenn Ihrer gerechten Bewunderung jenes kolossalen Fabrikbetriebs mitunter doch auch trübe Bemerkungen beigemischt werden, so sind mir diese aus der Seele geschrieben, da ich vom heutigen Gewerbsverkehr, bei dem die Maschinen Haupt-, die Menschen Nebensache sind, nicht Wohlfahrt des Volks, sondern nur dessen physisch-moralische Verkrüppelung erwarten kann — eine Ansicht, welche durch die englischen, schlesischen und belgischen Zustände zur Genüge belegt wird!“ — Im ganzen war ich

übrigens froh, mit allen diesen Reminiscenzen wieder zum Abschluß gekommen zu sein, sodaß ich mich mehr und mehr nun wieder jenen ideal-psychologischen Bestrebungen zuwenden konnte, die doch meinem Geiste eigentlich immer am nächsten lagen. Die „Psyche", über deren Herausgabe ich nun verfügt hatte, wurde jetzt noch einmal für mich abgeschrieben, vieles darin nochmals durchgesprochen, und da Rietschel sich eben auch noch einmal an meinem Kopfe versucht und in einem lebensgroßen Medaillon jedenfalls das ähnlichste Bild von mir gegeben hatte, so sollte der Stich einer verkleinerten Copie desselben den Titel dieses Werkes zieren, welches, indem es unter den eigenthümlichsten Constellationen und unter der gedachten eigen schönen Wechselwirkung entstanden war, ich wol in vieler Hinsicht als das mein Wesen ganz besonders Bezeichnende und somit als am entschiedensten mein eigen und mir zugehörend betrachten durfte. Und unter solchen Vorbereitungen gingen denn die ersten zwei Monate dieses Jahres vorüber, im März aber schrieb ich an Regis: „«Der Frühling ist kommen, der Winter ist aus!» — so sang uns gestern Abend die Devrient als den Schluß eines schönen Liedes von Schubert! — und so ist es wirklich! Dieses gewaltige Vordringen der Natur mahnt mich an so manches in meinem eigenen Leben, was auch so unaufhaltsam — wenn auch nicht immer so vorzeitig, manches sogar erst sehr spät hervordrang! In allen diesen Dingen ahnt man das wunderbare organische Walten eines höhern Mysteriums, und läßt sich in eigenthümlichem Selbstaufgeben und doch zugleich Selbstwahrnehmen und Selbstgewinnen, so allmählich mit dahinschwimmen!" Worte, in welchen ich wol eigentlich zum ersten mal das Bedürfniß aussprach, dem Spiralgange meines eigenen Lebens, dessen Erfahrungen seit der Zeit der englischen Reise sich jetzt wieder so vielfach vermehrt hatten, nun auch einmal eine eigene Aufzeichnung zu widmen, welches nun in Wahrheit durch

Niederschreiben der ersten Bogen dieser „Lebenserinnerungen" im Frühjahr 1846 sich anfing zu verwirklichen.*)

War es doch damals überhaupt eine Zeit, welche sich viel mit Darstellung der Entwickelungsgeschichte bedeutender psychischer Individualitäten beschäftigte! Neben dem, was mich, wie gesagt, antrieb, jetzt mit meinem eigenen Leben mich zu beschäftigen, wurde namentlich über Goethe viel gedacht und geschrieben. Nach Riemer trat Schöll auf und brachte sehr frühe Briefe von jenem Außerordentlichen; Briefe, aus denen jeder Einsichtige bald erkennen mußte, daß ein Gewächs, welches mit solchen Keimen die Erde durchbricht, später zur kräftigen Palme bestimmt sein müsse, und nicht blos Wiesenblumen tragen, oder ein Busch für Zäune werden könne. Selbst ein Brief von Friederike von Sesenheim wurde jetzt noch bekannt und versetzte ganz in die erste idyllische Periode des Dichters. Das curioseste Buch aber brachte jedenfalls ein junger Mann, Karl Grün („Ueber Goethe vom menschlichen Standpunkte") und zwar aus Paris! Dem Verfasser fehlte es nicht an glühender Liebe für den Dichterfürsten, aber tollerweise stellte er ihn jetzt so ziemlich an die Spitze des Communismus und misverstand ihn natürlich in den meisten Beziehungen vollkommen. Ja endlich gehörte es mir auch mit zu diesen Goethe-Erläuterungen, daß mit vorrückendem Frühjahr wieder der „Faust", und zwar großentheils mit der Musikbegleitung des Fürsten Radziwill, zur Aufführung kam, denn konnte ich auch hier keineswegs alles billigen, so war doch an vielen Stellen ein guter Geist deutlich fühlbar und mein Interesse dafür somit lebhaft genug.

Von sonstigen Novitäten nahmen mich ferner Specter's Buch über Italien**) und Bürck's „Ulrich von Hutten" in

*) Wie man sich erinnern wird, ist die Aufzeichnung dieser Lebensgeschichte begonnen am ersten Ostertage 1846.

**) Erwin Specter, Briefe eines Künstlers über Italien (2 Bde).

Anspruch. Das erste, zwar noch etwas jung und breit, war doch aber mit großer Lebendigkeit, Frische und Naivetät geschrieben, sodaß es die schönen Bilder aus den Jahren 1828 und 1841 mir wol lebhaft wieder hervorrufen mußte, wobei ihm übrigens noch besonders zugute kam, daß wirklich diese Briefe nicht für den Druck geschrieben waren, sondern erst zehn Jahre nach dem Tode des Verfassers erschienen, als wodurch denn das Naturwüchsige und Einfache derselben entschieden gefördert erschien. Was den „Ulrich von Hutten" betraf, so war er durch Einfügung vieler originaler Stellen aus seinen Reden und Briefen, besonders anziehend. Ich hatte früher zufällig gerade nie etwas Ausführlicheres über ihn gelesen, und fand mich daher eigen überrascht von diesem Geiste. Ich schrieb damals davon: „Dieser Hutten ist eigentlich der Heilige all unserer spätern Publicisten und Journalisten! Er vertrat in der damaligen Zeit im guten Sinne die Stelle der meisten dieser Schreier, war jedoch an sich so viel tüchtiger, mannhafter, und zugleich so viel mehr persönlich für seine Meinung einstehend, als die meisten Neuern; etwas von der unsteten breiten, überall sich eindrängenden modernen Art schlägt jedoch unverkennbar auch bei ihm schon deutlich durch."

Uebrigens regte sich noch sonst viel Neues in diesem Jahre in Dresden. Besonders gab der Plan für das projectirte Galeriegebäude viel zu denken und zu sprechen. Professor Semper, ein frischer productiver Geist, dem wir bereits die originelle Schöpfung des Theaters verdankten, der auch durch die schönen Privatbauten für die uns befreundete Familie Oppenheim, sowie durch die Ausführung der Synagoge und des Frauenspitals sich ausgezeichnet hatte, entwarf drei Pläne, die er die Güte hatte unter andern auch mir nach und nach vorzulegen, und deren immer einer schöner war als der andere. Der erste Entwurf zeigte das neue Museum der Brühl'schen Terrasse gegenüber, auf mächtigen Substructionen an dem

neustädter Elbufer — ein wahrer Prachtbau — doch diese Schätze freilich etwas weit aus der Mitte der Stadt und vom königlichen Schlosse entfernend. Der zweite stellte in sehr pittoresker Weise diese Bauten an der nordwestlichen Seite des Zwingers dar. Der dritte endlich schloß den Zwinger selbst vollständig ab, indem er das Hauptgebäude des Museums dahin setzte, wo, den alten Plänen nach, damals das königliche Schloß hatte hinkommen sollen, und wo dafür lange Zeit nur eine hohe einförmige Mauer den Platz der Orangerie abgrenzte. Letzterer Plan war jedenfalls der am meisten praktische, und man sieht ihn denn jetzt auch im ganzen schön und geschmackvoll ausgeführt zu aller Freude. Damals freilich wurde noch viel gestritten, welcher Entwurf gewählt werden sollte, und alle ähnliche Bewegungen öffentlicher Meinung waren der demokratischen, im Finstern thätigen Partei in dieser Zeit sehr erwünscht, um ihre Machinationen um so sicherer zu verbergen. Hatten doch diese Umtriebe den genannten trefflichen Architekten selbst schon umsponnen, woraus allerdings endlich hervorging, daß wir ihn später wirklich mit auf den Barrikaden sahen, und ihn endlich somit gänzlich verlieren mußten.

In diesem Sommer erhielt ich nun auch die ersten Nachrichten über die endlich ans Licht gezogenen Briefe Goethe's an Frau von Stein, und zwar durch den Kanzler von Müller, welcher noch einmal auf einige Tage nach Dresden kam. Die meisten derselben (es waren nur Goethe's Briefe, die eigenen hatte Frau von Stein verbrannt) waren durch Schöll im engsten Kreise beim Großherzoge vorgelesen worden, Müller selbst hatte sie, durch Krankheit abgehalten, nicht gehört, allein schon das, was ihm darüber mitgetheilt worden, hatte ihm die bestimmte Ueberzeugung gegeben, es sei hier das wichtigste und gehaltvollste Material für den Einblick in Goethe's innerste Geistesentwickelung geboten, was mich denn um so mehr spannte, als ich nicht lange zuvor einen Brief von Frau von

Stein aus ihren späten Jahren abgedruckt gefunden hatte, wo sie von ihrem „ehemaligen Freunde“ in einer Weise schreibt, daß es ganz den Eindruck macht, als könne sie Goethe doch überhaupt nie im vollsten Sinne des Worts geliebt haben. Natürlich aber ging mir dann auch weiter daraus hervor, daß sie ebenso wenig in Goethe die volle Begeisterung entzündet haben werde, welche ich nach frühern Nachrichten wol vorausgesetzt hatte. Später freilich, als mir die Briefe wirklich zu Handen kamen, habe ich in mancher Beziehung doch anders darüber denken lernen, wovon denn noch weiter unten das Nähere. Kanzler von Müller versicherte mir übrigens, jenes Verhältniß sei überhaupt mehr als ein abstractes und nicht als ein absolutes zu denken, was vielleicht abermals einiges Weitere erklären dürfte. Auch für die Kästner'schen Briefe Goethe's an Lotte brachte er Aussicht zur Veröffentlichung; eine Hoffnung, die indeß doch erst sehr viel später sich realisiren sollte.

Als eine dankenswerthe Reminiscenz dagegen erschienen damals schon die Briefe Goethe's an den Sohn jener Frau von Stein, worin wieder sein Wesen von einer ganz neuen Façette gesehen wird. Und so „ging es und geht es noch heute“ mit Goethe wie mit dem Boden Italiens! jedes Jahr förderte und fördert neue bisher ungekannte Schätze seines Wesens zu Tage!

Im Juni kamen endlich über Tieck einmal wieder nähere Nachrichten, und zwar durch Frau von Lüttichau selbst, welche auf einer Reise nach ihrem Gute in der Mark einen Tag bei ihm in Berlin verweilt hatte. Sie schrieb mir von da über ihn und Gräfin Finkenstein: „Allerdings war der Anblick der beiden alten Freunde schmerzlich, da sie beide körperlich in diesen vier Jahren sehr zurückgegangen sind. So fand ich denn also Tieck einestheils verändert, und doch auch nicht verändert. Denn wenn er saß und sprach, obgleich viel magerer

und spitzer und kränker aussehend als sonst, war alles doch ziemlich auf die alte Weise."

Den Hochsommer dieses Jahres (Juli und August) verlebten wir wieder in Pillnitz, und vieles traf zusammen, diesen Aufenthalt diesmal zu einem der schönsten zu gestalten. Schon die Meinigen waren erfreut, daß nun mein zweiter Sohn Wolfgang, nach manchen auch mir sorgenvoll und erschwerend gewordenen Studienjahren, als Doctor philosophiae aus Leipzig zu uns zurückkehrte, und jetzt in einen mehr geordneten Lebensgang sich zu finden schien. Außerdem aber der prachtvolle, einmal wirkliche Sommer! dann die Nähe der alle Jahre sich verschönernden Villa unserer Freundin, ihr eigener geistvoller Umgang, die innige Zuneigung, welche zwischen ihrem Töchterchen Henriette und unserer immer lieblicher erblühenden Eugenie sich entwickelte, endlich die frische gesunde Stimmung aller, gaben den sieben kurzen Wochen diesmal eine eigene beglückende Weihe, von welcher noch manche Aufsätze in meinen Gedenkbüchern von damals zeugen. So ein Blatt vom 21. Aug.:

„Achtzehnmal haben sich mir nun schon die Sommer hier wiederholt, vielfach ist es in mir, ist es in der Welt anders geworden in dieser Zeit, aber noch keinen so schönen, so in sich vollendeten Sommer habe ich erlebt als den diesjährigen. Gereift ist für mich wieder manches in diesen hier verlebten Wochen, der Inhalt des Lebens ist in vieler Beziehung ein höherer und größerer geworden, und mit nachhaltigem Dankgefühl richtet an so vielem Schönen mein Geist sich auf zum höchsten ewigen Mysterium der Welt."

In gleichem Sinne schrieb ich damals auch Regis:

— — — „Gemalt habe ich diesmal hier nur ein paar kleine Studien, dafür darf ich sagen: *wesentlich habe ich gelebt* — mich am Schönen erfreut — wir haben viel zusammen gelesen — mitunter Musik gehört, und manche angenehme

Partie gemeinsam ausgeführt, aber alles das wird spätern Arbeiten im besten Sinne zugute kommen!"

Bald nachdem wir wieder zur Stadt gekommen waren, erhielt ich die ersten fertigen Exemplare der „Psyche"*), und wie das Buch tief im Innern und in eigener Stimmung mir entstanden war, so schlug es auch tief in das Innere vieler Geister ein. Ueber kein anderes habe ich so viele Zuschriften von vielen, und zwar großentheils mir persönlich ganz unbekannten Personen (z. B. von einem katholischen Geistlichen aus Ulm) erhalten, als über dieses, ja ich bewahre noch ein höchst sauber geschriebenes, mir einst anonym zugesendetes Buch, halb philosophisch anerkennende Darlegung, halb begeisterte und poetisch in gebundener Rede geschriebene Feier dieses Werks, dessen Urheber sich mir nie zu erkennen gegeben hat, und dem ich daher nur hier, wenn ihm diese Blätter irgend einst zu Gesicht kommen sollten, meinen besten Dank aussprechen kann.

Für den Herbst hatte ich nun eigentlich einen Ausflug nach Berlin projectirt, da ich im Sommer auch die preußischen Herrschaften in Pillnitz wiedergesehen, namentlich mit dem König bei der Tafel eine lange und heitere Unterhaltung gehabt hatte, allein der Gedanke kam nicht zur Ausführung.

Dafür gab es in Dresden selbst in den ersten Herbstmonaten allerhand Bewegungen, und zwar theils im Felde der Kunst, theils in dem der Wissenschaft. In ersterer Beziehung trat ein neues Element heran, mit welchem eine Reaction gegen die bisher fast allein herrschende düsseldorfer Schule sogleich verbunden erschien — es war die Ankunft und Einrückung des Directors Julius Schnorr von Carolsfeld, ebendesselben, von dem ich im Beginn dieser Lebensschilderung

---

*) Am Osterheiligabend 1843 hatte ich die erste Zeile daran geschrieben, und Michaelis 1846 war das fertige Buch in meinen Händen.

sagte, daß wir als Knaben uns in Leipzig einst schon befreundet gewesen waren. Ich schrieb damals über dies für Dresdens Kunstleben wichtige Ereigniß: „Schnorr ist nun hier eingeführt, und die Künstler haben ihm ein großes Fest auf der Terrasse in dem neuen schönen Saale gegeben, woran ich theilnahm. — Sonderbar! die entschiedenste Opposition gegen Bendemann und Hübner hebt sich nun sogleich in vielen hervor! Geht es doch nicht anders bei dem stets heftig bewegten Treiben dieser Zeit! kein ruhiges Geltenlassen verschiedener Tüchtigkeit nebeneinander ist mehr möglich! kaum ist die eine erhoben, so tritt eine andere heran, und schon möchte man die erste stürzen.“

Das wissenschaftliche Ereigniß dagegen war gegeben durch die Aufstellung der Reste eines vorweltlichen Ungeheuers aus Alabama in Nordamerika, von so räthselhafter Beschaffenheit, daß sie allen Forschern reichlich zu denken gaben. Derselbe Deutsche, Dr. A. Koch, der früher in jener Gegend das sogenannte Missurium aufgefunden hatte, welches ich im Britischen Museum und als eine dem Mammuth verwandte Form von Owen erkannt fand, hatte mehrere Jahre später auch die Reste dieses seltsamen Geschöpfes aufgefunden, allein leider nicht die Umsicht, Sorgfalt und Wahrheitsliebe bei deren Bergung an den Tag gelegt, welche erforderlich sind, wenn die Beurtheilung derselben durch die Wissenschaft erleichtert werden soll. Nur nach dem Gutdünken dieses, in vergleichender Anatomie völlig kenntnißlosen Mannes waren die ungeheuern Fragmente zu einer riesigen Drachengestalt von 114 Fuß Länge zusammengefügt worden, welcher man den Namen des Meerbeherrschers — Hydrarchos — beigelegt hatte, während andere Forscher es als eine Rieseneidechse — Basilosaurus — bezeichneten, bis später, nachdem der treffliche Johannes Müller in Berlin nach langen mühevollen Forschungen es endlich als Zeuglodon (nach der Form seiner sonderbaren

hügeligen Reißzähne) feststellte, und nun im Jahre 1848, nach Auffindung auch mehrerer ganzer Schädel durch eben jenen Dr. Koch, es endlich als ein walfischartiges, somit als ein zu den Säugethieren gehöriges Geschlecht allgemein erkannt wurde. Das Problematische der Erscheinung und die Größe der Ueberreste reizten mich, einmal wieder zu meinem frühern Lieblingsstudium der vergleichenden Anatomie zurückzukehren und zu versuchen, wie viel wol aus solchen Trümmern herausgelesen werden könne für Construction der einstmaligen lebendigen Bildung. Ich versammelte einige gelehrte Freunde, worunter Hofrath Reichenbach und Dr. Geinitz um mich, um in diesen Bestrebungen mir förderlich zu sein, und wir beschlossen zunächst die Reste zeichnen zu lassen, dann aber die Resultate unserer Forschungen vorläufig in einem Hefte zu sammeln und als Versuch erster Deutung das Ganze bekannt zu machen.

Die erste Frage blieb es natürlich: „sind die Ueberreste gerade so, wie sie jetzt das aufgestellte Skelet zeigt, nebeneinander gefunden worden?“ und namentlich: „haben die Rückgratwirbel wirklich in dieser Ordnung gelegen, sodaß eine so lange Halswirbelsäule unbestreitbar dem Geschöpf zukam?“ Diese Frage wurde natürlich dem Auffinder und Aufsteller zuerst vorgelegt, und — leider (wie es sich späterhin ergab) durchaus unwahr — mit „Ja“ beantwortet. Somit bekamen wir allerdings (da damals noch keine Veranlassung vorlag, die Wahrheitsliebe des Dr. Koch, der mit nicht geringer Aufopferung, Ausdauer und Mühe alle diese Auffindungen gemacht hatte, zu bezweifeln) eine entschieden falsche Basis für unsere fernern Conjecturen. Denn hatte das Geschöpf eine solche an die Form des Plesiosaurus erinnernde Halswirbelsäule, so war es sicher keine Cetacee, und gehörte den Amphibien zu. In dieser Voraussetzung bekamen auch die wenigen zuerst mitgebrachten Reste von Schädelknochen eine ganz andere

Bedeutung — kurz, wir kamen auf einen völligen Irrweg, und es war mir nur lieb, daß ich einige Jahre später die Irrthümer unsers 1847 erschienenen Folioheftes durch eine den Acten der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie eingefügte zweite Abhandlung*) vollständig angeben, und durch zwei sehr schön gerathene Abbildungen dieses wirklichen Cetaceenschädels die ersten falschen Ansichten verbessern konnte.

Aus dem Ganzen mußte ich mir somit leider! wie uns das oft im Leben begegnet, die Lehre ziehen, nie zu viel Vertrauen auf Menschen zu haben, und das ganze Gewicht bei Entscheidungen dieser Art stets einzig und allein auf die genaueste Prüfung der Thatsachen selbst zu legen; ein Verfahren, welches Johannes Müller in Berlin hierbei mit großer Consequenz und Umsicht in Anwendung brachte, und dadurch sich den Ruhm erwarb, zuerst den richtigen Begriff von diesen in Amerika und Europa mit gleicher Aufmerksamkeit betrachteten Ueberresten entdeckt zu haben.

Eine andere besser gelungene wissenschaftliche Arbeit jener Zeit durfte ich die Vollendung eines Aufsatzes „über Reform des Medicinalwesens“ nennen, welcher in der von Dr. Henschel in Breslau herausgegebenen Zeitschrift „Argus“ erschien. Damals nämlich, wo schlechterdings alles reformirt werden sollte, blieben auch vielfältige Discussionen über mögliche Verbesserungen der Medicinaleinrichtungen im Staate nicht aus, ja sie wurden hier und da mit revolutionärer Heftigkeit angestrebt, und, da ich nun allerdings selbst so manche frommen Wünsche auf dem Herzen hatte, so verfuhr ich, wie ich es immer in solchem Falle gehalten habe, ich setzte mich hin und schrieb alles, was mir darüber vorschwebte, in jenem Aufsatze

*) Das Kopfskelet des Zeuglodon Hydrarchos zum ersten mal nach einem vollständigen Exemplar beschrieben und abgebildet durch C. G. Carus. Nov. acta Caes. Leop. C. Nat. C. Vol. XXII. P. II.

nieder, dessen durchaus mäßig gehaltene Vorschläge über Studium und Ausübung der Heilkunde denn auch Beifall fanden und hoffentlich weiterhin nicht ohne Wirkung bleiben werden.*)

Kaum war übrigens auch diese Sache abgethan, als wieder eine neue wichtige Aufgabe herandrängte, nämlich die zweite Ausgabe meines „Systems der Physiologie". Der geringe Rest der ersten Ausgabe dieses Buchs war von Brockhaus in Leipzig aus dem Nachlaß Weichart's, der es von Fleischer übernommen hatte, aufgekauft worden, und zwar eben unter Aussicht auf diese zu erwartende Erneuerung und Vervollständigung, die somit zu einer Art von Ehrensache für mich wurde. Nichtsdestoweniger mußte jetzt, wo ich in einer vielbewegten Zeit, und als vielbeschäftigter Arzt, fast alle ruhigen Momente insbesondere ideellen Forschungen zugewendet hatte, es mir anfänglich kaum möglich scheinen, ein solches Werk gleichsam völlig neu und zeitgemäß herzustellen.

Wäre ich daher mir selbst damals ganz klar über diese Aufgabe gewesen, so hätte ich sie eigentlich unbedingt von mir weisen müssen, denn was ich für diese Wissenschaft an philosophischer Auffassung bieten konnte, das lag in der ersten Auflage schon vollkommen da, war durch schnelles Vergriffensein derselben als beifällig aufgenommen erklärt, und, wurde sie noch mehr verlangt, so mochte man sie nur mit wenigen Zusätzen geradezu noch einmal abdrucken lassen. Mich selbst dagegen in all das mikroskopische, mikrochemische und physikalische Material einzulassen, was Leute wie Valentin, Müller, Remak und ähnliche damals in Massen aufhäuften, dazu hatte ich weder das Zeug, noch war das mein Beruf, und

*) Ich habe sie später, nochmals revidirt, in meinen früher schon angeführten „Erfahrungsresultaten" wieder abdrucken lassen, aber erst im Jahre 1862, als in Sachsen das gesammte Medicinalwesen, mit Aufhebung der bisherigen Medicinisch-Chirurgischen Akademie, zu einer gründlichen Reform gelangte, sind auch diese Gedanken erfolgreich benutzt worden.

insofern hatte ich offenbar unrecht, mich damit auch nur so weit zu befassen, als ich es in dieser zweiten Ausgabe gethan habe. Man fehlt allemal, wenn man seinem wahren Wesen nicht ganz getreu bleibt, und so entsprach denn auch diese ganze Arbeit, so angestrengten Fleiß zweier Jahre ich ihr auch widmete, weder der einen noch der andern Partei — und ich selbst hatte am Ende blos die Genugthuung, doch in philosophischer Bedeutung des Ganzen und Einzelnen noch einiges, mehreres aber allerdings auch im Materiellen berichtigt, und soweit meinem scientifischen Gewissen genuggethan zu haben.

Eine willkommene Erholung war es unter all diesen vielfachen Vorbereitungen aber jedenfalls, als gegen den beginnenden Winter hin mir die eben erschienenen Briefe von Goethe und Jacobi in die Hände fielen. Ich schrieb damals darüber: „Es sind doch wieder ganz prächtige Sachen darunter. Denn indem die große gesunde Natur Goethe's sich merkwürdig von der des stets etwas kränklichen Jacobi abhebt, tritt das Bild beider Charaktere wieder mit neuer Deutlichkeit hervor. Eigene Gedanken hat mir gegeben, was Jacobi als Kritik über den «Tasso» an Goethe schreibt; — welch seltsames verzogenes Spiegelbild warf hier ein so ausnehmendes Werk in diesen sonst doch lieben und edeln Geist! Ich traf da neulich einmal beim Prinzen Johann mit unserm alten Oberhofprediger von Ammon zusammen, der diesen Briefwechsel auch schon gelesen hatte (wie ihm denn überhaupt nicht leicht etwas von neuern Memoiren ungelesen bleibt), und da ließ ich mir nun von ihm über Jacobi selbst noch vielerlei erzählen, den er früher öfters gesehen hatte. Das Bild, das er von ihm gab, stimmte sehr mit dem, was ich mir schon aus dessen Schriften geformt hatte. Auch von Goethe erzählte er manches, z. B. wie er ihn in Göttingen bei Schlözer gesehen habe, wo er eben mit einer Dame sich über Bratöfen unterhielt. (!!) Wir wären denn wol beide nicht gerade neugierig

auf die Bekanntschaft dieser Dame gewesen, obwol es mich sehr gefreut haben würde, dem Gespräche ungesehen zuzuhören."

In seiner Antwort theilte Regis völlig meine Ansicht über jene Briefe, die auch er sogleich gelesen, dabei schrieb er mir nebenher von dem etwas confusen Urtheil, das ihm ein dortiger alter Arzt über meine „Psyche" ausgesprochen hatte. Ich erwiderte ihm:

„Es ist wohl sonderbar! — Schiller sagt einmal:

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort
Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide!

Aber manchmal ist das Alter noch weit rascher bei der Hand mit seinen Entscheidungen, die doch oft so sehr verknöchert und verkümmert sind!" Und wie oft habe ich noch späterhin Gelegenheit gehabt, in solcher Beziehung Erfahrungen zu machen; denn von jeher waren die Naturen selten, welche noch bis in die Eisregionen des Alters den lebendigen Blick und ein frisches Gefühl sich zu erhalten im Stande blieben!

Und gerade hier nun komme ich dazu, das Scheiden einer solchen Seele, die eine so schwere Aufgabe in selten schöner Weise gelöst hatte, in diese Blätter einzuzeichnen!

Schon seit Anfang dieses December nämlich sorgten wir uns um meine Mutter; am 7. sendete die Königin Marie, um von ihrem Befinden zu hören. Ich sagte es der Leidenden, und ein mildes Lächeln legte sich über ihr Gesicht, dann blickte sie auf mich, sagend: „Ach! ich kann wohl lachen! das habe ich alles dir zu danken!" Am 8. Dec. früh 4 Uhr verschied sie, und nun sandte die gute Königin am 9. einen großen prachtvollen Kranz von Camellien, Tulpen, Reseda und Akazien zur Zierde ihres Sarges. O! sie wußte welch Glück eine Mutter uns ist, und ich hatte ihr oft von dieser trefflichen gesprochen. — Es sah schön aus, wie am 11. früh der einfache Zug da hinaus sich bewegte — der große schöne Kranz ganz vorn prangend auf der schwarzen Sargdecke,

während Palmenzweige von einigen Freundinnen, zu Kreuzen zusammengelegt, die Seiten schmückten. Ich schrieb am andern Tage an Regis: „Eine seltsame Lücke ist in meinem Hause! das kleine Stübchen, in welches ich beim Fortgehen und Wiederkommen nie verfehlte zuerst einzutreten, steht leer! Gestern begab es sich, daß der Hund, den meine Kinder seit ein paar Jahren halten (ein schönes großes russisches Windspiel) in das Zimmerchen kam, während meine Karoline (die besonders treue Pflegerin meiner Mutter) darin war. Das Thier wanderte überall umher, schnüffelte am Sofa und allen Stühlen, und setzte sich dann mitten in die Stube und heulte aus Leibeskräften!“ Wunderbare Abspiegelung tiefster menschlicher Empfindungen selbst an der Oberfläche einer Thierseele!

Das alte Jahr schloß ich somit in trauriger Weise, und das Jahr 1847 schien mir in einem andern Farbentone heraufzusteigen, seit ich die Stimme meiner Mutter entbehrte. Konnte daher außer der treuen Liebe der Meinigen etwas beitragen, diese Entbehrung doch endlich einigermaßen verschmerzen zu lassen, so war es die geistige Einwirkung unserer nachbarlichen Freundin, Frau von Lüttichau, deren Freundes- und Trostesworte oft schon Tieck so bedeutend empfand, und der ich es insbesondere verdanken durfte, daß selbst ein solcher Schmerz meine Arbeiten nicht auf zu lange Zeit lähmte!

Um dem Leser einen Begriff zu geben, wie eigenthümlich in dieser Seele Welt und Verhältnisse sich zu spiegeln pflegten, so lasse ich übrigens hier ein paar Betrachtungen folgen, die wahrscheinlich bald nach dem Tode von Dorothea Tieck niedergeschrieben worden sind, und an welche ich später noch einiges Aehnliche anreihen zu können hoffe:

„Jedesmal beim Tode eines geliebten Menschen erleben wir das, was vielleicht künftig sich uns vorbereitet. Ein großes mächtiges Blatt tritt gleichsam geistig uns vors Auge, und das ganze Stück Leben, was uns mit ihm zusammenband,

steht da; alles Längstvergessene, die kleinsten Züge, die längstvergangenen fast am deutlichsten, die ganze Erscheinung mit geisterhafter Deutlichkeit, unsere innigsten Beziehungen zu ihm, die geheimsten Fäden, aus denen alles zusammengesetzt war, werden uns klar, Liebe — und Vergehungen an dieser Liebe auch — allein es schmilzt doch harmonisch ineinander, denn wir verstehen nun alles, wie es zueinander gestellt war — und wie im Zeitmaß, im Rhythmus, so gibt es ungeheuere Pendelschwingungen in unserm Leben, die nach Zeitabschnitten von Jahren wiederkehren, wo wir dieselbe große Geisterglockenuhr schlagen hören — die uns längst bekannte und vertraute — und es ist als hätten wir unterdessen geschlafen, und wir hören deutlich, was es an der Zeit ist, und die Uhr geht vorwärts und nicht rückwärts, sie hat auch nicht stillgestanden, und wir fühlen alles was in dem Zeitmaß liegt."

Ein andermal schreibt sie:

„Ich weiß nicht, bin ich hartherziger wie andere Menschen: ich verstehe nicht die Vorwürfe, die sich so viele machen, wenn sie jemand durch den Tod verloren haben, und daß einem da der Mensch plötzlich anders und mehr im Recht erscheine als bei seinem Leben. Man verkennt ja niemand willkürlich, und thut eben nur was man kann in allen Dingen. Ebenso also wie man sich nicht zu loben hat, wenn man seine Kinder gut erzogen oder seine Aeltern gepflegt hat, braucht man sich nicht allerhand Scrupel zu machen, über alles was man versäumt hat oder hätte thun können. Wenn man jemand geliebt hat, hat man nichts versäumt, und wenn man ihn nicht geliebt hat, hat es ohnfehlbar mit an ihm gelegen, und auf eine Lüge, die man gut durchgeführt hätte, brauchte man schwerlich sich viel zugute zu thun, daher stellt sich alles somit immer nur in das rechte Verhältniß."

Und so reihe ich hier auch noch einen für alle tiefer gehende Naturanschauung mächtigen Satz an, den ich selbst um diese

Zeit einst niedergeschrieben hatte, und der sich in einer Abschrift der genannten Freundin allein vollständig erhalten hat:

„Jeder weiß, daß man nicht einen Tropfen Eiweiß, geschweige denn einen Tropfen Blut, aus Kohlenstoff, Stickstoff, Wasser- und Sauerstoff zusammensetzen kann, und so mit allem Organischen! — sie sind eben! — wir können sie wol zerlegen und zerstören, aber nicht wieder schaffen. — Glaubt ihr denn nun, daß es nicht auch in unserm Geiste organische Erkenntnisse gibt, die man als seiend annehmen und finden muß — und zu deren Begriff man nie kommen wird aus anderm?

„Eine solche Erkenntniß aber ist die der Seele — der Idee — des Geistes — ja zuhöchst Gottes! Du mußt all diese nehmen als Totalitäten, als Ganze und Ursprüngliche! Kannst du das nicht, so versuchst du ganz vergeblich aus mechanischen, chemischen oder physikalischen Kräften dir irgendetwas der Art zusammenzusetzen! immer wirst du nur ein Kunststück — ein Artefact erhalten, aber nie ein lebendiges Ganzes."

Doch ich kehre nun zur weitern Schilderung meines Lebensganges zurück! Man kann denken, daß unter solchen Umständen der 3. uns diesmal sehr still vorüberging, doch schreibt sich von ihm die schöne Medaille her, welche durch Zusammentreten einer Anzahl von Freunden zu Stande gekommen war, und an diesem Tage mir überreicht wurde. [Sie enthält auf der Vorderseite mein von Ulbrich nach Rietschel's Medaillon sehr schön gravirtes Profil, und auf der Rückseite, auch nach Rietschel's schönem Entwurf, eine Psyche, und neben ihr einerseits den Genius des unbewußten,

andererseits den des bewußten Lebens.*)] — Im übrigen wurde meine angestrengteste Thätigkeit gefordert, theils für eine damals gerade äußerst ausgebreitete ärztliche Praxis**), theils für die Ueberarbeitung der „Physiologie" für die neue Auflage. Hierzu kam nun noch, daß der Verleger der „Psyche" mir schrieb: es sei unerlaßlich, daß vor Ostern 1848 noch eine zweite Auflage auch dieses Buches gedruckt werde, womit er zugleich das dringende Ansuchen verband, demselben noch ein Seitenstück in einer „Physis" zu geben. Letzteres aber war nun damals entschieden außer dem Bereiche der Möglichkeit, und ich schlug ihm daher vor, einstweilen eine Sammlung zerstreuter Aufsätze, denen ich auch den im vorhergehenden Jahre begonnenen Anfang dieser autobiographischen Blätter, sowie das Tagebuch der letzten italienischen Reise beifügen wollte, abdrucken zu lassen und das Ganze etwa unter dem Titel „Mnemosyne" herauszugeben; ein Vorschlag, den er bestens acceptirte, obwol späterhin, da das Buch nun mitten in den Stürmen der revolutionären Bewegungen von 1848 erscheinen mußte, seine Hoffnungen für einen so glänzenden Erfolg, wie der der „Psyche" war, sich bedeutend herabstimmten.

Von der weiten und mannichfaltigen Wirkungsweise der letztern kam mir übrigens im März dieses Jahres insofern wieder ein merkwürdiger Beleg zu, als ich von einem Pastor Schulz, dessen ich schon oben als eines eifrigen Lesers meiner Arbeiten gedenken konnte, einen größern wohlausgeführten Aufsatz in der „Protestantischen Kirchenzeitung" erhielt: „Ueber das

---

*) Es findet sich das größere Rietschel'sche Relief davon, nebst andern seiner und Thorwaldsen's und Rauch's Werken, von welchen mehrere mir auch zu diesem Tage von Rietschel verehrt waren, an den Wänden meines Treppenhauses eingemauert.

**) Das Jahr 1847 war deshalb auch eins der reichsten an materiellen Ergebnissen, und überstieg den Ertrag so mancher frühern und spätern Jahre fast um das Doppelte.

Verhältniß der «Psyche» von Carus zum Christenthum und dessen Dogma", ausgestattet mit einer Menge hierher zu beziehender Bibelstellen, dessen im ganzen verfolgte Gedanken in nachstehendem Schlußresultat sich von dem Verfasser zusammengestellt fanden: „Wir erkennen bei diesem theologischen Ueberfluge, daß sich diese Psychologie zum Christenthum durchweg positiv, zur systematischen Theologie mehr negativ verhält, und es wäre daher wol sehr an der Zeit, daß die ganze theologische Systematik nach physiologisch-psychologischen Forschungen einmal vollständig umgearbeitet würde." Ansichten, welche ich denn natürlich gänzlich auf sich beruhen lassen mußte, und welche mich um so weniger nahe berühren konnten, da meine Verehrung und mein Verhältniß zur Christuslehre und der von ihr ausgehenden großen Menschheiterneuerung, als in meinem Sinne wesentlich im Innersten der Gefühls- und Willensregion festgestellt, stets von systematischen Streitigkeiten und Systembauten der Theologen am liebsten sich fern gehalten hatte.

Nachdem ich somit im Vorhergehenden mancher Wirkung meiner Arbeiten nach außen hin gedacht habe, muß ich doch auch darüber etwas ausführlicher mich verbreiten, wie nun eben damals zugleich eine neue Literaturperiode sich entwickelte, und mittheilen, inwieweit ich selbst etwa von daher eine besondere Einwirkung erfuhr, obwol ich im allgemeinen der Wahrheit gemäß sagen darf, daß ich für mich nur wenig des letztern zugestehen kann, indem meine frühern Berührungen mit Goethe, und mein späterer langjähriger Verkehr mit Tieck, mich allerdings in so vieler Beziehung minder empfänglich gegen diese modernen Einflüsse gemacht hatten.

Für Dresden konnte man aber damals Gutzkow, dessen bestes Stück: „Uriel Acosta", in diesem Jahre zuerst hier aufgeführt wurde, gewissermaßen als Repräsentanten einer solchen neuern Periode betrachten, und späterhin reihte sich, obwol in

einer wesentlich abweichenden Richtung, Auerbach ihm an, während Gräfin Ida Hahn, zu jener Zeit auch einige Jahre hier lebend, doch im ganzen für die Literatur zu keiner tiefer greifenden Geltung gelangte. Das Merkwürdigste, wodurch sich insbesondere diese Neuzeit unterschied, war nun, daß man es hier eigentlich mit einer Art von Geschäftsmännern zu thun hatte, welche sich allerdings wesentlich dichterisch producirend verhielten, zugleich aber als Zeitungsredactoren, zu Stimmführern öffentlicher Meinung sich zu erheben suchten, im Politischen die Opposition namentlich zu vertreten pflegten, und übrigens durch buchhändlerische Speculation gelegentlich auf Wohlhabenheit oder selbst Reichthum ihr Absehen richteten. Der Name, der sie fortan überall bezeichnete, war der der Literaten, und über den Begriff dieses Wortes kam ich eigentlich zuerst bei Gelegenheit der damals eben erschienenen Schrift Gutzkow's: „Oeffentliche Charaktere", mit mir selbst aufs Reine und schrieb dann bald nachher den späterhin in der „Mnemosyne" abgedruckten Aufsatz „Ueber den Begriff des Literaten".

Ueberlese ich jetzt diese vor neun Jahren geschriebenen Gedanken wieder, so darf ich wohl sagen, daß ich ihnen noch ganz den Unwillen anfühle, der mich früher dazu brachte, jenen andern Aufsatz über das Unwesen der Tagesblätter und Flugschriften, welcher einst in der „Minerva" erschien, zu schreiben. Beide gingen aus wahrer Begeisterung für die echte und höhere Literatur hervor, und beide haben nicht verfehlt, mir vielfache Widersacher zu erwecken; indeß, der letzte Erfolg von all dergleichen liegt ja stets in einer höhern Hand, und darf man doch zuletzt hier wieder am besten dem sichern Magneten im Tiefsten der Menschheit vertrauen, der aus noch so viel Irrungen und Schwankungen sich zu seiner wahren und bessern Richtung meistens wieder zurücklenkt. Dabei möge man auch noch beachten, daß, so wenig der Spätergeborene ganz das eigenthümlich Frische und Lebendige jener großen Periode nachfühlen

kann, wo von Weimars Zwillingsgestirn ein neuer poetischer Frühling über Deutschland heraufgeführt wurde, er ebenso wenig auch vermag, die eigene unheimliche und beengende Empfindung sich ganz zu vergegenwärtigen, welche allen Bessern sich aufdrängen mußte, als nach und nach sich nicht verbergen ließ, daß jene Begeisterung im Volke allmählich abzuklingen begann, dafür aber eine neue Literatur, die Literatur der Literaten, nun die Länder überflutete und bald an manchen Verwirrungen sich betheiligte, welche in der folgenden Zeit so schwere Ausbrüche herbeigeführt haben, obwol alle solche Anflüge doch das wahrhaft Große nie verdecken können, vielmehr diesem nach und nach zur Folie dienen werden.

Im Frühjahr dieses Jahres, und zwar gerade in dem Blütenmonat Mai, habe ich jedoch hier vor allem noch eines Ereignisses zu gedenken, welches die königliche Familie sehr hart betraf, und auch mich mit tiefem Schmerz erfüllte, nämlich des plötzlichen Todes des Prinzen Ernst, zweiten Sohnes des so sehr verehrten Prinzen Johann. Es war einer jener seltenen schrecklichen Fälle schnell entwickelter Blutfleckenkrankheit, wodurch er hinweggerafft wurde, und obwol ich gerade infolge des längern Aufenthalts dieser hohen Familie auf Schloß Wesenstein (wo ich wochenlang sie nicht sah, da der königliche Leibwundarzt dort stationirt war) von der ganzen Krankheit nur das traurige und unabwendbare Ende gesehen und behandelt hatte, sodaß ich erst den Tag vor dem Tode des Kranken von der Erkrankung Nachricht erhielt, und somit eigentlich völlig unbetheiligt bei diesem Trauerfalle geblieben war, so fehlte es doch nicht, daß mir unter der Hand von Uebelwollenden die schwersten Verschuldungen nachgesagt wurden, von denen indeß der reine und richtige Blick unserer dadurch doch gerade am schwersten geprüften Herrschaften glücklicherweise nicht einen Augenblick sich an mir irremachen ließ. Die Wichtigkeit des Falles zwingt mich übrigens hier denselben

noch etwas näher zu besprechen, damit in diesen Blättern dessen genauere Angabe rein aufbehalten bleibe. Der Prinz, welcher im April 16 Jahre alt geworden war und eine sehr liebe Gestalt und ein durchaus edles Wesen zeigte, hatte nämlich mehrere Jahre zuvor das Unglück gehabt, bei einer Reitübung abgeworfen und auf steinerne Stufen geschleudert zu werden, welches eine Contusion am Kopfe veranlaßte, welcher indeß damals durchaus keine Zufälle von Hirnerschütterung folgten. Da er auch zu jener Zeit von mir entfernt war, so hatte der Leibchirurg ihn behandelt und schon am nächsten Tage ihn aus der Behandlung entlassen, da der Prinz sich alsbald wieder vollkommen wohl und munter fühlte. Die Section nach der obgenannten letzten Krankheit zeigte indeß, daß jedenfalls von da im Gehirn eine kleine Verletzung und Blutaustretung zurückgeblieben sein mußte, von welcher zwar, wie dies wol bei diesem Organ nicht selten vorkommt, ein paar Jahre hindurch auch nicht die mindeste Spur sich verrathen hatte, welche aber leider in diesem Falle dort eine locale gelbe Hirnerweichung veranlaßt hatte. In diesem Frühjahr nun litt der Prinz an einer Grippe, und zum ersten mal konnte man es auffallend nennen, daß er sich ungewöhnlich langsam erholte und eine große allgemeine Schlaffheit zeigte, doch klagte er nie über Kopfweh oder sonstige Hirnsymptome, und als die Aeltern mit ihm aufs Land (eben nach Schloß Wesenstein) zogen, durfte man von der Frühjahrsluft wol mit Recht völlige Erholung erwarten. Nach einigen Wochen waren nun der Familie blauliche Hautflecken an ihm aufgefallen, die indeß der dortige Arzt nicht für besorglich erklärte und wovon mir also durchaus *keine Meldung* geschah. Am 9. Mai endlich erhielt ich die Nachricht, das Aussehen des Prinzen Ernst sei etwas beunruhigend, ich möge doch „*gelegentlich*" hinausfahren. Sogleich den andern Tag fuhr ich vormittags hin — und — wer beschreibt mein Erschrecken, als ich schon die ausgebildetste Blutflecken-

krankheit vorfand. Der Prinz ging jedoch noch im Garten spazieren, dinirte mit der Familie, wo auch ich speiste, und so leuchtete mir doch noch einige Hoffnung. Ich vertraute indeß sogleich die Gefahr der ganzen Lage dem Prinzen Johann, ordnete alle Mittel an, welche die Kunst in solchen Fällen bietet, und fuhr wieder nach der Stadt zurück, in der Hoffnung, daß, bei dem übrigens noch ganz guten Befinden, die Krankheit sich vielleicht wirklich noch hemmen lassen würde. Und so möchte es wol auch vielleicht geworden sein, wenn nicht (was damals freilich schlechterdings nicht zu ahnen war) jene erweichte Stelle im Gehirn durch ihren Einfluß auf das Gefäßsystem eine bösartige skorbutische Beschaffenheit des Blutes entwickelt, und dadurch zu einer Gefäßtrennung und innern Hirnblutung geleitet hätte. Und wirklich erfolgte auch diese Katastrophe schon mittags den andern Tag. Ein reitender Bote forderte einen schleunigen zweiten Besuch, und als ich am 11. Mai gegen Abend bei dem Kranken eintraf, fand ich ihn bereits bewußtlos, also auch hoffnungslos, und am 12. Mai früh 4 Uhr, nach einer, wie man denken mag, schrecklich verbrachten Nacht — gerade an demselben Tage, der zehn Jahre früher mir und den Meinigen unsere geliebte Charlotte geraubt hatte, verlosch auch dieses Leben.

Den Eindruck eines so unerwarteten Todes auf unser gesammtes Königshaus, ja auf das ganze Land, die schneidenden Trauerscenen der Bestattung und der niedergebeugten Aeltern, erlasse man mir hier zu schildern; aber wieder hatte ich eine Erfahrung aus dem Leben des Arztes gemacht, die zu den schwersten gehörte, die darin vorkommen können.

Wir zogen nach all solchem Schreckniß in diesem Jahre erst in der zweiten Hälfte des Augustmonats nach Pillnitz, hatten dafür aber länger, und zwar bis Ende October dort zuzubringen, da im Spätherbst der König selbst von einem etwas langwierigen, sonst jedoch keineswegs bedenklichen katarrhalischen

Leiden befallen wurde, welches ihn hinderte in der Art wie sonst, d. h. schon Anfang October, seinen Weinberg in Loschwitz zu beziehen, wo er Jahr für Jahr so gern seine Frühlings- und Herbstwochen zuzubringen pflegte. Was mich betraf, so wurde mir diesmal das verlängerte pillnitzer Leben um so leichter, weil mir die Stille und das Ungestörtsein in meiner Wohnung auf dem Schlosse gar sehr zugute kam, um die wichtigen Arbeiten für die zweite Ausgabe der „Physiologie" nachdrücklich zu fördern. Dabei reizte mich zu vielfältigsten Betrachtungen die so noch nie beobachtete Phantasmagorie des Herbstes. Er war oft wild und stürmisch genug, und doch diese eigenen Leidenschaften und Melancholien der Natur! Dem der sie mit geistigem Auge erfaßt, haben sie ja alle eine wunderbare Schönheit! Sonderbar! unsere Landschaft hat das Merkwürdige eines Charakters, dem erst nach der überstiegenen Höhe des Lebens die volle Glut des Gefühls aufgeht! Sie zeigt im Frühjahr uns nur ein einförmiges Hellgrün (die sallad-days der Kleopatra), im Sommer dann wandelt sie sich in schwärzlich staubiges Grün (gleichsam verstimmt und überlebt) und nun erst im Herbst dringt die Glut des Roth und Orange und das leuchtende Gelb hervor — kurz alle Farben des Feuers brechen in Wahrheit erst dann durch, sodaß eine Waldung nun, selbst bei trübem Wetter völlig wie von Abendsonne angeglänzt erscheinen kann. Fast wie Goethe dort im „Divan" sagt:

Unter diesem Schnee und Eise
Rast ein Aetna dir hervor!

Ich habe all diesen Modulationen mit anhaltender Bewegung gefolgt! Gibt es doch eine nur durch ein reines Fühlen gezeitigte Reife der Seele, in welcher wir erst wahrhaft geeignet werden, den tiefen gottbestimmten Einklang des Geistes, so mit dem Walten der äußern Natur, wie mit verwandten Geistern vollkommen zu begreifen und zu empfinden!

Man mag daher denken, daß jene Phantasmagorien auch zu manchen malerischen Studien Gelegenheit gaben, und eine besondere Freude erwuchs mir noch dadurch, daß eben diese Herbsteinsamkeit mir zugleich dazu verhalf, günstige Zeit zu finden, die früher (Seite 95) erwähnte Profilzeichnung von Frau von Lüttichau zu vollenden, welche späterhin von ihrer eigenen kunstgeübten Hand einigemal copirt wurde, und so noch jetzt mehrern der Ihrigen ein liebes Andenken und ein großer Trost geworden ist.

Anfang November fand sich endlich alles wieder in der Stadt zusammen, und ohne besondere äußere Ereignisse lebten wir uns nach und nach in den Winter hinein, scheinbar äußerlich ruhig, aber unter dem Boden dröhnte es dumpf fort, und manche Anzeichen deuteten auf eine tiefe Gärung in den Gemüthern, von der freilich damals noch niemand glaubte, daß Ausbrüche solcher Heftigkeit, wie wir sie schon im nächsten und übernächsten Jahre erleben sollten, damals so nahe bevorstehen könnten.

Hatten doch auch diese Dinge so viel weniger Macht gerade über mich, dessen Seele jetzt kaum dazu gelangen konnte, mit all den Geistesaufgaben fertig zu werden, die ihr das Leben nach und nach als nothwendig auszulösende Pfänder herbeigeführt hatte. Wie sehr empfand ich da oftmals wieder den Segen der Musen! Es wären Begegnungen, welche gleich kühlenden Schatten dem Wanderer das rüstige Fortschreiten auf seinen Wegen erleichtern. Ein seltenes Glück, das Glück, den vollendeten Gesang zu hören im Vortrage des Liedes, woran sonst so unsaglich gestümpert zu werden pflegt, wurde mir namentlich häufig zutheil. Zwei dergleichen Genüsse verdienen es besonders, daß ich ihnen hier noch ein Gedächtniß stifte (denn der Lieder der Devrient habe ich schon oben mehrfach gedacht), es war einmal der Vortrag Schubert'scher Lieder durch den berühmtesten Tenor Deutschlands — Tichatscheck,

und zwar ganz eigenthümlich schön dann, wenn er auf dem Flügel durch Frau von Lüttichau begleitet wurde; und zum andern, der wunderbar freie Liedervortrag im stillen halbdunkeln Zimmer durch eine Dilettantin, wie ich nie eine andere wieder gehört habe — Fräulein von Below. Tichatscheck hörte ich, da auch ihm und den Seinigen mein ärtzlicher Rath häufig zugute gekommen war, öfters bei uns, doch ganz besonders glücklich bei einer nachbarlichen Freundin, Frau von Könneritz, welche ihn mitunter in den Mittagsstunden veranlaßte, allein mit mir und ihrer den Flügel so vollkommen beherrschenden Freundin bei ihr zu sein. Wenn dann jene Melodien in so selten schönem Vortrage aus den Saiten ertönten, und der Sänger, der uns oft versicherte nur so begleitet so singen zu können, nun den vollen Reichthum seiner Stimme entfaltete, so kam freilich etwas ganz Außerordentliches zu Stande, das zu hören mit allem Recht ein exceptionelles Glück genannt werden mochte. Anders war dagegen wieder der, mir leider nur ein paar mal — und dies auch nur unter Vermittelung unserer erstgedachten Freundin — zutheil gewordene Genuß an dem Liedervortrage von Fräulein von Below, einer Schülerin der berühmten Sontag-Rossi, einer eigenen wunderbar musikalischen Seele. Bei ihr nämlich erfuhr man eigentlich das erst vollkommen, was mir immer als Ideal des Troubadour erschienen ist und auch kaum irgend sonstwo mehr gehört wird, nämlich den Vortrag von Begleitung und Gesang in Einem, sodaß jedes Lied gleichsam als freier augenblicklicher Seelenerguß und als ein vollendetes Ganzes aus dem Sänger hervorgeht. Frau von Lüttichau schrieb einmal recht schön von ihr: „Sie ist das reizendste musikalische Talent, was mir seit lange vorgekommen ist, ein solches was zur Persönlichkeit wird, und aus dem ganzen Wesen eine poetische eigenthümliche Individualität macht, was oft bei den größten Virtuosen nicht der Fall ist."

Auch unsere Eugenie, deren Stimme damals als ein vollmelodisch schöner Alt mehr und mehr sich ausbildete, lernte hier viel an diesem Vorbilde, und war glücklich genug, späterhin einzelne dieser Lieder in anmuthigster Weise so wiederholen zu können.

Wurde daher in einigen guten Stunden das musikalische Element trefflich vertreten, so war auch am Horizonte der Malerei in diesem Jahre ein Bild aufgegangen, dessen Wirkung eine nachhaltige bleiben wird solange Kunst und Historie Macht über den Menschen behalten, es war der Napoleon von Paul Delaroche. Das Bild war von Schletter in Leipzig angekauft und wurde zu einer besondern Ausstellung nach Dresden gesendet. In der „Mnemosyne" findet sich (S. 142) ein besonderer Aufsatz abgedruckt, in welchem alles niedergelegt ist, was mir vor diesem mächtigen Werke durch die Seele ging, und ich darf daher hier nicht noch einmal ausführlicher darauf zurückkommen; dagegen kann ich mich nicht enthalten, statt dessen einige tiefgehende Worte von Frau von Lüttichau hier mitzutheilen, die auch sie damals für sich niedergeschrieben hatte und die ein günstiges Geschick mir später zu Handen brachte.

„Dieser Blick", schreibt sie, „dieser Blick der innern Vernichtung, der nach innen und nicht nach außen gekehrt ist, der ist es, der in jedes einzelne Schicksal so hereinfällt und die Seele des Beschauers so erschüttert. Denn jeder hat ihn einmal selbst gehabt und empfunden, der irgendetwas erlebt hat, dieser Blick, der nicht sieht, der nur ins Bodenlose hineindenkt. Dazu ist das Bild ohne alle falschen Accente, ohne gemachte Intentionen, und von einer so technischen Vollendung, und doch mit solcher Moderation gemalt."

Nächstdem kamen jetzt auch wieder Nachrichten von unserm Tieck, welchem in diesem Spätherbst noch das Schwere aufgespart blieb, den Tod seiner alten vielgetreuen Freundin,

Gräfin Finkenstein, erleben zu müssen! und wir gedachten seines Kummers um so mehr, als jetzt eben auch alle, die an echter Kunst Freude gehabt hatten, kurz zuvor (Anfang November) durch den schnellen Tod Mendelssohn's (dessen „Elias“ ich eben kurz zuvor zum ersten mal gehört hatte) in innere Trauer versetzt waren. Ich schrieb damals an Tieck den neuerlich auch von Holtei abgedruckten Brief: „Jeder Glockenschlag des Todesläutens geliebter oder verehrter Menschen rührt immer eigenthümlich an dem Vorhange, welcher die großen Geheimnisse der Seele und alles Lebens verhüllt — nicht daß er den Vorhang zu heben vermöchte, aber er durchzittert ihn mit einer Ahnung von dem, was er verbirgt, es wird deutlicher in uns, daß hinter ihm wie vor ihm nur ein Leben und ein Geist sich bethätigen könne, und indem die Thräne aus unserm Auge sinkt, wird sie dann zugleich zum Thau, welcher wieder in sich eine neue Freudigkeit als Blüte erschließt, und das ist es dann, was wir den eigentlichen Trost nennen dürfen.“ Sollte ich doch später selbst noch oft an diese Worte gedenken!

II.

In dieser Weise schloß sich denn unter so scharfem Wechsel zwischen angestrengtestem Arbeiten und glücklich erleuchteten oder auch wol von Trauer angewehten Stunden dieses Jahr, dem wir übrigens in seinem letzten Monat (am 9. Dec.) noch eine Todtenfeier Mendelssohn's in meinem, der Musik so schön geeigneten Saale einfügten, eine Feier, welche es dadurch wurde, daß Klara Schumann Mendelssohn'sche Sachen spielte, Tichatscheck aus seinen Liedern sang und Eduard Devrient Geibel's Gedicht auf den früh Vollendeten in edler Weise uns vortrug. Und so stieg uns allen nun herauf jenes merkwürdige Jahr 1848, das Jahr der Erdbeben unter den Thronen, und einer allgemeinen seltsamen Erschütterung der Menschheit!

Recht so aber wie etwa ein geschickter Romanschreiber, wenn eine große Katastrophe seiner Geschichte sich nähern soll, nun wol damit anfängt, daß er vorher nur recht gleichgültige, oder doch durchaus milde Erscheinungen am Leser vorbeiführt, damit dann um so gewaltiger die Wirkung sei, wenn endlich jener Wendepunkt eintritt, so fing auch bei uns das Jahr ganz heiter und einfach an. Am 3. Jan. hatten die Meinigen mit Freund Hiller die Aufführung von Mendelssohn's „Walpurgisnacht" veranstaltet, welche trefflich gelang. — Wunderbares Werk doch! und so merkwürdig fortgedichtet erscheinen Goethe's Worte in dieser Musik! so zwar, daß sie recht eigentlich

(wie es denn immer sein sollte) ein schöner amplificirender Commentar des Urgedichts werden! Ich lernte damals zuerst dies Werk vollständig kennen und bewunderte vorzüglich die Schlußgesänge der germanischen Priester. Nirgends zuvor hatte ich etwas der Art gefunden, was den Begriff der eigenen Erhabenheit einer bloßen Naturreligion in Tönen aussprach, und hier war dies nun, wie ich schon früher einmal andeutete*), wirklich erreicht. Könnte man doch in dieser Beziehung vielleicht eine musikalische Stufenfolge in der Weise aufstellen: Kirchenandacht und dogmatisches Christenthum = Sebastian Bach's „Passion" und lutherischer Choral; Philosophie und philosophisches Mysterium = Priesterchöre der „Zauberflöte"; Naturverehrung und Cultus in Wäldern und auf Bergen = Priesterchöre der „Walpurgisnacht". — Sonderbar genug, daß gerade diese Eigenthümlichkeit jenes Werks den Kunstfreunden im allgemeinen bisher am meisten entgangen zu sein scheint! indeß, wann hätte je überhaupt die Menge Tiefsinniges hinreichend und in seinem ganzen Umfange zu würdigen gewußt! Beiläufig will ich übrigens auch nicht unterlassen anzumerken, daß diesmal die zahlreiche Gesellschaft dieses Abends eine im vollen Sinne des Worts besondere Färbung dadurch erhalten hatte, daß infolge eines sonderbaren Zusammentreffens wirklich zwei seltene farbige Menschen, ein javanischer Fürstensohn, der geschickte Thiermaler Rahden-Saleh, und ein schwarzer Prinz Boachi, aus dem Stamme der Ashantis, welcher Bergwesen in Freiberg studirte, sich am Feste bei uns eingefunden hatten. Der erstere lebte schon längere Zeit in Dresden, hatte in Paris die Schule von Horace Vernet besucht und war in diesem Winter auf Empfehlung des niederländischen Gesandten auch bei Hofe vorgestellt worden. Der andere dagegen war nur kurze Zeit hier und sollte nach ausgeführten Studien unter

---

*) Vgl. S. 12 dieses Bandes.

sein Volk zurückkehren, um die Reichthümer des Bodens dort ausbeuten zu lehren, fürchtete sich aber eigentlich vor dieser Rückkehr, in Erwartung einer nicht eben günstigen Aufnahme von seiten seines Volks. Es war ein echter Neger von reinstem Schwarz, hübschem Bau und offenem Wesen; als man zum Champagner griff und ich ihn fragte, ob dergleichen zuweilen in seine Heimat gelange, sagte er: „O! wir trinken nur Palmenwein!“ und mit dem Einen Worte stand ein vollkommen afrikanisches Landschaftsbild vor meiner Phantasie.

So also brachten auch noch die nächstfolgenden Wintertage, trotz Schneestürmen und Kälte, manche gute Stunde im Innern und manche heitere Festlichkeit im Aeußern! Unter anderm ist hier gleich der Ort, eines schönen Baues von Semper zu gedenken, der ganz in unserer Nähe indeß entstanden war und dessen festliche Einweihung nun ebenfalls in diese Tage fiel, nämlich des Oppenheim'schen Hauses. Der Eigenthümer, ein alter reicher Herr, der seit einigen Jahren von Königsberg und Berlin nach Dresden sich gewendet hatte, war es, der jenem trefflichen Architekten schon früher Gelegenheit gab, in der Nähe des Lincke'schen Bades ihm eine Villa im edelsten durchgebildetsten italienischen Stil aufzuführen, Villa Rosa, zu Ehren seiner feinen, gern geselligen Frau genannt, der aber nun in der Stadt sich ebenfalls angekauft hatte und ein Haus auch da aufführen ließ, dessen großer und schöner altflorentinischer Stil es gegen andere jetzt in Menge kasernenähnlich aufsteigende Häuser gewaltig auszeichnete. In diesem neuen, innerlich mit allem feinern Comfort ausgerüsteten Hause wohnte daher jetzt das würdige Ehepaar und mit ihr die Familie eines Schwiegersohns Grahl, eines Künstlers, welcher insbesondere durch Erfindung einer neuen, der frühern Temperamalerei verwandten Malerkunst sich ausgezeichnet hatte; und hier fanden also einige Feste der Einweihung statt, die denn auch noch nichts ahnen ließen von den Gewitterwolken, die sich

im stillen überall am politischen Horizonte zusammenzogen. — Wie aber übrigens in solchen Dingen das Schicksal mit dem Menschen selbst ein wunderliches nicht selten grausames Spiel zu treiben scheint, will ich dabei gleich noch gedenken und sagen, in welcher Weise nur ein paar Jahre später aus eben der Pracht dieses Hauses der Tod der Besitzerin zum Theil hervorgehen sollte. Boudoir und Schlafzimmer derselben hatte der Decorateur nämlich mit den schönsten, ein dunkelgrünes, schweres Damastzeug auf das täuschendste nachahmenden Tapeten geschmückt, welche, von allen für unschädliches Seidenzeug gehalten, leider! im Gegentheil aus dick mit arsenikalischem Grün überstrichenem Papier bestanden. Aus dieser Quelle war es denn, daß, als späterhin bei einer gewöhnlichen Grippe der Organismus durch anderweitig veranlaßte niederdrückende Gemüthsleiden äußern Schädlichkeiten sich um so mehr aufgeschlossen fand, die zerstörende Wirkung jenes Giftes allmählich sich geltend machte und endlich, im Anfange des Jahres 1849, den Tod durch Lungenschwindsucht herbeiführte. Allerdings wurde zwar sogleich, als die Symptome einen drohendern Charakter zeigten und ich auf genaueste Untersuchung aller Umgebungen gedrungen hatte, jene schmähliche Vernachlässigung aller Vorsichtsmaßregeln entdeckt, und die Kranke sofort in andere Umgebungen, namentlich im Sommer auf die schöne Villa an der Elbe gebracht; indeß jedes Mittel der Kunst*) sowie die liebevollste Pflege der Familie blieben vergebens, und so hauchte denn zuletzt diese Frau im nächsten Winter doch noch in eben den nun durchaus gereinigten Räumen den Geist aus, deren Pracht sie mit so feinem Geschmack nicht gar lange zuvor selbst erst begründet hatte.

Doch ich komme nun wieder auf den Februarmonat 1848

---

*) Man hatte auch Opolzer aus Wien noch zur Consultation herbeigerufen.

zurück, und will da zunächst noch von einer interessanten Erscheinung im Gebiete der Kunst berichten, welche damals unsere Aufmerksamkeit für mehrere Tage in Anspruch nahm. Es war das ziemlich große Bild eines Porträtmalers Namens Pecht, welcher einen längern Aufenthalt in Weimar verwendet hatte, um mit Benutzung aller dort nur zu beschaffenden Mittel die Abendscene im Park zu Tieffurt nach der ersten Aufführung der Goethe'schen „Iphigenie", so treu als möglich darzustellen. Alle damaligen Umgebungen, und die Corona Schröter als Iphigenie den Dichter mit dem Lorber krönend, waren nach Bildern aus jener Zeit in interessanter Weise zur Anschauung gebracht, und wenn auch die künstlerische Vollendung nicht eine gerade außerordentliche genannt werden durfte, so gewährte doch das Ganze durch das Heranbringen vieler interessanter Persönlichkeiten ein dankeswerthes Zurückversetzen in eine Zeit, welche nun einmal für den poetischen Höhenmesser nicht nur Deutschlands, sondern der gesammten modernen Welt, noch für Jahrhunderte, ja vielleicht für immer, als die merkwürdigste bezeichnet werden muß.

Und so war man denn in vielfacher Beziehung eben mitten in allerhand poetischen Träumen, als wir gegen Ende des Monats, recht wie der ruhig Schlummernde durch den Feuerruf des Wächters, uns plötzlich aufgeschreckt fanden durch die Nachricht von der pariser Revolution des 24. Febr. Es war wol nichts Kleines, sich sagen zu müssen, daß die Bande zwischen der Regierung und einem Volke von 30 Millionen Menschen, auch nachdem sie einen funfzehnjährigen Frieden über Europa gebreitet hatten, in ein paar Tagen vollkommen zerrissen sein konnten, sodaß König und Königthum wie Spreu vor dem Winde verstreut dahinschwanden, und man auf einmal wieder, gleich einem dem Grabe entstiegenen Geiste, die Republik von 1789 heranschreiten sah. Man kennt nur zur Genüge die ungeheuere Rückwirkung dieser Ereignisse auf Deutschland, man

erinnert sich, wie die revolutionären Bewegungen in München, Berlin und Wien sich jetzt Schlag auf Schlag einander folgten, wie dann neues großes Heil erwartet wurde von einem allgemeinen deutschen Parlament in Frankfurt, von Wahl des Reichsverwesers u. s. w., und wie zuletzt doch auch all dieses so gar nicht vorhielt. Ich bin weit entfernt hier irgendwie den Geschichtschreiber so gewaltsamer und merkwürdiger Ereignisse machen zu wollen, und ich nenne sie daher nur im allgemeinen, um in den folgenden Blättern theils blos einiges schärfer zu bezeichnen, wodurch wir in unsern nächsten Kreisen besonders berührt wurden, theils einige der Betrachtungen festzuhalten, welche so seltsame Vorgänge eben damals wol in uns nothwendig erregen mußten.

Versuche ich erst den unmittelbaren Eindruck mir wieder hervorzurufen, welchen die Proclamation der Republik damals auf mich gemacht hatte, so fand ich ihn gemischt, theils aus verminderter Achtung eines Königthums, welches so schnell, so fast ohne Kampf, und mit so viel Gleichgültigkeit der Nation, sich wegstäuben ließ, und theils aus einer alten, noch von der Bewunderung der freien Staaten von Rom und Griechenland herübergenommenen Anhänglichkeit an den Gedanken, es könne in der Menschheit doch irgendeinmal jenes Ideal verwirklicht werden, wo ein Rath weiser, geprüfter, großdenkender Männer, nach klarem Ermessen der eigentlichen Bedürfnisse des Volks, den Organismus des Staats anhaltend fortzubilden und zu lenken geeignet bliebe. Kam dann hinzu, daß ich bedachte, wie jetzt den Franzosen nothwendig vorschweben müsse aller Unverstand und aller Greuel, den ihre Revolution von 1789 herbeigeführt hatte, ja an welchem zuletzt diese selbst fast resultatlos zu Grunde gegangen war, so blieb mir allerdings noch immer eine gewisse Hoffnung lebendig, es könne doch vielleicht das zweite Ergebniß besserer Natur sein als das erste, zumal da Namen wie Odilon-Barrot, Lamartine, Crémieux

und andere einen guten Klang hatten und das Vertrauen vermehrten. Bald jedoch traten Symptome hervor, die auch hier wieder auf innere Unklarheit, Unsicherheit und Irrthum sehr entschieden hindeuteten, und aller Vortheil, der eigentlich der Nation daraus hervorgehen sollte, daß sie nun wirklich, wie Goethe es wünschte, „die Sachen zweimal verrichten konnte“, schien sich endlich nur darauf zu concentriren, daß diese Bewegungen großentheils ohne jene Abscheulichkeiten verliefen, welche die ersten ausgezeichnet hatten; im übrigen ahnte man aber gar bald, daß jetzt wie damals wieder nur in einem von kluger und starker Hand geübten Militärdespotismus alles Freiheitsstreben Frankreichs sein sicheres Grab finden würde, und so überließ ich daher dies Volk seinem Schicksal und wendete mich mit meinen Betrachtungen und Wünschen abermals hauptsächlich den Deutschen zu.

Ueber diese unsere eigenen Bestrebungen schrieb ich dann ferner: „Was die Frage betrifft über unsere Zukunft, so finde ich, daß man hier eigentlich auf das große Unbewußte, was im Organismus jedes Volks und so auch des deutschen, lebt und wirkt, vertrauen muß. Eben das, was, ohne davon zu wissen, den Organismus des Menschen baut, und was ihn oft aus großen Krankheiten herauszuführen vermag, das erhält und bewahrt oftmals auch ein Volk, und so werden ja auch die Deutschen wol nicht ganz verlassen sein! Treibe daher doch nur jede Partei ihre Kreisel für sich, und verfahre dabei möglichst offen und ehrlich! — so wird all das Hin- und Widerstreiten doch gewiß zu einem Resultat — zu einer Lösung führen! Ich habe immer die Idee Deutschlands hoch gehalten, und thue es eben auch noch, und darin liegt viel!“ Freilich, wenn sich dann einmal wieder die Ereignisse so recht überstürzten, so drang wol auch hier wieder eine gewisse Hoffnungslosigkeit bei mir durch, und wir fühlten oft ganz die Wahrheit von dem, was damals Frau von Lüttichau schrieb:

„Wir leben in einer Zeit, welche allem Denken, Rathen und Wissen Spott und Hohn nachzurufen scheint. Das Wort veraltet unter der Feder, und in demselben Augenblick, wo man seine politische Rechnung macht, haben die Größen der Rechnung schon ihren Werth oder ihre Stellung verändert, oder sie sind ganz verschwunden.“ Doch auch solche Stimmungen gingen vorüber und man kam immer von neuem dazu, wieder Anschauungen festzuhalten, wie ich sie ungefähr zu gleicher Zeit in Folgendem ausgesprochen hatte:

„Man muß zuletzt immer suchen den historischen Standpunkt für diese Bewegungen zu finden, um dahin zu kommen, theilnehmend darüber zu verweilen; denn wenn auch mit vielem Irrsal und vieler Roheit verknüpft, ist doch nicht zu leugnen, ein jugendliches Ringen der Idee ist im Herzen Europas aufgegangen und viele welke Blätter schüttelt dieses Ringen ab, um frischen Trieben Raum zu bereiten. Muß doch immer von Zeit zu Zeit ein erfrischender Wind durch das Leben der Völker wehen! Freilich der Wind ist oft schwer auszuhalten, erregt Flußfieber und Krämpfe hier und da — aber wir müssen durch, und dabei um uns schauen; denn eine große Metamorphose der Menschheit betrachtend zu erleben ist immer etwas sehr Merkwürdiges! Gestehe ich doch, daß es mir jetzt zuweilen einen eigenen unheimlichen Eindruck macht, selbst auf England — das freie England — zu blicken, und zu erkennen, welche Massen alter Institutionen mit rohestem Druck einer Aristokratie des Geldes und der Geburt dort über dem Lande liegen — fast wie der Jahrhunderte alte Staub auf den Kaminen ihrer prächtigen Schlösser!“

Endlich sei nun aber auch noch folgende Zeitbetrachtung der obengenannten Freundin*) hier eingefügt, welcher gleichsam

*) Die Stelle ist das Fragment eines damaligen Briefes von ihr an Mrs. Austin, der Freundin von Guizot, der sie oft über dergleichen zu schreiben pflegte.

als Gegengewicht gegen all jene Schwankungen im Aeußern, die größern Anforderungen und Aufrufe allgemeiner Menschenliebe ins Auge faßt, wie sie (selbst unter der Caricatur des Communismus noch kenntlich) damals eben deutlicher aufzutauchen begannen. Sie schreibt also:

„Nach unserer neuesten deutschen Literatur zu urtheilen, muß man fast denken, das Chaos werde einbrechen. Eine völlige Reform, noch nicht der äußern Verhältnisse, aber der allerinnersten Anschauungen, findet statt und verbreitet sich doch weit mehr, als man es annimmt; und wie die Deutschen immer höchst intensiv sind in allem, so prägt sich dieses denn in ihren Vorstellungen zu einem Grade aus, daß das Freieste und Kühnste, was andere Nationen gedacht, dagegen fast noch stabil und begrenzt erscheint. Manchmal will mir aber zum Trost erscheinen, als wenn doch der Begriff der allgemeinen Menschenliebe, der jetzt noch mit einer gewissen hohlen Ostentation zum Panier aufgesteckt wird, eben durch dieses Medium der Ostentation dem Sinne des Volks näher gebracht würde. Die Menschenliebe als exclusive Tugend diente dem geistlichen Regiment zur geistigen Waffe in frühern Jahrhunderten gegen die Massen, anstatt daß die Menschenliebe vielleicht als civile Nothwendigkeit die Massen selbst künftig durchdringen wird, um sie unschädlich zu machen und zu erheben.“

Und unter so verschiedenen Gedanken rückten denn die Ereignisse weiter und weiter vor! Schon am 22. März feierte man hier die Vereinigung Deutschlands zu einem Reiche mit Festzügen, Illuminationen und Aufstecken der deutschen Farben neben denen des Landes. Gab es mir doch viel zu denken, als ich sah, wie an jenem Nachmittage auch in meinem Hause große Fahnen zusammengenäht wurden, die eine weiß und grün, die andere aus den seit den Wiener und Karlsbader Beschlüssen so viel verfolgten Farben Schwarz, Roth und Gelb oder Gold! Beide flatterten abends von vielen Lämpchen

erhellt über dem Hofthor meiner Villa unter den alten eben wieder Knospen treibenden Linden, und wenn vielfach der Wind immer wieder die kleinen Flammen verlöschte, so dachte damals doch noch niemand, daß auch diese ganze deutsche Herrlichkeit fast ebenso schnell vom politischen Sturme wieder ausgelöscht sein werde, nicht jedoch ohne immer wieder bereit zu sein sich bald aufs neue zu entzünden.

Uebrigens hatte Sachsen in diesen Tagen sich Glück zu wünschen, daß die Ruhe anfangs noch so leidlich erhalten wurde, während in Berlin nach dem blutigen Treffen am 18. März das Königshaus die ärgsten Demüthigungen sich gefallen lassen mußte, in Holstein und Schleswig die Lostrennung von Dänemark lebhaft versucht wurde, und in Oesterreich bereits die drohendsten Bewegungen sich zeigten. Freilich die innern Gärungen waren immer auch bei uns fühlbar genug, es vergingen wenig Abende, wo nicht hier oder in Leipzig irgendein Straßenlärm vorfiel, die Nationalgarden waren organisirt, ich sah meine beiden Söhne in Tschakos, blauen Oberröcken und tüchtigen Gewehren öfters zu militärischen Uebungen, oder zum Appell eilen; schon vor obenerwähntem Fest hatte ein Ministerwechsel stattgefunden, wo meist Bürgerliche, und Männer der Opposition, wie Braun, Oberländer und Georgi, die Portefeuilles so gut, oder mitunter auch so schlecht es eben gehen wollte, erfaßten; ja im Anfang April zeigten sich mehrfache Bauernaufstände, bei deren einem das Schloß des Fürsten von Schönburg geplündert und verbrannt wurde, sodaß denn die Stimmung unserer höchsten Herrschaften deshalb oft bedrückt genug erschien, mit so reiner und hoher Gesinnung und mit so viel Umsicht auch der König immer halb dem Zeitdrange nachgebend, halb das Würdige eigener Stellung festhaltend, mit großer Entschiedenheit und Klarheit das Staatsschiff durch die brausenden Wogen vorwärts steuerte.

Konnten nun, so quälenden und beunruhigenden Eindrücken

gegenüber, irgend andere doch wieder einigermaßen beschwichtigend und erhaltend wirken, so war es nächst vielfacher von außen geforderter Geschäftsthätigkeit das Einziehen eines warmen blütenreichen Frühlings und das Erfreutwerden durch manche bedeutende Erscheinung im Reiche der Kunst. Zu dem letztern rechne ich namentlich die Aufführung des „Elias" von Mendelssohn, am Palmsonntage im Opernhause; der letzten, die in diesen zwar etwas verfallenen, aber doch durchaus großartigen Räumen stattfand (da es im nächsten Jahre in Flammen aufging) und worüber ich damals lange Reflexionen niederschrieb, von denen ich hier um so lieber einiges mittheile, damit die Schilderung einer so hart bedrückenden Zeit durch Hinwendung nach freiern schönern Reichen mindestens um etwas gelindert und abgelenkt werde.

Das erste, was mir also an diesem musikalischen Werke auffiel, war, in Beziehung auf Mendelssohn selbst, die Andeutung eines innern Wachsthums des Ansichseins der Seele. „Dieser Geist", schrieb ich, „ist entschieden mehr gereift seit dem «Paulus». Eine größere Bewältigung der Massen, ein stärkeres Eingreifen in die Saiten, ein schärferer und mächtigerer Gedankenzug — ich höre ihn deutlich heraus — macht sich überall geltend. Ebendarum fehlt aber auch wieder einiges, was dort noch vorhanden ist — etwas mehr Romantisches — Elegisches! Dafür hier mehr Historisches, Mächtiges! Und wer kann denn auch fortwachsen und in neue Schönheit eingehen, ohne etwas von der frühern, der kindlichen näher stehenden Zeit einzubüßen! Es mag übrigens vielleicht schwer sein, jemand, dem nun einmal das Organ abgeht, für das, was ich hier das Gereiftere nenne, dies völlig begreiflich zu machen. — Aber: Der Schritt des Mannes ist ein anderer als der des Jünglings — da liegt's! Dies gleichmäßigere Auftreten, dies gleich auf die rechte Weise fassen, und dies markige Eindringen, es läßt sich nicht weiter für die Nach-

weisung zerpflücken und schildern, denn eben im Zerpflücken wird es ja aufgehoben.

„Mendelssohn hat auch im «Elias» noch nicht Händel's Stil, aber er ist hier weit mehr auf die Linie von Händel gerückt als im «Paulus». Lebt doch auch ein tüchtiger Mensch nicht umsonst! was er erlebt muß ihm fruchten — irgendwie! wie sollte denn also dem Mendelssohn sein Leben nicht gefruchtet haben!"

Eine andere Gedankenfolge traf wieder die Größe und Ausführung des Werks. „Wie ein organisch lebendiger Leib eben ein gewisses Quantum Aether bedarf, um sich darzuleben — ein Infusorium das kleinste, ein Sonnensystem das größte, ein Mensch ein durchaus mittleres — so auch das Kunstwerk. Und wenn der Mensch möglicherweise mit aller Vollendung seiner Organe in Daumengröße sich darleben könnte, er würde dann schon deshalb ein ganz anderes Geschöpf sein, und ebenso, wenn es in Riesengröße möglich wäre. — So ist es aber auch mit dem Kunstwerk! — Die Venus von Milo als noch so vollendete Statuette auf einem Nippestisch, ist ebenso wenig mehr dieser Kunstgedanke, als sie es wäre als Koloß gleich dem von Rhodus! Je präciser und individueller die Idee ausgeprägt ist, um so mehr muß sie in einem bestimmten Maße sich darstellen.

„Ich hatte nun den «Elias» früher in der Singakademie am Flügel aufführen hören, und noch war er mir da gar nicht in seiner Eigenthümlichkeit offenbar geworden — heute in diesen Tonmassen, und getragen von einer kräftig schönen Stimme des Propheten, trat mir gleich das volle Verständniß entgegen. Der Strasburger Münster klein aus Holz geschnitzt — wem gibt er einen Begriff von jenem Baue? — es gehört das Hinaufsehen dazu, um ihn einzusehen! Es gibt gewisse Dinge, die sich in jeder Größe noch kenntlich machen — andere durchaus nicht — dieser «Elias» gehört zu den letztern!"

Endlich konnte ich nicht unterlassen, auf mich selbst zu merken bei dieser Aufführung, warum mich dieses **Klingen** fortschreitender Harmonie und Melodie an den **Worten des** alttestamentlichen Textes so festhielt, wenn mich andere **ganz** rechtschaffene Oratorien, z. B. von Schneider, mit all **ihrer** regelrechten Harmonie und wohllautenden Melodie so **gar nicht** festzuhalten pflegten? — „Auch da läßt sich eigentlich **nichts** weiter sagen als: es ist das Befruchtende des **Genius**. Der Genius haucht die Worte an und sie tönen nun in **Melodien** ihren Sinn aus, er schlägt gleichsam die festen **Lettern** an, und sie klingen und geben ihren Geist kund! — man **könnte** auch sagen: er nimmt die Worte, und je lieber, wenn sie **selbst** schon recht poetisch sind, und wirft sie nochmals in das **fruchtbare** Land, in den Mutterboden der Poesie, und nun **keimen** sie hervor — nicht mehr als bloße Worte, sondern als **Musik!** Aber das muß ich auch in solchem Werke fühlen, sonst **ist's** überhaupt aus mit dem Gefühl! Wehe den Worten, **denen** nur so ein musikalisches Kleidchen vom Musikschneider **anprobirt** wird, bis es der Mode nach paßt; und dann **kommt** wieder ein anderer Schneider und macht ihm wieder ein **anderes** Kleidchen, und immer ist es nur Kleid und nie **aus** den Worten herausgewachsen!

„Mendelssohn aber hat hier wirklich einen alten unscheinbaren Silberbarren aus der Bundeslade Israels **hervorgeholt**, und dann nahm er den Stimmhammer und schlug ihn **so** richtig und volltönend an, daß er nun klingt und erfreut **und** bewegt, und daß der Tempelvorhang der Zeit sich öffnet **und** die große Gestalt des starken Eiferers sichtbar wird, und **daß** wir das Volk gewahren und die regenbringende Wolke!"

Und so viel denn von dem, was ich damals über das Werk schrieb! Ein anderes — ein plastisches, war ferner zu jener Zeit nach und nach fast unter meinen Augen entstanden — Die Madonna mit dem todten Christus, von Rietschel, ein Werk, was seitdem viel gerühmt und bekannt worden ist, und was zuletzt in Marmor ausgeführt in der Friedenskirche bei Potsdam eine bedeutende Aufstellung erlangt hat. Auch an ihm erfreute und erhob das Schaffen von innen heraus, das Selbstschöpferische durch innere Nöthigung! An vielem Weh und manchen Schmerzen hatte das Leben dieses trefflichen Mannes lange gekrankt, und ein Bestreben durch den Ausdruck höchsten Schmerzes in der Kunst, von der Qual des eigenen Schmerzes in der Brust sich frei zu machen, lag offenbar, wenn auch halb unbewußterweise, der Entstehung solchen Werkes zu Grunde. Auch fanden wir alle den Ausdruck dieser Schmerzen in der göttlichen Mutter sehr schön und bedeutend, dagegen war viel zu sagen über die Schwierigkeit moderner Plastik im Leichnam Christi. Es trat mir hier immer neu entgegen, was ich schon oft im Geiste erwogen hatte: daß nämlich die Sculptur an sich dem transscendentalen Geiste christlicher Weltanschauung nie recht angeeignet werden könne. Die Sculptur drängt mit Gewalt nach der Schönheit der Form, und die Kirche dagegen meidet diese eigentlich geradezu als der Seele verderblich, und führt uns im Gegentheil zu Bildern der Entsagung und des Schmerzes; dabei ist überdies der Marmor für diejenige Art von Schönheit unempfänglich, welche in dem Glanze des zu Gott aufblickenden Auges, oder dem bleichen zarten Schimmer einer der Welt abgestorbenen körperlichen Bildung erscheint, wie sollen nun also die beiden Forderungen zusammen erfüllt werden! Aus all diesem erkennt man daher wohl, daß auch an diesem Werke eine Lücke mir übrigbleiben mußte, welche selbst die sonst überall so vollendete künstlerische Ausführung nicht auszufüllen im Stande war.

Noch ein anderes Phänomen jener Tage endlich war ein großer Carton aus den Nibelungen, von Schnorr, hier noch als Vervollständigung seines Cyklus in München und für München ausgeführt. Merkwürdig tüchtig in der Zeichnung, fehlte ihm doch, wie so manchen seiner Sachen, der höhere belebende Hauch geistiger innerer Nothwendigkeit; ich bewunderte das Meisterhafte der Durchführung — einen tiefern nachhaltigen Eindruck wollte es mir nicht zurücklassen.

Bedenke ich nun jetzt, wie ich damals bei so viel angestrengten Arbeiten und bei den gewaltigen Erschütterungen und Schwankungen des äußern Lebens, doch es erreichte, ein gewisses inneres Gleichgewicht und die Freiheit der Umsicht mir zu bewahren, welche mich fähig machten selbst Zeiten hindurch, wo alle Existenz mehr und mehr in Frage gestellt wurde, in Kunstbetrachtungen wie die obige über Mendelssohn mich zu ergehen, so wird es mir zuweilen selbst schwer zu fassen, daß eine dieser Bestrebungen nicht der andern Eintrag that; allein es ist gewiß was Goethe sagt: „Ein Tag ist ein weites Gefäß, in welchem der Gesunde, Thätige, gar vieles zusammenfassen kann!“ Mir ging der Grund meiner Thätigkeit aus, von dem was den Mann immer am sichersten erhält, von dem Grunde eines wohlgeordneten auf Liebe basirten Familienlebens, und einem Kreise einsichtsvoller wohlwollender Freunde und Bekannten, welche öfters in meinem Hause sich begegneten. Aus dem Tieck'schen Kreise namentlich wirkte noch so manches nach, und niemand mehr (wenn nicht freilich oft wieder durch Krankheit gefesselt), als Frau von Lüttichau, von deren eigenthümlich feiner Auffassung auch allgemeiner politischer Verhältnisse noch ein aus jenen Tagen erhaltenes Blatt zu deutliche Beweise gibt, als daß ich es nicht noch hier einschalten sollte:

„Vom 2. März 1848.

„Man könnte wohl wünschen, daß dieser so oft schon ausgesprochene Drang der Franzosen zur Republik, endlich ihren Zweck erreichte. Ich meine, heißt das, man kann wünschen, daß der verständigere Begriff der Freiheit sich einmal wahrhaft der Wirklichkeit einverleibe, um auch diese Convulsion der Menschheit auf die höchste Spitze zu treiben, wo dann ja allemal die Nothwendigkeit wieder in einer andern Form sich geltend macht.

„Ebenso wie im Individuum der ewige Widerstreit von Freiheit und Nothwendigkeit ist, wie die Energie der erstern die Individualität steigert und dennoch sie sich immer wieder an der Nothwendigkeit der menschlichen Bedingung bricht, ebenso, erscheint es mir, geht dieser Kampf durch die ganze Geschichte. Immer wieder regt sich in der Menschheit die Freiheit und rennt an gegen diese eherne Naturnothwendigkeit, die das Gesetz verlangt und selbst das Gesetz ist, ohne welches keine Form auf Erden bestehen kann; und ebenso wie der Mensch unter den verschiedensten Gestaltungen seines innern Lebens in stetem Kampf und Schmerz diesen Zwiespalt in sich erfährt des Wollens und Müssens, so auch die Menschheit im ganzen. Darum haben sowol diejenigen recht, die immer wieder die Welt aus den Fugen und Angeln rücken wollen und wieder gegen die Fessel der bedrückenden Nothwendigkeit ankämpfen, als die, welche immer wieder die Bedingung als solche geltend machen, und das Gesetz und die Regel als eiserne Gewalt und Nothwendigkeit hinstellen. Aus den oft convulsivischen Regungen beider Lebensmomente besteht ja am Ende der Verlauf des Lebens überhaupt."

Doch ich kehre nun wieder zu unserm besondern Lebensgange zurück und darf hier nur sagen, daß er im ganzen bei all diesem rastlosen Wogen der Zeit im Innern immer noch friedlich und still genug blieb. Neben fortgesetzter strenger

Arbeit an der Vollendung der zweiten Ausgabe der „Physiologie", und neben der Thätigkeit, die vorher schon die nun wirklich erschienene „Mnemosyne"*) gefordert hatte, kam zu Erhaltung guter Stimmung die Muse des Spiels und Gesanges auch hier sehr zu Hülfe! Wir hörten in Wahrheit selbst in meinem Hause viel des Guten, denn neben Karolinens Sopran hatte, wie schon gesagt, sich Eugeniens Alt mehr und mehr entwickelt, und wenn Mariane begleitete, oder eine sehr begabte frühere Schülerin des leipziger Conservatoriums, Fräulein Konstanze Jacobi, selbst Mendelssohn'sche Lieder schön vortrug oder mit den andern gemeinsam mehrstimmige Sachen fein ausführte, so vergaßen wir oft den Lärm durchziehender Freischärler für Schleswig, oder die drohende Stellung der demokratischen Partei hier oder in Leipzig, und bereiteten uns auch nebenbei, als ob überall die vollste Ruhe herrschte, für den Umzug nach Pillnitz vor, wohin wir den 14. Juni der königlichen Familie wirklich folgten.

Ebenso dort schien denn anfangs alles in heiterm Gewande aufzutreten, und während ich mich daran gab, in der Stille meiner Wohnung auf dem Schlosse, wieder die obenerwähnte damalige Hauptaufgabe meiner Arbeiten mit möglichstem Eifer zu verfolgen, veranstaltete unser trefflicher König, wenn auch vielleicht seine Stimmung mit all dergleichen genugsam contrastiren mochte, das gewöhnliche Blumenfest des Johannistages, wo Hunderte von Kindern der Landleute aus der Umgegend Sträuße und Kränze am Speisesaale darbringen, und selbst gespeist und beschenkt werden; ja am 3. Juli empfing der Hof die Deputationen, welche, wegen Anerkennung des Reichsverwesers, auf wohlgeschmücktem Dampfschiff unter dem Geläute aller Glocken nach Pillnitz fuhren, und so sah von außen denn alles herrlich und vergnügt aus, während in der Tiefe

*) Ich habe oben, S. 233, der Entstehung dieses Buches gedacht.

die Zerklüftungen immer breiter und breiter wurden und oft den Abgrund ahnen ließen, der sich einmal plötzlich unter unsern Füßen aufthun könnte.

Von meiner eigenen damaligen Stimmung zeugen noch folgende Worte:

„Es ist solch eigene Empfindung, in dem ewig wechselnden und bewegten Leben doch irgendetwas zu finden, das immer — d. h. für uns immer — mit ganz gleichem Dasein uns entgegentritt! So aber ich hier! Schon zum zwanzigsten mal beziehe ich nun diesen Raum — sehe zum zwanzigsten mal aufs neue wieder über diesen schönen Wasserspiegel und über diese weiten sanft ansteigenden Flächen, und setze mich zum zwanzigsten mal immer wieder an dasselbe alte knarrende Pult! und was hat sich auch mir in dieser Zeit nach und nach alles erschlossen! — Gedenkt man des Schlimmen, das man erfahren, so freue man sich, wenn es immer mehr und mehr in der Erinnerung abblaßt, und was das Gute betrifft, so möge man immer nur darauf halten, das zu thun, was im zweiten Theil des «Faust» steht:

Empfangt mit Andacht Sterngegönnte Stunden!"

Uebrigens machte in diesem Sommer das Schlimme sich zuerst fühlbar, denn ich erhielt schon Anfang Juli die schwere ärztliche Aufgabe, eine allgemein verehrte Persönlichkeit, Frau von Lüttichau, welche von einem heftigen typhösen Fieber befallen wurde, womöglich glücklich durch diesen Sturm zu leiten, ein Ziel, welches erst nach mehrern Wochen erreicht wurde. Es gehörte hierbei auch zur Eigenthümlichkeit eines so fein besaiteten Organismus, daß trotz heftigsten Fiebers nie von eigentlichem Phantasiren, dem sonst gewöhnlichen Begleiter solcher Krankheit, hier die Rede war; dagegen kamen mitunter eigene Visionen vor, deren eine der Familie grauenhaft genug blieb, als sie sie späterhin erzählte, denn in nächtlicher Däm-

merung sah sie da ihre längstverstorbene Mutter hereinschreiten, sich zu ihr auf das Bett setzen und hatte sie sagen hören: „Du wirst diesmal nicht sterben, sondern erst — — —.“ Das Weitere war ihr wieder entschwunden; — und wirklich, wie gesagt, diesmal erholte sie sich zur Freude des großen Kreises ihrer Bekannten wieder vollkommen, und sollte somit denn doch fast ein Decennium den Ihrigen und uns allen erhalten werden.

Im August zogen wir endlich wieder zur Stadt, während die politische Atmosphäre sich dunkler und dunkler mit Gewitterwolken umlagerte, und schon im folgenden Monat schlugen dann die Blitze ein, indem in Frankfurt der Straßenkampf und Mord des Fürsten Lichnowsky erfolgte, dem wenig später im Anfang October die Berichte von den Greuelscenen in Wien und dem Morde des Ministers Latour sich anschlossen. Man lebte sonach in Wahrheit fast wie im Feldlager. Im Norden entbrannte der Krieg zwischen Deutschen und Dänen immer blutiger, der fränkische Vulkan siedete auch über von schäumender Lava, kurz jeder Tag brachte Neues und selten Gutes — und doch — so ist der Mensch! Dabei ging das gewöhnliche Leben ziemlich seinen alten ununterbrochenen Gang fort, man arbeitete, sah zuweilen ein Stück im Theater, hörte etwas Musik, sah Kunstausstellungen und war dankbar für jeden dieser, diesmal besonders schönen Herbsttage, und für jede glückliche edelm geistigen Verkehr gewidmete Stunde! So brachte z. B. das Schauspiel, damals unter Leitung von Eduard Devrient (dem Verfasser der „Geschichte des deutschen Theaters“) eine interessante Vorstellung von Shakspeare's „König Johann“, in welcher die Bayer als Konstanze und Emil Devrient als Faulconbridge große Lorbern ernteten, und was Kunstausstellungen betraf, so kam uns namentlich ein merkwürd ges in Italien entstandenes für England bestelltes Bild zu Gesicht: Der Tod der Rahel, von Metz, einem jungen

uns befreundeten Künstler, welcher seine ersten Studien als Bildhauer unter Rietschel's Leitung gemacht hatte und jetzt eben als Maler von Rom zurückgekehrt war. Das Bild machte uns allen einen schönen Eindruck, denn es war durchdrungen von jener jugendlichen Wärme des Gefühls, welche überall, wo sie recht fühlbar wird, einen gewissen Frühlingscharakter verbreitet, und oft der edelste Bürge einer künftigen vollendeten Reife sein kann. Hier leider war sie das letztere nicht, denn auch dieses junge schöne Talent, das neben dem malerischen sich auch sehr vortheilhaft als ein musikalisches im Gesange bewies, nahm wenig Jahre nachher ein frühzeitiger Tod hinweg.

Ebenso war die Devrient zu dieser Zeit wieder hier, nachdem sie lange in Berlin verweilt hatte, wo Begas jenes außerordentliche Porträt von ihr vollendete, welches im nächsten Jahre auch in Dresden zur Ausstellung kam, und im wahren Sinne des Wortes ein Lebensbild genannt werden durfte; und wieder hörten wir öfters gewisse Schubert'sche Lieder, die nur aus ihrem Munde mit diesem vollen geistigen Verständniß in die Seelen der Hörenden eindrangen. Rechne ich nun noch hinzu, daß kurz vorher auch jener höchst merkwürdige dritte Band Eckermann'scher „Gespräche mit Goethe" erschienen, und hierdurch, wie durch die endlich zu Tage kommenden „Briefe Goethe's an Frau von Stein", die große Individualität dieses Außerordentlichen uns auf einmal wieder näher herangerückt war, so begreift man zur Genüge, daß es an Elementen nicht fehlte, um für vieles Schwierige und Harte, wie es die Lage öffentlicher Verhältnisse herbeiführte, von seiten der Poesie und Kunst ein durchaus erfrischendes Gegengewicht zu gewähren.

Kam es doch auch zu der äußerlich jetzt noch erhaltenen Ruhe, daß mein Verhältniß zu den früher erwähnten neu hier einziehenden Literatenelementen damals noch ein ganz erfreuliches blieb und mir vorderhand keine weitern Störungen herbeiführte,

obwol ich beiläufig doch erkannte, daß auch hier ein völliges Einverständniß nicht leicht zu erzielen sein werde, da diese und meine Richtungen im Grunde doch gar zu verschiedene blieben. Am nächsten stand uns noch der früher schon genannte Dr. Gutzkow, als der wol bei weitem Begabteste unserer neuern Poeten, und wir sahen ihn mehreremal bei uns. Von meinen Büchern schien ihm hauptsächlich die „Mnemosyne" einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, über welche er mir einst ein Gedicht zusendete, welches er, wie er mir sagte, bald nach deren Erscheinen, eines Abends eigen bewegt niedergeschrieben hatte. Ich erlaube mir dasselbe hier mitzutheilen, keineswegs als ob ich das darin gespendete Lob für überall verdient ansähe, sondern mehr als Beitrag zur Geschichte der verschiedenen Phasen jenes Dichters selbst, der nach manchen Richtungen bedeutend genug auf seine Zeit gewirkt hat.

An Carus beim Lesen seiner „Mnemosyne".

Bei allen Blumen, allen schönen Farben,
Im Meer der Töne, auf dem festen Lande
Des Wissens — wo wol oft die Sinne darben —
Allüberall schufst du dir holde Bande.

Wer gab dir nur, daß deinem Ohr die Sphären
Des ganzen Alls so voll entgegenrauschen.
So viele Dinge ihre Kelche kehren
Nach deines Denkerauges lichtem Lauschen?

Der Musen Zahl, der ungetheilten, ganzen,
Hast du dich angelobt! Nicht einer, allen!
Wie dicht der Reigen, den sie vor dir tanzen
Auf *einer* Flur, in *eines* Tempels Hallen!

Ist es vielleicht, weil du bei jedem Wirken,
Kommt es vom Wort, vom Pinsel, von der Kehle,
Aus irdischen, aus himmlischen Bezirken,
Nur auf das Eine horchst: die innere Seele?

Und einer einz'gen Seele einzig Flammen
Ist freilich dann der ganze Brand des Lebens,
Und Töne, Farben, Worte, allzusammen,
Ein Pulsschlag sind sie nur des Weltall-Webens.

Die Dinge? Ding ist, was wir davon denken.
Die Welt? Ich nenne Welt des Geistes Walten.
Die Sonne? Was wir für die Sonne halten,
Sind Lichter, die auf unsern Sinn sich senken.

Sinn, Sonne, Welt und waltender Gedanke
Muß all in Eins und eins in Alles schweifen:
Im Schaffen kennt die Gottheit keine Schranke,
Des Menschen Geist kennt keine im Begreifen.

Da mein' ich, kommen dir aus Weit und Breite
Zahllos nun Strahlen, die zum Zünden taugen,
Sprich nur den Staunenden: Ihr guten Leute,
Was kann ich denn für meine beiden Augen!

Geschrieben Dresden, 21. Februar 1848, abends.

Karl Gutzkow.

III.

Und so rückten wir denn unter all dergleichen immer tiefer in den Herbst dieses inhaltschweren Jahres herein! noch der letzte November, der Geburtstagsabend meiner geliebten Mariane, vereinigte uns am Theetisch mit mehrern Freundinnen, und ich las ihnen wieder einmal jenes kleine Wunderwerk — die Goethe'sche „Novelle" — vor, dies Werk, bei welchem man nie darüber ganz ins Reine kommt, ob die Sinnigkeit und Feinheit des Inhalts oder die Vollendung der Form eine größere Bewunderung verdient, worauf wir dann noch zu langen Gesprächen kamen über jenen mächtigen Geist überhaupt, der — ein anderer Montblanc — in der Mitte des deutschen Volks immer höher gesehen werden wird, je weiter entfernt, im Fortrücken der Zeit, der Standpunkt ist, von welchem wir ihn erblicken.

Nachdem es mir nun endlich im Schlußmonat des Jahres noch gelungen war, auch ein mit eigenthümlich merkwürdig nervösen Symptomen begleitetes typhöses Fieber, von welchem um diese Zeit der junge Sohn von Frau von Lüttichau befallen wurde, zu glücklichem Ende zu führen, traten wir jetzt wirklich ein in das Jahr 1849, in welchem die Schwärze des politischen Horizonts nicht nur immer noch ungelichtet blieb, sondern die elektrischen Entladungen, welche durch Feuer und

Schwert so viel in diesem Jahre bei uns vernichten sollten, sich von feinen Nerven schon im voraus empfinden ließen. War doch die Situation schwierig genug nach allen Richtungen! Im Norden kämpften preußische und sächsische Truppen für Einheit des deutschen Reichs, im Süden standen die aufrührerischen Ungarn schon in der Nähe von Wien, Oberitalien war in vollem Aufstande, in Frankreich fürchtete man mit Recht, daß der Communismus und die gesammten Greuel einer rothen Republik die Oberhand gewinnen könnten, während das Staatsschiff Deutschlands unter der vielköpfigen Leitung seines Parlaments immer mehr Masten und Steuer verlor, und bei uns selbst es bereits zur Anerkennung der sogenannten Grundrechte gediehen war, ja mehr und mehr die Umsturzpartei festen Fuß gefaßt hatte. In zwei Volksvereinen wurden in Dresden alle hierauf sich beziehende Fragen vielfach durchgefochten, der eine, der sogenannte Vaterlandsverein, hatte seiner fast rein republikanischen Ansichten kein Hehl, der andere, der Deutsche Verein, war etwas gemäßigter, doch auch auf die „Grundrechte" fußend, und wurde von unsern Künstlern, von Schulz, Eduard Devrient, Hübner und ähnlichen Männern besucht. Wie qualvoll es aber mir sein mußte, unsern trefflichen König mitten in diesen Stürmen zu sehen, gewahr zu werden, wie er immerfort, wirklich bis an die äußerste Grenze constitutioneller Freiheit, der Zeitstimmung nachgab, ohne Dank dafür zu ernten, und wie auch in dem endlich neu gebildeten Ministerium ihm immer nicht von allen Gliedern die rechte Unterstützung auf seinem festgehaltenen ehrenhaften Gange zutheil wurde, kann man denken. Ueberall zitterte der Boden, und ich fühlte, daß mit der des ganzen königlichen Hauses, dem ich nun bereits seit 22 Jahren so fest verbunden war, auch unsere eigene kleine Existenz gewissermaßen von Tag zu Tag mehr in Frage gestellt werden konnte.

Blickt man aus spätern ruhigern Tagen auf solche ge-

quälte Zustände zurück, so begreift man kaum, wie trotz alledem damals das gewöhnliche Leben noch fortgehen, ja sich hier und da wol auch noch durch Heiterkeit und Kunstgenuß verschönern konnte!

Und doch war es so! — Schon der Abend des 3. Jan. wurde zu einem merkwürdigen Feste mittels großer und schöner Musik aus Gluck's „Orpheus" und der „Armida", ausgeführt im Gesang durch die Schröder-Devrient, bei dem trefflichen Spiele der Clara Schumann, und ebenso gingen in der Stadt Concerte, Ausstellungen, Schauspiele und Verlosungen noch einige Zeit ganz ihren gewöhnlichen Gang. Im Theater sah man noch im April die merkwürdige Erscheinung der Lucilie Grahn, jener Tänzerin, die durch Erfindung mancher interessanter Ballete und eine eigene poetisch-sylphidenhafte Natur, wirklich auch eigenthümlich erfreute, während von Ausstellungen uns insbesondere Cornelius' Zeichnungen für das berliner projectirte Camposanto von großer und nachhaltiger Bedeutung blieben. Dieser tiefsinnige Mann hatte nämlich einen Cyklus imposanter biblischer Compositionen entworfen, von denen die ganze Reihe der kleinen Bleistiftskizzen durch Rietschel's Vermittelung damals uns vorgelegt wurde, während zugleich das eine dieser Werke, die vier Reiter aus der Apokalypse, als großer originaler Carton sich hier befand, und in seiner mystisch gewaltigen Durchführung wie eine Prophetenstimme das herannahende Verderben anzukündigen schien. — Ebenso stellte Hermann seine Zeichnungen zu deutscher Geschichte aus, und hielt Vorträge darüber, ja ich selbst gab am 18. März in der Gesellschaft Albina in Gegenwart des Prinzen Johann einen populär gehaltenen Vortrag über Nervensystem und Nervenleben, welcher viel Beifall erhielt und in einem Tagesblatte besonders abgedruckt wurde; im Theater endlich erlebten wir die treffliche Aufführung eines merkwürdigen kleinen Stückes: „Liesli", von Gutzkow, welches damals uns

allen viel zu denken gab. Es behandelte nämlich, und zwar nicht ohne großes Geschick, die Auswanderungsfrage; nur der Schluß war so roh und unschön, daß ich dem Dichter, der mir das Stück vorher zur Durchsicht gesendet hatte, unumwunden meine Meinung dahin aussprach, dieser Schluß werde die Wirkung des großen schönen Ganzen großentheils vernichten. Er fand sich indeß zu keiner Aenderung bewogen, und wirklich verletzte dieser Schluß das Publikum sehr, sodaß sofort das Stück wieder von der Bühne verschwand. Unsere Freundin von Lüttichau hatte sich noch einige sehr sinnreiche Aufzeichnungen darüber gemacht, die ich glücklicherweise im Stande bin gegenwärtig mitzutheilen. — Sie schrieb unter dem 12. März: „Gestern habe ich zum ersten mal wieder ein Stück spielen sehen, so aus Einem Guß und ein wahres Zeitgemälde. Ebenso wie der «Uriel Acosta» die Emancipation der Juden vorbereitet hat, so diese «Liesli» die Civilehe. Und gerade daß Gutzkow unbewußt nach solchem Stoff greift, dort nach der Novelle, hier nach der Anekdote, das ist's, was den geheimen Gang solcher Zeiteinwirkungen beurkundet. Ebenso der dunkle Zug, der ihn die Zeitrichtung der Auswanderung mit der großen Frage, wie weit die Rechte des Mannes über den Willen der Frau gehen, hat zusammenstellen, und nun hier den eigentlichen Conflict hat vorgehen lassen. Dadurch gerade wirkt es also so ungeheuer, daß zwei große Zeitforderungen zugleich in Frage gestellt werden, und zwar doch so natürlich combinirt durch den dramatischen Vorgang, daß alles lebendig und gar nicht so absichtlich verhandelt scheint. Daß hierbei das «Und er soll dein Herr sein» zuletzt wie im Wahnsinn, als Losung zu der abscheulichsten Verletzung aller Menschenrechte gebraucht wird, bricht dann dieser veralteten Form den Stab vor der Vernunft, während umgekehrt die Vernunft und der Instinct vorher einen zweifelhaften Kampf gekämpft hatten bei der Auswanderungsfrage überhaupt. Ja am Schlusse läßt

nun der Dichter selbst die Frage nach dem Rechte des Individuums gleichsam verhüllt und zweifelhaft, aus welchem allem zuletzt hervorging, daß freilich das Publikum das Ganze im Sinne der gewöhnlichen scenischen Gesetze nur abscheulich finden konnte."

Und so boten sich denn damals nach allen Seiten poetische und wissenschaftliche Interessen dar, fast als wollten sie uns dadurch von so vielem andern politischen Wirrsal gänzlich ablenken! ja als ob es auch hieran noch nicht genug sei, schien zur Erhöhung des Contrastes das Vorwalten eines warmen sonnigen Frühlingswetters gerade diesmal einen recht blütenreichen und schönen Mai versprechen zu wollen; was denn allerdings im Naturleben großentheils in Erfüllung ging, während freilich übrigens die Stürme des Staatslebens, die nun gerade in diesem Monat über uns einbrechen sollten, um desto gewaltsamer heranzogen.

Bevor ich jedoch es zu schildern unternehme, inwieweit diese blutigen Ereignisse uns selbst berührten, will ich noch einige ruhige Reflexionen mittheilen, wie deren manche damals, und zwar meist als Folge tiefgehender Gespräche in Brieffragmenten, theils von mir, theils von Frau von Lüttichau sich aufbewahrt finden, so aber vielleicht am besten dazu dienen, zu zeigen, wie eigen damals fast die ganze gebildete Welt sich in ruhigen Stunden mit jenen äußerlichen Wirren beschäftigte.

So schrieb ich in einem Briefe vom Monat Januar: „Gewiß, wir leben in einer merkwürdigen Epoche! Im einzelnen scheint oft nur das Seltsamste und Verkehrteste sich zu begeben, und im ganzen ahne ich doch einen eigenen neuen und großen Umschwung der Menschheit! So etwa erscheint eine auf dem Papier gezogene gerade Linie unter einem starken Mikroskop gesehen, allerdings nur als höckerige unordentliche Anhäufung von Tintenflecken, während in Wahrheit sie doch

an sich wirklich vollkommen geeignet bleibt, zwei entfernte Punkte auf die einfachste Weise zu verbinden."

Und so schrieb jene geistvolle Frau im Monat Februar: „Das ist in dieser trostlosen Zeit nicht zu leugnen, daß doch manches Unwesentliche von dem Menschen abfällt, was an sich nur leerer Schein war: und das gilt nicht nur von conventionellen Vorrechten des äußern Lebens, sondern auch ganz besonders des innern. Alle Autoritäten sinken so, daß das, was überhaupt nur eine halbe Geltung hatte, ganz zu Boden fällt. Unsere halbe Bildung ließ sonst immer noch so viel Gemachtes zu, so viel falsche Koryphäen, so viel Schein, nach welchem gestrebt wurde: literarische Trugbilder, die verehrt wurden — dies alles sinkt vor der großen nackten Wahrheit unserer Gegenwart zu Boden, und gerade daß sie noch so nackt ist, daß die Seele all ihren falschen Putz abwirft und sich nicht entblödet, in ihrer ganzen Häßlichkeit zu erscheinen — gerade das ruft vielleicht den Ernst wieder hervor, der allem Schönen und Echten beiwohnen soll, und schlägt jenen Schein todt, der nur zu leicht da hereinschleicht, wo nur der Buchstabe des conventionellen Rechts gilt."

Ferner etwas später: „Wir sprachen heute davon, ob vielleicht Gagern der erste deutsche Politiker sein würde? und ein Freund meinte: «Der Politiker wächst nur aus dem Staat heraus, es gibt keinen Fox, keinen Pitt ohne einen fertigen Staatskörper, den er lenken kann, wie keinen Admiral ohne Flotte. Wir dagegen sind freilich erst im Bauen des Schiffs begriffen!» Aber alle organische Entwickelung geht langsam, und daher ist wol auch für die nächste Zukunft an keine Verwirklichung solcher Idee der Einheit Deutschlands zu denken. Der Gedanke dieser stieg ja zuerst auf nach dem Druck der Franzosen: vorher ist alles Particularismus in der Geschichte! Nun hat sie unbewußt sich fort- und herausgebildet, tritt schon mit mehr Macht auf und sucht sich zu gestalten, aber noch hat sie lange nicht die Zeit

durchlaufen, die zu ihrer vollen Erscheinung erforderlich **ist**: vielleicht gehört auch hierzu erst wieder ein neuer **ungeheuerer** Druck! Ebenso lag ja in dem Begriff jener Heiligen **Allianz**, wie er im Jahre 1813 aufging, allerdings schon der **erste** Keim zur Verwirklichung eines Völkerbündnisses, **wie es** vielleicht nur dem spätesten Zeitalter erst vorbehalten **bleibt**."

Doch ich gehe jetzt im Lebensgeschichtlichen weiter!

Gegen Ende April hatte die Regierung durch das Ministerium Held die immer mehr fordernde Ständeversammlung aufgelöst, und als nun von allen Seiten Sturmpetitionen kamen, daß die in Frankfurt fertig gewordene deutsche Reichsverfassung angenommen werden müsse, ergaben sich auch im Ministerium selbst verschiedene Ansichten; der Vorsitzende desselben schied aus, und der König stand jetzt mit den drei Ministern Zschinsky, von Beust und Rabenhorst all diesem Andrängen allein gegenüber. Die Stadt gewann dabei mehr und mehr ein revolutionäres Ansehen, die niedrigsten Klassen drängten sich ungestüm hervor, Equipagen durften kaum mehr in den Straßen sich zeigen. Donnerstag den 3. Mai fuhr ich vormittags noch zum letzten mal zu einigen Kranken und nachmittags schon floß das erste Blut beim Angriff des Volks auf das Zeughaus, wo ein Kartätschenschuß gegen zwanzig Aufständische verwundete oder todt niederschmetterte. Bei alledem waren nun meine beiden Söhne als Communalgardisten, mit ihrem gesammten Corps, in der verfänglichsten Lage. Man hatte die Truppe auf den Markt beordert, um dort selbst gegen den Willen des Königs die Reichsverfassung zu beschwören, und obwol bei weitem die meisten, und sie mit diesen, sich nach und nach von dem Wachtdienste zurückzogen, um nicht zu extremen Schritten gedrängt zu werden, so kann

man doch denken, in welcher Lage und Stimmung die Meinigen sein mußten, wenn sie überlegten, wohin zuletzt dies alles gar wohl führen könne. Es war aber an diesem Tage zwischen 5 und 6 Uhr, als ich, gedrängt von Sorge, wagen wollte, noch einmal aufs Schloß zu gelangen, um mich persönlich von dem Befinden der höchsten Personen zu überzeugen. Auf dem gewöhnlichen Wege durch die Stadt dahin zu kommen, war längst unmöglich geworden, denn durch die Straßen wogten überall aufgeregte Volkshaufen; die Leichen der auf dem Zeughofe Gefallenen hatte man auf Schubkarren vor das Rathhaus gefahren, wo noch der größte Theil der Communalgarde mit den Turnercompagnien aufgestellt stand und die heftigsten Reden gehalten wurden, die Schloßgasse aber namentlich erfüllte schreiendes, oft schon nach den Fenstern des Schlosses werfendes Volk, und nochmals befanden sich Deputationen beim Könige, ihn auf alle Weise bestimmen wollend, diesen sogenannten Volkswillen durch Anerkennung jener Reichsverfassung zu befriedigen, durch welche dann eben vollends alles recht eigentlich erst außer Verfassung und Fassung gebracht worden wäre.

Nur durch weite Umwege, über Promenaden und vom Zwinger her, konnte ich sonach die an das Schloß stoßende, und mit diesem damals durch Thür und Treppe verbundene Hofapotheke erreichen, und nur auf diesem Gange gelangte ich endlich in das Vorzimmer der Königin, welche bereits (da das Schloß schon förmlich in Belagerungszustand gesetzt war) mit ihrem Gemahl in die innersten nach dem Schloßhofe gekehrten Zimmer sich zurückgezogen hatte. Man sagte mir, daß eben wieder Deputationen beim König seien, um frühere Gesuche stürmisch zu wiederholen, Majestät die Königin fand ich zwar innerlich erregt, aber äußerlich wie immer gefaßt und groß.

Man konnte wol ahnen, daß der nächste Augenblick die ernstesten Entscheidungen bringen mußte, und so hatte ich nur

eben Zeit, meinen schleunigen Rückzug zu nehmen, denn schon wurden alle Zugänge fest verschlossen, und als ich endlich auf dem gleichen Wege mich nach Hause wendete, sah ich schon an der Wildsdruffer, an der Breiten Gasse und auf mehrern andern das Pflaster aufreißen und mit Fässern und Kisten, welche zum Theil mit Pflastersteinen gefüllt wurden, den Barrikadenbau eifrig fortsetzen. Ebenso wurden jetzt die hölzernen Decken der Schleusen inmitten der Straßen aufgeworfen, um die Wege dadurch für Geschütz und Cavalerie unzugänglich zu machen, kurz das Antlitz des Kriegs trat mit eins aus der frühern Ruhe der friedlichen Stadt scharf hervor.

Am andern Morgen durchflog die Kunde die Stadt, der König sei fort, und mit ihr zugleich erschienen die Maueranschläge, auf denen Todt, Tzschirner und Heubner als Glieder einer provisorischen Regierung sich verkündigten. Gegen 10 Uhr ging ich aus, um einige wichtige Kranke, welche in der Gegend der See- und Wilsdruffer Vorstadt wohnten, noch einmal zu besuchen (ins Innere der Stadt war wegen der Barrikaden nicht mehr zu gelangen) und — man kann sich mein Entsetzen denken — auf einmal begegnet mir ein Bekannter, welcher mir erzählt, „der König sei bei Pirna festgehalten worden und würde gefangen zurückgebracht werden". Ich gestehe, daß ich nicht daran glauben konnte, denn — war er einmal gegangen — so hoffte ich auch fest, daß zweckmäßige Maßregeln zu seiner Sicherheit nicht vernachlässigt sein konnten. Nichtsdestoweniger war der Eindruck solcher Nachricht mächtig, und wurde noch gesteigert, als ich auf Volksgruppen traf, die die heftigsten Schmähungen gegen denselben König ausstießen, den sie wenig Jahre zuvor noch fast mit Freudenbezeigungen erdrückt hatten, als er von seiner englischen Reise zurückkehrte.

Glücklicherweise bewies jenes Gerücht sich denn auch bald als vollkommen unwahr, und nicht nur daß Königin und König

den Königstein sicher erreicht hatten, man erfuhr bald, daß auch die bejahrten Prinzessinnen sowie Prinz Johann mit Gemahlin und Kindern (der älteste Prinz befand sich in Holstein im Felde) tags zuvor ebenfalls bereits dort angekommen waren. — Die Lage der Dinge war nun hier so, daß Neustadt, Schloß und Zeughaus nebst Brühl'scher Terrasse, Zwinger und Packhof, im Besitz der königlichen Truppen waren, während ganz Altstadt-Dresden von den Aufständischen besetzt gehalten wurde, die ihre Centralbehörde, die sogenannte provisorische Regierung, auf dem Altstädter Rathhause aufgeschlagen hatten. Die meisten unserer Truppen befanden sich übrigens im Felde, und ob die von Preußen begehrte Hülfe rechtzeitig eintreffen werde, war damals noch nicht bestimmt vorherzusehen. Bei alledem verging der Tag noch ziemlich ruhig, nur Proclamationen wurden angeschlagen, die Barrikaden vollendet und besetzt und alles somit mehr und mehr zum energischen Kampf bereitet.*)

Der entferntern und abgelegenern Lage meines Hauses hatten wir es zu danken, daß wir selbst an diesen wie an den folgenden Gefechtstagen völlig ungestört blieben. Das wunderschöne Maienwetter gewährte eine stille Existenz in unserm Garten, selbst dann, als späterhin Tag und Nacht die Glocken stürmten und Gewehrfeuer und Kanonendonner aus der Stadt fast unausgesetzt herübertönte, und so war jedenfalls für uns und unsere Nachbarn noch immer genug von Glück zu sagen! Freilich im Innern war wenig Ruhe. Meine Söhne hatten alle Ursache sich verborgen zu halten, da bald schon die säumigen Communalgardisten aufgefordert wurden, sich zum Banner der Freischaren zu stellen, und was wäre später aus ihnen und aus uns allen geworden, wenn der Aufstand gesiegt hätte?

*) Das Nähere über diesen Kampf siehe in der Schrift des Grafen Waldersee: Der Kampf in Dresden im Mai 1849 (Berlin 1849).

Am Sonnabend (5. Mai) ergriffen die königlichen Truppen unter dem Oberbefehl des Generallieutenants von Schirnding die Offensive, indem sie begannen, vom Zeughause zur Terrasse und Brücke, und vom Schloß gegen den Zwinger hin sich Terrain zu schaffen und die Aufständischen zurückzuschlagen, welche ihrerseits durch Feueranlegung und Versuche zum Unterminiren des Schlosses (was indeß alles fehlschlug) ihre Zwecke zu fördern strebten. Das Sturmläuten, welches Zuzüge für den Aufstand aus der Umgegend herbeirufen sollte, dauerte nun schon fast den ganzen Tag und machte den widerwärtigsten Eindruck, aber auch die königlichen Truppen erhielten gegen Abend Verstärkung, indem ein Theil des königlich preußischen Alexander-Grenadierregiments mit der Eisenbahn ankam, wovon uns die Familie des Grafen Voß aus Preußen (sie wohnte im Hause neben dem Hause von Herrn von Lüttichau auf der uns nächsten Straße und hatte gerade durch schwere Krankheiten der Kinder mir viel Beschäftigung gegeben) sofort in Kenntniß setzte und dadurch die Hoffnung auf Ueberwältigung des Aufruhrs nicht wenig steigerte.

Eigene Gefühle gab nun die hereinbrechende Nacht. Im Garten alles so still und blütenduftend — der bald volle Mond, durch leichte Gewölke gemäßigt, verbreitete unsichere Dämmerung ringsumher; ich sah wol noch spätes Licht in gegenüberliegenden Fenstern, wie in ruhigen Zeiten, am frühen Morgen jedoch erfuhren wir, daß die Familie von Lüttichau bereits die Stadt verlassen habe, um im Nothfall nach dem Gute Ulbersdorf in den Bergen der Sächsischen Schweiz sich zu wenden. Plötzlich dann fielen wieder Schüsse in der Stadt und begann wieder das Stürmen der großen Glocken vom Kreuzthurme. Alles gab den unheimlichsten Eindruck.

Der Sonntagsmorgen (6. Mai) ging auf mit einem trüben bedeckten Himmel, leichter Regen fiel, und fallende Schüsse wie fortgesetztes Stürmen zeigten uns bald, daß an keine

Sonntagsstille und Sonntagsfeier gedacht werden dürfe. Auf einmal gewahrte man von den Dachfenstern meines Hauses hochaufsteigende Rauchwolken, ein großer Brand schien angelegt, und bald hörten wir, das alte Opernhaus stehe in Flammen, jenes Haus, welches einst zu den großen Aufführungen am Hofe August's des Starken gedient hatte, und worin wir selbst noch eine lange Reihe von Jahren hindurch die größten Werke der größten Componisten gehört hatten; und dieses Haus, welches man jedesmal mit dem Gedanken an Feuersgefahr betrat (seiner vielen alten Holzgerüste und bemalten Leinwanddecorationen wegen), es ging also nun wirklich, und zwar in Zeit weniger Minuten, ganz in Feuer auf!

Noch einmal wagte ich es in der Mittagsstunde auszugehen und ein paar in unserer Vorstadt wohnende Kranke zu besuchen, was ich denn auch unbelästigt erreichte, obwol beim Zuhausegehen einem ganzen Zuge Aufständischer begegnend, welche wahrscheinlich aus der Umgegend von Pirna angekommen waren und mit ihrem berittenen Anführer und einem Tambour an der Spitze eben den Weg an der Bürgerwiese hereinzogen.

Ich hatte wohl meine Betrachtung über diese Männer! — Einfache harmlose Leute, wahrscheinlich Handwerker und kleine Kaufleute oder Fabrikanten aus kleinen Orten, die nun ihr böses Geschick mit da in diese aufgeregte Stadt hineintrieb, wo sie vielleicht zum Theil kläglich mit umgekommen sind! — Es ist sonderbar, wenn solch ein Trieb in einen Theil der Menschheit gelangt, was da für eine Menge Opfer fallen müssen, die an und für sich gewöhnlich gar kein besonderes Interesse an der tiefern Idee haben konnten, von welcher zuletzt auch jener Trieb nur eine beiläufige Folge ist! — Jedes Jahrhundert hat Beispiele in Menge zu diesem Satze geliefert, so aber nahe vor Augen getreten, wie beim Anblicke jener Zuzügler, waren sie mir indeß noch niemals.

Um Mittag sahen wir dann von meinem, immer wie im

tiefsten Frieden blühenden Garten aus mit dem Fernrohre auch die Laterne über der Kuppel der Frauenkirche von unsern Schützen besetzt, welche ein anhaltendes Feuer unterhielten, um den Neumarkt von Aufständischen zu säubern, und wenig später hörten wir schon die Kleingewehr- und Kanonensalven, welche den Sturm auf die großen Gasthöfe Stadt Rom und Hôtel-de-Saxe begleiteten, die denn auch sofort von unsern und den preußischen Truppen genommen wurden; kurz der Sieg der letztern wurde immer mehr und mehr gewiß.

Auch die folgende trübe Nacht ging indeß, oft gestört von Schießen und Sturmläuten, vorüber, am Montag Vormittag (7. Mai) bei wieder schönem Sonnenschein, versuchte ich zum letzten mal durch eine kleine Gasse der Nachbarschaft eine Familie, in welcher ich einen Kranken hatte, zu erreichen, die Flinten- und Büchsenschüsse knallten jedoch von den Häusern am Seethore her so scharf, daß ich mich genöthigt fand umzukehren und nun, da eben sonst durchaus nichts vorzunehmen war, den Tag damit verbrachte, große Portefeuilles mit Kupferstichen durchzusehen und zu ordnen, die schon seit Jahren auf ausführliche Sichtung gewartet hatten. Ist man doch in seltsamer und eigenthümlicher Stimmung in solcher Zeit! Die Hände sind uns zum Handeln gebunden; wir fühlen uns von allen Seiten eingeengt und gegen das Aeußere ohnmächtig, für stilles tieferes Wirken im Innern fehlt aber ebenfalls jegliche Sammlung und Ruhe; so bleiben denn gewöhnlich zuletzt ganz einfache gleichgültige Beschäftigungen für uns die zweckmäßigsten, ja die allein möglichen, obwol das gerade immerfort aufgereizte Gemüth übrigens allerdings eigentlich eine ganz andere und decidirtere Thätigkeit gebieterisch zu fordern scheint. Während ich also hier in dieser Weise still in meiner Klause Kupferstiche ordnete, hörte man nun immerfort den Lärm des vorrückenden Kampfes, man schlug sich im Innern der Stadt zwischen Neumarkt und Altmarkt. Von Haus zu Haus durch-

brachen die Truppen die Mauern, um den Barrikaden in den Rücken zu kommen, und doch gelangte man mit alledem auch an diesem Tage noch zu keiner Entscheidung. Das nicht weit von uns gelegene Waisenhaus hatten übrigens die Aufständischen zu einem Magazin, zur Feldküche und zum Verbandplatz für Verwundete in der Eile eingerichtet, und wir sendeten einigemal Wein und Lebensmittel hin, um wenigstens hier in der Nähe alles in gutem Gleise zu erhalten, und wenn wir dabei selbst doch auch nicht Mangel litten, und Tag für Tag ein einfaches gutes Familienmahl zusammen in Ruhe halten konnten, so kam mir meine gute treffliche Frau oft vor wie die Elisabeth im „Götz“, die auch noch in der belagerten Burg die nöthige Stärkung der geliebten Ihrigen in reichlichem Maße unausgesetzt zu beschaffen weiß.

Am nächsten Tage (Dienstag, 8. Mai) hellte nach einer regnichten Nacht das Wetter sich auf, und mit dem klarsten Himmel stieg auch die Hoffnung, den Kampf bald beendet und die Ruhe wiederhergestellt zu sehen. Noch einmal hatte die provisorische Regierung eine Proclamation erlassen, worin sie alles zu den Waffen rief und die Communalgarden heftig bedrohte, welche dem Streit sich entzögen, in der Stille aber trafen ihre Mitglieder doch schon Maßregeln, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Der Anführer der ins Gefecht gefolgten Bürgerwehr, Heinze, ließ sich wie es schien absichtlich gefangen nehmen, und Todt entfloh unter dem Vorwande, bei dem frankfurter Parlament Hülfstruppen zu erbitten. Dagegen erhielten die königlichen Truppen jetzt selbst noch mehr Verstärkung durch neue Zuzüge aus Preußen, und rückten auch im Häuserkampfe von links und rechts dergestalt in der Stadt vor, daß die vollendete Umzingelung des Aufstandes demnächst erwartet werden mußte. Ich erfuhr wieder all diese Umstände sogleich durch die obenerwähnte, mit der preußischen Gesandtschaft über Neustadt stets in Verbindung stehende

Familie des Grafen Voß, zu welcher wir uns durch die Gärten hinter unsern Häusern und über eine Gartenmauer selbst einen Weg gebahnt hatten, da seit zwei Tagen auch unsere kleine Gasse durch ein paar Posten der Rebellen besetzt war, und von da brachte ich denn große Beruhigung den Meinigen zurück. Bei alledem hörte man immer noch scharf schießen, und zuweilen pfiff wol selbst eine verirrte Kugel über unsere Dächer durch die Luft. Endlich war denn auch die letzte dieser durch innere Aufregung, Sturmläuten und Schießen uns so unheimlich gewordenen Nächte überstanden, und der frühe Morgen (Mittwoch, 9. Mai) brachte die letzten entscheidenden Angriffe der Truppen und die volle Flucht der Rebellen. Man erfuhr später, daß die Hauptanführer der letztern schon früh um 3 Uhr geflüchtet waren, gefolgt von den am meisten geordneten Scharen; der Rest fuhr jedoch immer noch fort sich zu vertheidigen, steckte an der Zwingerstraße noch ein paar Häuser in Brand, und so konnten wir denn erst von der vollkommenen Ueberwältigung des Aufstandes gegen 10 Uhr vormittags dadurch Kenntniß erhalten, daß das Stürmen und Schießen aufhörte und wir vom Dachgeschoß aus gewahr wurden, wie man auf der Galerie des Kreuzthurms große weiße Fahnen aussteckte, ein Signal, das sich nun bald aus den Fenstern aller Häuser wiederholte und allgemeine Beschwichtigung und Ruhe verkündigte.

Es war nach so langer Schwüle und Pressung ein eigenes Aufathmen des Gemüths, das uns allen fühlbar wurde! war ja doch wieder einmal eine der Leidensstationen, aus deren Reihe mehr oder weniger das Leben des Menschen immer zusammengesetzt ist, überwunden und zurückgelegt! man blickt dann dankend nach oben und ahnt oft nicht, wie bald man vielleicht wieder eine neue zu erdulden und zu überwinden angewiesen sein werde!

Ich ging gegen Mittag aus, um einige Freunde der

Nachbarschaft zu sehen und nach den nächsten Kranken zu fragen — und wie verändert sah nun bei dem immer hellen sonnigen Maienwetter die Physiognomie dieser Oertlichkeit aus!

Auf dem Platze am sogenannten Jüdenteiche hatte sich bereits eine Abtheilung preußischer Truppen gelagert, denen schnell aus den Häusern der Nachbarschaft eine Tonne Bier und allerhand sonstige Lebensmittel herbeigeschafft waren, aus der Langengasse hervor kam ein anderer Zug mit gefälltem Gewehr noch ganz schlagfertig, aber kein Feind war mehr zu sehen — dabei das Wehen der weißen Tücher und Fahnen aus vielen Fenstern, es machte alles einen ganz malerischen Eindruck.

Aber wie sah es im Innern der Stadt aus! — Ich kam erst nachmittags dazu, einen Theil davon zu durchstreichen. Es war wieder ein ganz anderes Bild als das Leipzigs nach der großen Völkerschlacht! Freilich war der hiesige Kampf mit seinen etwa 285 Gebliebenen, von denen auf die Insurgenten allein gegen 250 kamen, ein Kinderspiel gegen jene furchtbare Schlacht, als deren Resultat nur allein an 30000 Blessirte und Kranke in die leipziger Spitäler und Kirchen und Böden geschafft wurden, und doch, trotzdem, war im Innern der Stadt dort die Physiognomie weit weniger verändert als hier, wo Barrikaden, Brandstätten, zerschossene Häuser, aufgedeckte Schleusen und unzählige zerstörte und zersprungene Fenster ein völlig verändertes Ansehen gewähren mußten. Schon so eine Stadt ohne allen Verkehr mit Wagen und Pferden, überall herumgestreutes Stroh von den Bivuaks, alle Gewölbe und Läden geschlossen, mit den noch als Nachäffung von Paris angekreideten Worten: „Heilig ist das Eigenthum“*), die Façaden jener großen mit Sturm genommenen

*) Was freilich sonderbar contrastirte mit dem andern von dort bekannten Worte: „Eigenthum ist Diebstahl.“

Hotels von Kanonenkugeln und Flintensalven gänzlich zertrümmert, die Frauenkirche von Wachen besetzt, weil die Gefangenen dorthin gebracht waren, es sah alles sehr seltsam und wild aus! Dazu die von Pulverdampf geschwärzten Gesichter der hier und da aufgestellten Schützen, die Gruppen der Neugierigen dazwischen, die nun überall aus ihren Verstecken hervorkamen, endlich die beginnenden Arbeiten zum Wegräumen der Barrikaden — überall Bilder ganz eigenthümlicher Art!

Nach und nach befragte man sich jetzt mit Bekannten und Freunden nach besondern erlebten Schicksalen in diesen Tagen; eine Erzählung drängte die andere, und nur ein Gefühl war das allgemein vorherrschende — das der Freude über die wiederhergestellte Ordnung, und das der Hoffnung, daß dieses ernste Gericht für die Partei des Umsturzes eine auf lange hinreichende Mahnung gewesen sein werde.

Erst Donnerstag (10. Mai) nach einer endlich einmal wieder ruhig, ohne Sturmläuten und Schießen vergangenen Nacht, kehrte allmählich alles in die alte Ordnung zurück, die Menschen fingen wieder an sich zu besinnen und ihren innerlichsten Meinungen Worte zu geben, und so sehr das an sich wohlthuend und erwünscht war, so konnte es doch nicht fehlen, daß man nun freilich auch wieder von der Seite einer übermäßig hervortretenden rohen Reaction oft Dinge mit anzuhören bekam, die nicht minder widrig und verletzend genannt werden mußten, als kurz vorher noch das, was man von der verworfensten Gemeinheit des Sansculottismus zu dulden gehabt hatte. Auch die Familie von Lüttichau war jetzt wieder zur Stadt gekehrt, und ich kann nicht umhin, hier noch einige Worte mitzutheilen, die von Frau von Lüttichau sich aus jenen Tagen erhalten haben und eine eigene großartige Intuition dieser Zustände aussprechen:

„Wer den Bürgerkrieg bei Nahem nicht erlebt hat, weiß

nicht was es ist. Es mochte wol ein Vorgefühl davon sein, wenn ich sonst Berichte über Aehnliches las und so schauderte, wenn die Menschen dergleichen freventlich herbeiwünschen konnten, damit das Recht wieder eingesetzt werde, denn eben das Recht hört ja hier ganz auf! Kann man doch fast wahnsinnig werden vor Schmerz über dies Elend, und über den allgemeinen Jammer, ja zuletzt alles was recht oder unrecht ist gänzlich vergessen, sodaß uns nur der Mensch selbst übrigbleibt. Keine Meinung, kein System gilt da, alles das springt über Bord: der Sieg ist der Tod, also nur der Tod siegt.

„In diesem Kampf der Principien war immer, nur innerlich, mein Refrain:

Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident!

und das gab mir Trost. — Ich mache jetzt wieder förmlich mein christliches Noviziat durch und hätte nicht geglaubt, daß das noch durch das Medium der Politik mir geschehen müsse; denn hier, wo es nicht meine Person gilt, wird mir das Vergeben und Vergessen weit schwerer, als es mir sonst je im Leben geschehen. Dieser moralische Ekel neben allem Jammer, den man dann empfinden kann über die ganze Menschheit! auch das muß man miterlebt haben, um zu wissen, was man alles in dieser Beziehung erfahren kann!"

Gewiß! man wird nie die Geschichte einer Revolution studiren können, ohne sich von der Wahrheit obiger Betrachtungen zu überzeugen! und wie weitgreifend sind dann die Nachwirkungen, die sich immer nach solchen Ereignissen auf entlegene Zeiten hin ausdehnen!

Was mich betraf, so eilte ich, um in den nächsten Tagen der königlichen Familie auf dem Königstein meinen Besuch zu machen und mich nach deren Befinden zu erkundigen. Man konnte damals die Eisenbahn nur bis Pirna benutzen, fand aber dort Wagen aus den königlichen Ställen, um bald nach

der Festung zu gelangen. — Die Existenz der erhabenen Familie daselbst war natürlich eine sehr einfache. Der Gouverneur und die höhern Offiziere der Besatzung hatten in der Eile ihre Wohnungen geräumt, um den Herrschaften Platz zu machen, und eine leidliche Einrichtung war dann schnell getroffen. Ich fand König und Königin sehr beruhigt, voller Theilnahme an den von uns und so viel andern ausgestandenen Drangsalen, übrigens aber heiter und voller Zuversicht besserer Tage. Prinz Johann traf ich beschäftigt, seinen geliebten Töchtern Unterricht zu ertheilen, übrigens nebst seiner Gemahlin ebenfalls wohl. Prinzessin Amalie endlich schrieb wie in den stillsten Zeiten an Uebersetzung eines spanischen Lustspiels des Calderon. Nachdem ich so diese Besuche beendet, machte ich noch eine Runde an den Umfassungsbrustwehren der Festung und erfreute mich des herrlichen Panoramas, das von da oben so schön sich ausbreitet. Noch zeigte man mir die Geschütze, die aufgefahren hatten werden müssen, um das da unten liegende Städtchen Königstein in Respect zu halten, als in den Tagen des Aufruhrs der auch dorthin verzweigte sogenannte Vaterlandsverein Miene gemacht hatte, die theils mit dem Dampfschiff, theils auch über Schandau angekommenen Transporte und Equipagen der königlichen Familie nicht passiren lassen zu wollen. Die aus der Höhe drohenden dunkeln Mündungen hatten indeß schnell Ordnung gemacht und schwankende Gesinnungen befestigt.

Da die königliche Familie noch den ganzen folgenden Monat Juni auf der Festung verweilte, so hatte ich nun, abwechselnd mit meinem Collegen von Ammon, noch oft die kleine Reise dahin zu vollführen*), ich hebe indeß hier von diesen

*) Mein zweiter College Franke, selbst häufig kränkelnd, wurde wenig von der Familie mehr consultirt und machte daher nur ein paar mal ine Staatsvisite daselbst.

Fahrten nur noch die vom 18. Mai (dem Geburtstage des Königs) hervor, weil sie zugleich einige andere Persönlichkeiten mir bekannt machte. — Als ich nämlich an jenem Morgen mit der Eisenbahn in Pirna ankam, traf ich dort auf den General von Holleben, Commandanten des preußischen Hülfscorps, den die gleiche Absicht mit mir hierher geführt hatte, mit welchem ich denn auch den dort schon wartenden Hofwagen bestieg, und nun, bei dieser angenehmen Fahrt, reichliche Gelegenheit hatte, mich über manches Detail preußischer Heerführung und Heeresorganisation zu unterrichten. Der General war ein gebildeter Mann von angenehmen Weltformen und vielfacher Erfahrung, dessen Mittheilungen mir nicht anders als sehr interessant sein konnten, und nicht verfehlten, einen ermuthigenden und belebenden Eindruck zu machen. Für all unsere Gespräche kamen wir daher nur fast zu bald auf der Festung an, und trafen heute die königliche Familie in durchaus heiterer und festlicher Stimmung.

Ich wurde zur Tafel behalten, die in den Zimmern des Gouverneurs, einfach aber von bester Gesinnung belebt, gehalten wurde, hatte auch da noch die Ehre, dem jungen Herzog Ferdinand von Lucca, dem Bruder der Prinzeß Luise, der frühern Gemahlin des hochbejahrten Prinzen Maximilian, vorgestellt zu werden. Man weiß schon, daß der Vater desselben, der Großherzog Karl Ludwig (geboren 1799), nicht sehr geeignet war, das Regiment eines Staats mit fester Hand zu halten, und der Sohn schien wol darin ihm in vieler Beziehung ähnlich, hatte auch bereits sein Anrecht auf das Herzogthum an Florenz abgetreten und sich, sowie andere Güter, auch in der Nähe von Dresden das schöne Rittergut Weißdrup gekauft. Eben diese Sonderbarkeiten interessirten mich nun an ihm, und ich hatte denn freilich so die beste Gelegenheit, eine Individualität mir deutlicher zu machen, welche nicht ohne glückliche Anlagen genannt werden konnte, welcher

indeß allerdings jene ernste Leitung gänzlich gefehlt zu haben schien, wodurch dergleichen Gaben allein zu einem erfolgreichen Ganzen geleitet werden können.

Auf der Tafel selbst paradirte heute unter andern Gängen auch ein schöner großer Lachs, den diesmal ein Müller aus der Gegend von Schandau seinem königlichen Herrn als ein Geschenk dargebracht hatte, begleitet von dem Wunsche: „Möchte er doch alle Feinde seines gnädigen gütigen Königs ebenso fangen und ausliefern können als diesen Fisch!“ — ein Wunsch, der sich denn allseitiger bester und heiterster Anerkennung erfreute.

Nach genommenem Kaffee hatten wir noch das Glück, andere Geschenke betrachten zu können, welche die Familie dem erhabenen Geburtstäger früh übergab. Es befand sich darunter ein sehr großes kostbares Album, von der Königin zur Aufnahme werthvoller Zeichnungen bestimmt, und ich benutzte die Gelegenheit, mir hierbei die Gnade auszubitten, ebenfalls ein Blatt in dieses Album stiften zu dürfen. Die Bitte wurde freundlich gewährt, und ich nahm bei meinem nächsten Besuche denn einige in frühern Jahren ausgeführte saubere Sepiazeichnungen zur eigenen Auswahl mit dahin, von welchen dann der König ein großes Blatt behielt, eine ausführliche Gesammtansicht der sehr malerischen Ruine Rudelsburg an der Saale bei Kösen, worüber er ein ganz besonderes Wohlgefallen äußerte, und was ich selbst für eine wohlgerathene Zeichnung ausgeben durfte.

Und so hatte denn doch diese Festungsexistenz auch mannichfaltige Zerstreuungen und Erheiterungen, bekam auch in Gesundheitsrücksichten namentlich dem Könige sehr gut, weniger der Königin und der Prinzessin Johann, als denen diese Bergluft etwas zu streng schien. Doch blieb im ganzen dort für die gesammte Zeit des Aufenthalts alles vollkommen wohl.

Weniger konnte man letzteres in diesem Sommer von

dem Gesundheitszustande Dresdens rühmen! Schien doch dies Jahr dazu bestimmt, daß wir nicht nur einen Vorschmack des Kriegs, sondern endlich auch einen von pestartigen, so oft dem Kriege folgenden Krankheiten — der Cholera nämlich — erhalten sollten! In Polen, Preußen, Baiern herrschte ja dieses Elend schon seit einiger Zeit wieder heftig genug, von Quarantänen war keine Rede mehr, und hätte auch unter diesen politischen Verhältnissen nicht die Rede sein können, nichtsdestoweniger aber blieb anfänglich, selbst bei starkem Fremdendurchzuge, unsere Stadt völlig frei, und von Möglichkeit einer Ansteckung hatte man damals überhaupt alle Gedanken aufgegeben. Da mit einem mal ergaben sich in mehrern Gasthöfen verdächtige Erkrankungen, welche von einigen Aerzten für die wahre asiatische Cholera erklärt wurden, während andere dies hartnäckig leugneten und die Krankheit nur als sporadische Cholera benannt und behandelt wissen wollten. So viel war sogleich klar, daß die meisten Fälle tödlich endeten, und daß die Aerzte, die in der Nähe jener Hotels wohnten, besonders viel in Anspruch genommen wurden, indem auch eben in deren nächstem Umkreise das Uebel sich am meisten verbreitete. Eines Tages nun, gerade als mittags nach bedeutender Hitze sich ein starkes Gewitter über unsere Stadt entlud, wurde ich mitten in meinen Cursen plötzlich zu einem der letzterwähnten Aerzte gerufen — einem jungen Manne, dem Medicinalrath Baumgarten, der früher einmal bei mir famulirt hatte und jetzt einer bedeutenden selbständigen Praxis sich erfreute. Schon der Anblick und die ersten Worte, die wir wechselten, bewiesen, daß der arme heftig Leidende bereits dem letzten Stadium der Cholera sich näherte. Alles Anordnen war vergeblich — schon zwei Stunden später war er eine Leiche. — Ich gestehe, daß, trotzdem daß man nach fast vierzigjähriger ärztlicher Thätigkeit von Apprehensionen gewöhnlich nichts mehr weiß, dieses erste Zusammentreffen mit jenem

unheimlichen Gespenst mir doch einen innern kleinen Schauder erregt hatte; indeß damit war es auch vorüber! — Nur ein paar Tage später wurde ich nachts durch einen jüngern Collegen zu einer alten Dame, einer Fürstin Hohenlohe, in eben eins der obengedachten Hotels zur Consultation abgeholt, und nun stand der Fall schon ganz auf dem Niveau der übrigen. Diese letztere Kranke kam indeß durch, und ich hatte in der damaligen kleinen Epidemie, welche nur wenig über 30 Todte lieferte, keine weitere Kranke dieser Art zu behandeln, obwol ich noch mehrere solcher Fälle in unsern Krankenhäusern mehrfach zu beobachten Gelegenheit nahm. — Bemerken will ich indeß doch, daß auf unsern Antrag im Ministerium das gewöhnliche große in den Anfang des Augustmonats fallende Volksfest der Dresdener, die sogenannte Vogelwiese, für diesen Sommer untersagt wurde, und ich bin überzeugt, daß diese Vorsicht jedenfalls wesentlich beigetragen hat, die Epidemie in jenem Jahre in so engen Grenzen zu halten.

Am 4. Aug. zogen wir nach Pillnitz, wo die königliche Familie abermals wie sonst, nur unter etwas stärkern Wachtposten, ihr Hoflager eingenommen hatte. Wir waren diesmal zwiefach erfreut, die jetzt um so mehr unheimliche Atmosphäre der Stadt zu verlassen und wieder in der Nähe der Familie von Lüttichau die gleiche schöne Landluft zu athmen. Ich trat mit eigenen Empfindungen abends in mein stilles Zimmer im Schlosse, und als ich in meinem Gedenkbuche die letzten dort niedergeschriebenen Worte vom vorigen Jahre aufschlug und las, fügte ich alsbald noch hinzu:

„Welch ungeheuerer Stoff hätte sich doch einem Gedenkbuche dargeboten zwischen den vorjährigen Zeiten und diesen! Wirklich hier wäre viel zwischen den Zeilen zu lesen gewesen! War doch diesmal wieder auf andere Weise Sein und Nichtsein in Frage gestellt! Wie es indeß Erfahrungen gibt so eigenthümlich schöner und feiner Art, daß man Zug um Zug

sie überall festhalten möchte im Buche des Lebens, so gibt es auch wieder andere, so gewaltsamer und roh schneidender Art, daß wir froh sind, wenn erst das Facit gezogen und nun das ganze Exempel verwischt ist. Gewiß! die Ereignisse dieses Frühjahrs, sie gehörten zu letzterer Art, und wie graue Gespenster zog jetzt die Erinnerung dieser Tage schattenhaft zum Orkus hinab."

Was nun meine damaligen wissenschaftlichen Arbeiten betraf, so war in diesem Frühjahr, und zwar noch ehe unsere dresdener Calamitäten begannen, die wichtigste derselben, die Herausgabe auch des zweiten Theils der neuen Auflage der „Physiologie", richtig beschlossen worden, und so hatte ich den Wunsch, den wol die meisten Autoren haben mögen, jeder Lieblingsarbeit nach längerer Zeit noch einmal eine zweite Ueberarbeitung gewähren zu können, doch auch bei diesem Werke, wie früher bei meiner „Gynäkologie" und „Zootomie", zur Erfüllung gebracht. Aus der ruhigen Vergleichung des damit Geleisteten, sowie aus dem Rückblicke auf die „Psyche" und manche sonstige Arbeiten, entsprang daher damals folgende Selbstbetrachtung:

„Das erste Glück ist es, wenn überhaupt das Anschauen der Idee im eigenen Geiste sich erschließt, das zweite, daß es uns gelingt, diese Anschauungen in kunstgerechter Form der Welt darzustellen, und das dritte, daß wir den ausgeworfenen Samen sich beklaiben, zur Pflanze aufschießend, und als reine und verwandte Bildung uns neu entgegenleuchtend gewahr werden. Will man dem Bildungsgange des Geistes in meinen Werken folgen, so wird man finden, wie angestrengt ich mit dem Material unserer Wissenschaft gekämpft habe, wie fest ich das Concrete überall suchte ins Auge zu fassen, bevor ich mir erlaubte mich zum Abstracten zu wenden. Will doch die Natur durchaus zuerst in allen ihren Tiefen durchdrungen sein, ehe sie dem allgemeinen Ueberblicke sich darbietet; denn keine Lücken

werden auf dieser Stufenleiter geduldet, und wie der reiche selbstbewußte Geist sich überhaupt nur erschließen kann da, wo durch unbewußtes Walten zuvor die wundervolle Organisation des Leibes gereift ist, so dringt auch der höhere überschauende und vernehmende Geist der Wissenschaft erst dann mit eigenthümlichem Rechte hervor, wenn durch tausendfältige Mühen und Ergebnisse des Lernens, diejenige Gliederung sich in ihm entwickelt hat, in welcher nun dieser Geist wirklich zu walten und frei zu beharren im Stande ist. Mögen deshalb in meinen Arbeiten auch immer noch manche Lücken und Unvollkommenheiten nachgewiesen werden können! Daß sie in jener Weise durchgängig geworden sind was sie sind, wird ihnen im Innern einen gewissen bleibenden Werth wol erhalten!"

IV.

Die Zwischenzeit zwischen der vollendeten zweiten Ausgabe der „Physiologie" und den Vorarbeiten zu der ein paar Jahre später erschienenen „Physis" füllten nun theils verschiedene kleinere, in Zeitschriften erschienene Abhandlungen aus, so „Das Maschinenwesen im Lichte der Physiologie", dann „Ueber Verhältniß zwischen Abformung, Daguerreotyp (oder Photographie) und Gemälde oder Zeichnung des Kopfes, für Beurtheilung der Individualität", theils führte mir das hundertjährige Geburtsfest Goethe's, welches am 28. Aug. feierlich begangen werden sollte, mehrere umfängliche Arbeiten zu. Ein Comité nämlich, aus Gelehrten und Künstlern bestehend, trat für diesen Zweck zusammen, von seiten des Hofs wurde die Theilnahme des Theaters zugesagt, und mir selbst fiel hierbei, nächst Hofrath Schulz und Reichenbach, das Los, in einer Art von Akademie, welche am Geburtstage selbst in der Mittagsstunde sich versammeln sollte, eine Rede über den werthen Mann zu halten. Außerdem hatte ich für mich eine Denkschrift für diesen Zweck gearbeitet*), welche einige Zeit später zu erscheinen bestimmt war. Jene akademische Feier gab, mit

*) Ueber die verschiedene geistige Befähigung der einzelnen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung (Leipzig, Brockhaus, 1849).

Ausnahme dessen, daß Hofrath Schulz seine nicht wohl präparirte Rede plötzlich aus Mangel fortgehender Gedanken unterbrechen mußte, einen durchaus würdigen Ausdruck. Rietschel hatte eine kolossale Feststatue im Saale der Harmonie über dem Katheder errichtet, welche in ihrer antiken natürlichen Draperie einen schönen Effect machte. Prinz Johann und eine glänzende Versammlung waren gegenwärtig, und meine (später auch gedruckte) Rede*), welche Punkt 12 Uhr in der hundertjährigen Geburtsstunde des Meisters sich eröffnete, schien einen guten und erhebenden Eindruck nicht zu verfehlen. Auch Freund Reichenbach's Andeutungen über Goethe's naturwissenschaftliche Studien waren sehr erfreulich und belehrend.

Am zweiten Tage sah man im Theater nach angemessenem Prolog eine reizende Darstellung von der „Laune der Verliebten", und dann ein Fragment des zweiten Theils vom „Faust"; der dritte Tag aber war einem heitern öffentlichen Fest im Großen Garten, mit Concert im großen Saale des dortigen Palais, gewidmet, wobei die Mendelssohn'sche Composition von Goethe's „Walpurgisnacht" sehr befriedigend aufgeführt wurde. Alles dies hatte durch große und allgemeine Theilnahme wirklich einen bedeutenden volksthümlichen Charakter gewonnen, und so darf ich es auf alle Fälle einen besondern Gewinn nennen, auch diese Erscheinung in die Reihe meiner Lebenserfahrungen haben eintragen zu können.

Man mag übrigens denken, daß namentlich jener erste Versuch, den zweiten Theil des „Faust" auf die Bühne zu bringen, mich ganz besonders bewegen mußte, denn wie viel hatte ich selbst schon lange über dies merkwürdige Gedicht gedacht und gesprochen, und wie oft hatte ich mich mit den Gedanken beschäftigt, daß es für ein künftiges Jahrhundert

---

*) Goethe und seine Bedeutung für diese und die künftige Zeit (Dresden, Gottschalk).

einmal eine eigene Aufgabe werden müsse, ein so kolossales Werk auch bühnenhaft irgendwie zur Erscheinung kommen zu lassen. Damals schrieb ich noch darüber an Regis: „O daß doch endlich einmal der Mensch erst seine Glieder wahrhaft brauchen lernte! er könnte so viel weiter greifen, als er thut — und mit diesem Greifen würde er auch mehr begreifen lernen. Wenn ich manchmal das alles recht bedenke, so liegt doch die Menschheit immer noch gewissermaßen in den Windeln! Eingewickelt und eingelullt scheint sie oft keine Ahnung haben zu sollen, wie groß und herrlich der Mensch sein könnte, träte er einmal in seinem eigensten Wesen und rechter Macht hervor! Das ist ja eben das Zittern und Ringen, das durch die Zeiten geht, diese Binden endlich los zu werden, und doch wird das fast immer so verkehrt angegriffen! indeß nach und nach lüften sich wol hier und da solche Bande und fallen endlich stückweise ab!"

Die erwähnte Denkschrift über verschiedene geistige Befähigung der Menschheitstämme, welche einige Monate später bei Brockhaus in Leipzig recht fein ausgestattet erschien*), hatte, obwol sie ganz auf den schon in der „Physiologie" ausgesprochenen Grundsätzen ruhte, mir doch am meisten Zeit und Mühe gekostet, und halte ich sie denn auch gegenwärtig noch so sehr ihrem Thema angemessen, daß ich allerdings wünschen möchte Veranlassung zu finden, auch sie einmal einer umfassenden Erneuung und Vermehrung zu unterwerfen.

Der stille anmuthige Landaufenthalt des Sommers war übrigens wieder all diesen Arbeiten im höchsten Grade zugute gekommen! Leider hatte Frau von Lüttichau, deren feiner

*) Ich fand sie später einmal in einer deutschen amerikanischen Zeitschrift („Der Pionnier") ganz wieder abgedruckt, und sie wird jedenfalls dort sehr beigetragen haben, über manche complicirte Stammverhältnisse der Bevölkerung richtigere Ansichten zu verbreiten.

geistiger Einfluß sich bei der „Faust"-Aufführung in deren besserm theatralisch Ausgestattetwerden und vollkommnerm Gelingen, den Näherstehenden sehr wohl fühlbar machte, weder diesem Theater noch der Akademie, durch Kranksein verhindert, beiwohnen können, doch hatte ich im ganzen die Freude, sie nach allen gewaltsamen Erschütterungen des Frühjahrs im Sommer in vieler Beziehung erholter und gekräftigter als im vorigen Jahre zu sehen. Und da ich hier abermals dazu gelange, dieser bedeutenden Individualität zu gedenken, so will ich noch die Gelegenheit ergreifen, auch ein paar ihrer tröstenden Briefe an Tieck, auf dessen tief schwermüthige, ja mitunter fast verzweifelte Stimmung sie sich beide beziehen, im Auszuge mitzutheilen, von denen ich namentlich dem zweiten eine sehr weitgreifende, ja in Wahrheit fast universelle Bedeutung wohl zuschreiben darf.

Der erste: „Das Leben ist so ungeheuer tragisch und tiefsinnig, daß das der Grund alles Schweigens ist. Wir haben beide so vieles erlebt und gedacht, und es dreht sich alles in einem Kreise herum: man steht im Mittelpunkt und schweigt. Ihr Brief war trostlos! Mit poetischer Gewalt, mit aller Macht Ihres Geistes schildern Sie Ihren Zustand. Wenn alles Schatten wird, keine Wesenheit mehr ist, dann freilich hört auch jede Wahrheit auf. Ich kenne diese Stimmungen zu gut, um sie nicht, eben durch den Verlauf des Lebens, aufs höchste gesteigert denken zu können. «La vie est faite ainsi!» es gibt keine Solution für solche Fragen; dieser französische Ausdruck, der eben das Ding nicht vornehm verkleidet, sondern das Leben als ein rohes Machwerk bezeichnet, hat mir immer gut gefallen.

„Die Politik habe ich nun ganz überwunden. Sie schalten, daß ich sie mir zu Herzen genommen: aber ebenso wie es unmöglich ist bei Schlachtbänken zu wohnen und nicht täglich widerwärtig von dem Geruch berührt zu werden, so war es

ja unmöglich, nicht magnetisch afficirt zu werden von allem Elend, allem Frevel, allem Blut, was die Erde in diesen anderthalb Jahren gedüngt hat. Es ist eben eine ungeheuere Erfahrung! man wird im Verhältnisse selbst so klein dabei, daß der Maßstab für die Dinge dieser Welt dann ein erniedrigender ist.

„Der Ton in dem Sie mir schreiben, ist so erhebend, so großartig! von einer Höhe herab, wo alles Kleinliche, Persönliche so ganz verschwindet. Dies so zu fühlen, darin liegt doch auch wieder ein poetischer Genuß!“

Der andere: „Daß eben Sie, der Sie wie Sie sagen immer nur in Leidenschaft gedacht und alles erlebt haben, sich in dieser Verdunkelung eines Daseins, das nicht mehr durchleuchtet wird durch die Glut jenes liebendsten Wesens, völlig schattenhaft und gespenstisch vorkommen müssen, ist nur die Consequenz Ihres innersten Lebens; auch ist diese Thatsache und Wahrheit durch keine frühere Wahrheit zu bestreiten. Nur erscheint mir solches Dasein nicht eben darum wesenloser, sondern symbolischer, und wenn ich auch vollkommen verstehe, wie es gemeint ist, wenn Sie sagen, das höhere Alter bringe weder jene oft gepriesene Weisheit noch jene sichere Ruhe mit sich, die wir uns auf solcher Höhe träumen, so ist doch nicht zu leugnen, es weht von dort eine vergeistigte Luft uns an, und je mehr die eigentliche Existenz Boden verliert, um so mystischer, geheimnißvoller, wird die Erscheinung: es ist dies der heilige Hain, in den sich Oedipus verliert und sich und andern gleichsam entschwindet und metamorphosirt. Je einfacher, schweigender, demüthiger diese Transsubstantiation, je poetischer erscheint sie mir, und diese poetische Weihe durfte Ihnen nicht fehlen, wenn sie auch durch einen ungeheuern Schmerz erkauft ist. Uebrigens ist jeder Trost nur ein Schein, wo der Jammer eine Realität ist, und wir spielen mit allen diesen Worten wie mit Hieroglyphen: daß wir aber einen Begriff hinter ihnen

ahnen, berechtigt uns gewissermaßen hierzu, ja daß selbst die Begeisterung, die wir als eine Art Emanation unserer Seele fühlen, sich nach innen kehren kann, und uns dadurch weniger fühlbar werden als Kraft, hebt doch die Wirkung des durch sie Erworbenen nicht auf: aber eben all dieses Erworbene wirkt dann nicht mehr als Sichtbares, sondern zieht sich in ein Geheimnißvollstes zusammen, andern und uns als letztes und höchstes Räthsel unsers Lebens.

„Es ist vielleicht anmaßend, sich auch selbst so über diese Gegenstände auszulassen, allein Sie kennen meine Weise, etwas, das so als dunkles Gefühl in mir aufsteigt, hinzuwerfen, unbekümmert darum, ob diese Vorstellung ein Gedanke ist oder nicht, und die ganze Frage an sich ist eine für uns zu wichtige, als daß man nicht den Offenbarungen seines Innern eine Ueberzeugung hierin abzulauschen versucht würde."

So weit diese Mittheilung! deren Trost und Tiefe keines weitern Fingerzeigs bedarf. —

Für diesen Sommer gaben übrigens noch ein besonderes Motiv zu manchen nähern Betrachtungen die ersten beiden, im vorigen Jahre erschienenen, und jetzt zuerst gründlich durchgegangenen Bände der „Briefe Goethe's an Frau von Stein". Ich schrieb damals davon: „Der zweite Theil hat mir nun schon entschieden besser gefallen, denn ein festeres und klareres Verhältniß spricht hier aus jedem Blatt, und leicht ist zu folgen, wie diese so eigenthümliche Begegnung doch wesentlich und unzweifelhaft beigetragen hat, den Glücklichen glücklicher zu machen, und seine geistigen Fühlfäden und Schwingen zu reifen und zu kräftigen. Ich gestehe, daß ich von diesem zweiten Theile an anfange (was ich früher dem Kanzler von Müller nicht recht glauben wollte) diese Briefe als den wichtigsten Commentar und als das werthvollste complementare Moment zu seinen Werken zu betrachten. Ist es doch überhaupt so schwer, das innere eigenste Seelenleben eines Menschen

zu begreifen! denn, bleibt uns darin auch nur eine wesentliche und grundursachliche Richtung des Geistes ganz verborgen (wie denn dies früher mit dieser ganzen Periode Goethe's der Fall war), so muß natürlich auch ein um ebenso viel dichteres Dunkel über den gesammten Lebensgang und Charakter gebreitet bleiben."

Strenger urtheilte unsere Freundin in einem ihrer Briefe darüber: „Da ich nun hierbei von der Idee der Liebe ganz abstrahire, finde ich mich eher in diese Goethe'schen Briefe. Eben las ich die Stelle S. 23, die gewiß sehr bezeichnend ist: «Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel.» So ist das meiste in der Welt, was als Liebe gilt. Sie kommt mir ganz vor wie aus den Romanen der Frau von Laroche: vor allen tugendhaft, dann auch wol liebend und fein; aber geliebt hat sie ihn nicht, und das ist auch wol begreiflich. Es ist nicht in der Natur der Frau, wenn sie es nicht aus Eitelkeit thut, einen jüngern Mann zu lieben (ich meine die Liebe im höhern Sinn, die sich mit einem gewissen Herabsehen unmöglich vertragen kann, und Herabsehen mußte sie doch auf ihn, wenn er gleich Goethe war, nach diesen Briefen), und so ist doch das Ganze im Grunde unwahr." —

Während wir jedoch nun so in Pillnitz das längstvergangene Liebesleben eines Dichters verfolgten, hatten in meinem eigenen Hause in Dresden die ersten Fäden eines neuen Liebeslebens sich angesponnen, denn indem mein ältester Sohn, in ärztlich-praktischer Thätigkeit damals schon rühmlich bekannt, eine lebhafte Neigung gefaßt für eine junge Dame, bat er jetzt um unsere Einwilligung, als wir eben zur Stadt zurückgekehrt waren. Ich sowol als meine liebe Frau, nachdem wir von der Liebenswürdigkeit und dem wahren innern Werthe der Auserwählten uns überzeugt hatten, fanden keinen Grund dieselbe zu versagen. Noch war das junge Fräulein Herbst als talentvolles Mitglied dem hiesigen königlichen Hoftheater ver-

bunden, doch der stets sehr freundlich uns gesinnte Herr von Lüttichau, als Intendant, genehmigte sofort deren Entlassung aus dem Contract, da das junge Paar sehr sich sehnte, bald sein eigenes Home sich einrichten zu können, und so sollte denn bereits zur Wiederkehr meines und meiner Aeltern Hochzeitstags (1. Nov.) die Verheirathung stattfinden.

Gewiß! bei diesem im ganzen so schnell uns herangekommenen Ereigniß mußte ich wieder, wie oft schon sonst, an jenes hübsche Gedicht im „Divan" denken:

Reit'st du an einem Schmied vorbei
Weiß't nicht ob er dir dein Pferd beschlägt;
Find'st du eine Hütte im Felde frei,
Weiß't nicht ob sie dir ein Feins-Liebchen trägt u. s. w.

Denn wohl hatte dies liebe Kind damals, als ich sie zuerst in der Rolle des Arthur im „König Johann" sah, wie sie so rührend um Erhaltung des Augenlichts flehte, mir zwar im allgemeinen den besten Eindruck gemacht, und doch war ich dabei noch weit entfernt zu ahnen, daß sie in kurzem meinem Erstgeborenen eine so liebe Lebensgefährtin und auch uns allen eine geliebte Tochter und Schwester werden sollte.

So war denn also mit einem mal Bewegung und Aufregung, aber diesmal eine sehr freudige, in unser Familienleben gekommen! Es gab so viel einzurichten, zu besorgen, zu schaffen, die Töchter hatten zu besprechen und einzukaufen, meine geliebte Eugenie, aus Liebe zu ihrem Bruder, und dem Alter nach der Lina Herbst am nächsten stehend, schloß sich der neuen Schwester besonders an, die Freunde nahmen von allen Seiten mit besten Glückwünschen theil, und so bereitete sich für den 30. Oct., als Vorabend der dann nur still zu begehenden Hochzeit, ein sehr hübsches und künstlerisch reich ausgeschmücktes Fest vor, welches jedenfalls hier eine nähere Erwähnung verdient.

Dr. Bürk, der späterhin so unglücklich geisteskrank endigende Mann jener bedeutenden und uns befreundeten Künstlerin, geborene Bayer, deren ich schon mehrfach gedacht habe, hatte eine kleine Scene recht artig verfaßt, worin der Abgang unserer neuen Schwiegertochter von der Bühne in melodischer Weise erst beklagt und dann gerechtfertigt wurde, und hierauf folgten nun zwei ausnehmend schöne, wieder von unsern Künstlern aufs beste angeordnete Tableaux: Fortuna von Amor zurückgehalten*), und Die Parzen, denen Amor die Schere verbirgt. Wie uns in jener dramatischen Scene neben der Bayer zumal die ganze Erscheinung und das sehr getragene und schöne Sprechen unserer geliebten Eugenie innig erfreut hatte, so wurden diese Tableaux durch einen reizenden Amor — das bildschöne Töchterchen des Sängers Tichatscheck — zu wahren und vollendeten Kunstwerken. — O hätte man diese beiden Gruppen sogleich in echter Weise photographisch festgehalten! — der Anblick war außerordentlich! — das schöne Bild der Bayer als Fortuna, und jenes liebliche Kind in aller Frische erster Jugend als Amor. — Auch die Gruppe der Parzen war in Anordnung der Gewandung so großartig, und über derselben in muthwilliger Wendung auf einer kleinen Ara sitzend wieder jener wunderliebliche Amor, der es wol werth war, der Atropos die Schere entführt zu haben! — Beide Bilder wurden durch ein paar wohlgesprochene von mir dazu gedichtete Strophen eingeleitet, und damit auch die Aufführung dieses meines eigenen poetischen Versuchs hier nicht fehle, füge ich denselben sofort bei:

Fortuna von Amor zurückgehalten.

Ein lieblich Bild hat sich vor euch vollendet,
Ein Lebensziel, ihr saht es froh gekrönt,

*) Nach der Idee eines berühmten Bildes von Correggio.

Den Guten war das Beste zugewendet,
Das Schicksal schien aufs glücklichste versöhnt.
Doch sind oft Tage falsch, oft schwanken Zeiten,
Veränderlich erscheint des Menschen Los,
Da müssen nun wir auf das Künft'ge deuten;
Vollendend Reiffsein macht das Leben groß! —
So fragt zuerst: wie läßt das Glück sich halten?
Wie siegt die Seele über das Geschick?
Wodurch selbst glätten sich des Kummers Falten?
Wodurch verwandeln Schmerzen sich in Glück? —

Gebt Achtung denn! faßt recht die holden Züge,
Wir deuten's euch sogleich in einem Bild,
Nicht denk' ich, daß euch die Erscheinung trüge:
Fortunen seht ihr hier und Amor mild!
Denn Amor ist's, der einzig festzuhalten
Das Glück vermag, all anderm schnell entrückt,
Die Liebe ist's, sie, die mit Hochgewalten
Die Seele fesselt und den Geist entzückt!
Sie haltet fest! dann wird nie Glück euch fehlen,
Fortuna — Eros — sie sind stets vereint.
Und sagt man euch: darauf sei nicht zu zählen,
Da schweres Leiden oft der Lieb' erscheint:
So bleibt doch fest! Nie wird Glück der entbehren,
Der echte Liebe recht weiß zu verehren!

Die Parzen, denen Amor die Schere verbirgt.

Ihr habt's gesehn, erhaltet's in Gedanken,
Das Mittel zeigt' ich euch zum festen Bann;
— Jedoch — das Leben ist in stetem Schwanken,
Gefahr umgarnt es — Tod drängt auf uns an! —
Da fragt sich's nun, ob nicht ein Mittel wäre,
Die Kraft erhöhend, und, in Kampf und Krieg
Der Atropos entreißend ihre Schere,
Das Leben rettete zu höchstem Sieg? —
Und also werdet ihr's im Bild erblicken,
Es zeigt den Sieger euch, den list'gen Held,
Und wieder Eros ist's — nur ihm wird's glücken,
Wo keinem sonst die Rettungspalme fällt.

Die Liebe siegt im Tod, sie rettet Leben!
Des Bildes Sinn, er sei euch wahr gegeben!

Zum Schluß des Ganzen sprach endlich die Bayer jene herrliche Widmung Goethe's zu seinen Gedichten:

Der Morgen kam es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf der mich gelind umfing u. s. w.

mit einiger Aenderung der letzten Verse, sodaß sie Bezug auf das junge Paar bekamen, welches dann von der herabtretenden Muse und den Nymphen der ersten Scene bekränzt wurde. In Wahrheit, all dies war so kunstschön und in sich vollendet gewesen, daß es jeder Anforderung genügte, die an so etwas irgend gemacht werden kann, und ich muß daher nur wünschen, daß den hier Gefeierten es zum wahren Glückszeichen auf späte späte Lebenstage gedeutet werden dürfe!

Unter den Klängen von Mendelssohn's prachtvollem Marsch aus dem „Sommernachtstraum" zog nun die zahlreiche Gesellschaft Paar und Paar die schöne Treppe hinauf in die obern Räume, wo endlich ein von Gesängen und manchem guten Trinkspruch belebtes, an vielen kleinen Tafeln vertheiltes Souper das Fest in bester Weise beschloß.

Sonderbar! — Welche Gegensätze im Raume eines halben Jahres — von dem grimmigen Anfang dieses Mai bis zu dem heitern Schlusse dieses October! — und wie oft wiederholen sich solche Widersprüche im Leben des armen Sterblichen! So ungleich aber auch die Ereignisse, so gleichmäßig hatte im ganzen die Schönheit des Wetters vom Frühjahr bis Herbst sich erhalten. Noch im September, als ich Pillnitz verlassen und zur Stadt wiedergekehrt war, welche Schönheit der Atmosphäre hatten wir oft zu bewundern. Ich erinnere mich namentlich eines Abends, da ich einen einsamen Spaziergang nach der neustädter Seite gemacht hatte und dort einen Kahn nahm, um mich gegen die Bogen der eben erst neu aus den

Elbwellen aufgestiegenen großen Eisenbahnbrücke hinabschwimmen zu lassen! Der ganze Zauber, der über dieser Oertlichkeit ausgegossen sein kann, wurde mir damals wieder so recht fühlbar! Ich schrieb davon: „Schon war die Sonne unter, der Neumond leuchtete, prachtvolle Röthung säumte den Horizont, und in dunkelm saftigen Braun ragten die schattigen Linden des Geheges über die großen am Kai angelagerten Frachtschiffe. Alles was Clairobscur, Luftspiegelung, Widerschein und Reitz des Abendlichts genannt werden kann, hatten die bei jeder Wendung des Kahns neu beschäftigten Augen zu bewundern! Und wie groß die Wirkung der einfachen mächtigen Architektur der Brücke, noch in ihrer vollen Einfachheit ohne alles Eisengeländer und ähnliches Kleinliche! Als der Kahn durch solchen mächtigen Bogen hindurchgeschwommen war, sodaß dieser nun wie ein ungeheuerer Rahmen das dahinterliegende Bild der Stadt umschloß, von farbiger Gegendämmerung gehoben und durch die alte Elbbrücke und die lagernden Schiffe geziert, und als dann die Farben des Himmels und das Licht des wachsenden Mondes hundertfältig von den leicht dahinzitternden Wellen widerglänzten, da versenkte mich die milde Wasserluft in halbes Träumen, und mir fiel das alte Hoffmann'sche Märchen wieder ein von den drei grünen Schlänglein und der geheimnißvollen Atlantis, das mir doch in so mancher Beziehung wahrhaft prophetisch für mein dresdener Leben geblieben ist! Denn war mir nicht heute wieder begegnet, was oft schon mich hier beglückte! hatte ich nicht da wieder eine wunderbare Atlantis erschaut, wo so viele nur die alte kursächsische Residenz Dresden gewahr werden!"

In diesem Herbst war auch Kaulbach, dessen Bekanntschaft ich acht Jahre früher in München in seinem Atelier gemacht hatte, kurze Zeit in Dresden. Sein Ruhm war seitdem durch die großen Aufgaben für Berlin sehr gestiegen, und schon hatten wir seinen mächtigen Carton — den Sturz Babels —

hier zu bewundern Gelegenheit gehabt. Eine größere Schärfe in seiner ganzen Individualität wurde mir gegen früher entschieden fühlbar und erklärte mir auch recht wohl die Neigung zur Ironie, die denn namentlich in noch spätern Werken, und vielleicht nicht immer zu deren Vortheil, so viel mehr hervorgetreten ist. Bei alledem erfreute mich die Tüchtigkeit seines Wesens in allen Zügen.

Hatten wir nun so einen großen Maler für einige Tage gewonnen, so sollten wir dagegen zum Winter auf Jahre einen bedeutenden Musiker verlieren, dem auch ich besonders so manches Gute zu danken hatte. Es war Hiller, den die Rheingegenden mit ihrer Lust am Wein und Gesang wieder zu sich zogen. Ich sollte bei dieser Gelegenheit mich seinem Album einzeichnen und that es mit folgenden Worten, in welchen ich einen Gedanken weiter ausführte, den ich schon früher (Bd. I, S. 44 dieser Blätter) einmal hingeworfen hatte:

„Man kann nicht wohl über die tiefere Bedeutung der drei großen, sozusagen Cardinalkünste — Plastik, Malerei und Musik — nachdenken, ohne die Geschichte der drei großen, und auch sozusagen Cardinalsinne — Getast, Gesicht und Gehör — dabei sich gegenwärtig zu halten. Die merkwürdigsten Beziehungen zwischen der Entwickelung dieser Sinne in der belebten Welt des Planeten, und der Entwickelung dieser Künste in der Geschichte der Menschheit, ergeben sich dabei ganz ungesucht. Wie das Getast das Erste und überall Unentbehrlichste ist, durch welches das lebendige Geschöpf sich orientirt, so ist irgendeine Art von Plastik die erste und nothwendigste Kunst der Völker, und ihre höchste Blüte hat sie am frühesten erreicht.

„Das Gesicht, jenes wunderbare Wahrnehmen feinster Lichtwirkung, tritt erst auf höherer Stufe des Thierreichs hervor, aber gewissermaßen unstetig, bald zu einem Auge, bald zu Tausenden von Augen sich gestaltend, ja zuweilen selbst in

höchsten Thierformen wieder ganz verkümmernd. Entsprechend dem fällt die Blüte der Malerei erst in die mittlern Perioden der Menschheit, nimmt die verschiedensten Formen an, taucht auf und sinkt zuweilen wieder pöltzlich.

„Noch später, und zuhöchst erst vollkommen, entwickelt sich das Gehör: es deutet sich nur an in den höhern Mollusken und wird erst vom Reiche der Fische an bleibendes Eigenthum der Thierwelt, dann aber auch mit großer Stetigkeit und Symmetrie. Nie mehr nie weniger als zwei Organe, ein rechtes und ein linkes, und dann nie wieder sich verlierend. In ähnlichem Maße nun tritt eine wahre Musik erst in den letzten Jahrhunderten auf, mit großer Festigkeit dann sogleich in ihren Grundgesetzen sich gestaltend und an diesen nun gleichsam vor Anker liegend, gibt sie sich hin den feinsten wie den erhabensten Schwankungen, und wird so das Mysterium, in welchem, frei von aller Nachahmung wirklicher Welt, das vergeistigte Reich der Gefühle sich spiegelt.

„Wenn daher jene andern Künste über ihre höchste Blüte längst hinaus sind, fällt das volle Erblühen des Tonreichs durchaus in die neueste Zeit, und sicher liegen noch manche Geheimnisse hier unter leichter Decke verborgen — dem rechten Rhabdomanten unfehlbar immer von neuem sich bedeutungsvoll zu erschließen bereit!“

So endete sich denn also dies merkwürdige Jahr, dies Jahr, das auch mir mit dem Eintritt in die sechziger Jahre ein neues Element unsers Familienlebens herbeigeführt hatte! — doch will ich nun hier nicht von ihm scheiden, ohne auch noch dankende Erwähnung zu thun eines alten, für die Veröffentlichung meiner frühern Werke so ausgezeichnet thätigen Freundes, der in diesem Herbst hochbejahrt und von allen

Geschäften längst zurückgezogen starb — es war Gerhard Fleischer, der Gründer und vieljährige rühmliche Führer einer der größten Buchhandlungen in Leipzig. Er, der meine „Vergleichende Zootomie" sowie die „Gynäkologie" und dann auch mein „System der Physiologie" zuerst zum Druck gebracht hat, er ließ auch meine große zehnjährige Arbeit, „Die Ur-Theile des Schalen- und Knochengerüstes", von der vorauszusehen war, daß sie ihrer ganzen Aufgabe nach nur ein kleines Publikum finden könnte, in sehr würdiger Form (in Folio mit zehn schön gestochenen Tafeln) erscheinen, rein aus Achtung der Wissenschaft, und gab damit das Beispiel eines Buchhändlers, wie sie, je mehr öffentliches Leben fast allein durch Speculation und Industrie sich bestimmt findet, immer seltener werden, deshalb aber, wo sie sich bewähren, auch um so mehr die rühmlichste Anerkennung verdienen. Friede also seiner Asche!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Carus, Carl Gustav, 1789-1869

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

Bd.: Dritter Theil

Leipzig 1866